

# Abwehr und Aneignung von Geschichte: Vom Umgang mit dem Holocaust im Radio

Narrative Strukturen und Deutungsmuster  
der NS-Verbrechen in der Berichterstattung  
des öffentlich-rechtlichen Rundfunks

Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades (Dr. phil)  
der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Fakultät  
der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

vorgelegt von

Susanne Wegner

Eichstätt

2020

Erstgutachterin:

Prof. Dr. Friederike Herrmann

Professur für Journalistik und Kommunikationswissenschaft

*Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt*

Zweitgutachterin:

Prof. Dr. Martina Thiele

Institut für Medienwissenschaft

*Eberhard Karls Universität Tübingen*

Datum der Disputatio: 6. März 2020

# Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis .....	I
Danksagung .....	V
1. Einleitung .....	1
1.1 Problemaufriss .....	1
1.2 Forschungsstand .....	5
1.3 Forschungsinteresse .....	9
1.4 Sprache der Arbeit .....	11
1.5 Aufbau der Arbeit .....	13
2. Theoretische Fundierung .....	15
2.1 Erinnerungskultur(en) des Holocaust .....	15
2.1.1 Journalismus als Einflussfaktor auf Deutungsmuster der Geschichte .....	15
2.1.2 Deutungsstrategien des Holocaust im Wandel .....	21
2.1.3 Zentrale Deutungsmuster „Schuld“ und „Schlusstrich“: Verfestigung oder Abwehr von Erinnerung .....	34
2.1.4 Der Holocaust als Metanarrativ: Darstellungsverbot versus Erinnerungsgebot .....	44
2.2 Radio, Journalismus und Vergangenheit .....	47
2.2.1 Erste Begriffsannäherungen .....	47
2.2.2 Exkurs zur sinnlichen Wahrnehmung des Radios: Hören versus Sehen .....	53
2.2.3 Ästhetik des Radios: Entscheidung über Akzeptanz oder Ablehnung des Gesagten .....	57
2.2.4 Die Bedeutung des Hörfunks für die Erinnerungskultur .....	62
2.2.5 Radiospezifische Darstellungsformen .....	63
3. Methodik .....	67
3.1 Allgemeine Vorüberlegungen .....	67
3.2 (Reflexive) Grounded Theory als Forschungszugang .....	76
3.3 Qualitative Inhaltsanalyse .....	82
3.3.1 Spezifiziertes Kodierschema für radiojournalistische Beiträge .....	82
3.3.2 Beschreibung des Materialkorpus .....	87
3.3.3 Transkription der Beiträge .....	90
3.4 Rezeptionsanalyse .....	92
3.4.1 Erhebungsmethode der Gruppendiskussion .....	92
3.4.2 Gruppenbildung .....	96
3.4.3 Konzeption der Sitzungen .....	98
3.4.4 Durchführung der Gruppendiskussionen .....	101
3.4.5 Transkription und Auswertung der Beiträge .....	103

4.	Der Holocaust im Radio: Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse .....	105
4.1	Deutungsmuster: Konventionelle Darstellung nach einem Grundmuster öffentlicher Erinnerung .....	105
4.1.1	„Ich denke, dass Verantwortung besteht, dieses Teils der Geschichte zu gedenken.“ Emotion und Moral in der Rahmung von historischen Fakten .....	105
4.1.2	„Mir ist teilweise wirklich das Wasser in den Augen gestanden.“ Die Darstellung von Schmerz und Betroffenheit .....	111
4.1.3	„Er ist für die Erinnerungs- und Geschichtspädagogik zur exemplarischen Gestalt geworden.“ Die Leidensgeschichte des Zeugen eingebettet in einen Metadiskurs über Erinnerung .....	113
4.2	Deutungsmuster: Journalistisches Ich und alternative Erzählweisen.....	119
4.2.1	„...ein surreales Wetteifern um die emotionalsten Momente.“ Medienkritik und unausgesprochene Schuldfrage.....	119
4.2.2	„...das gilt aber auch mit gewissen Abstrichen für uns und die Flüchtlinge.“ Analogisches Erzählen: Fragen nach Gemeinsamkeiten zwischen Gegenwart und Vergangenheit. ....	124
4.3	Deutungsmuster: Reflexion über die Erinnerungskultur mittels aktueller politischer Debatten.....	128
4.3.1	„Ist damit eine neue Qualität des Umgangs mit der Verantwortung der Deutschen erreicht?“ Die Frage nach dem Zusammenhang von AfD und Antisemitismus. ....	128
4.3.2	„Es war ein würdiges Gedenken.“ Der Versuch einer positiven Deutung des Umgangs mit negativer Erinnerung .....	131
4.4	Deutungsmuster: Im Dialog mit ausgegrenzten Stimmen.....	134
4.4.1	„Also mich persönlich interessiert Auschwitz privat überhaupt nicht mehr.“ Der Umgang mit Andersdenkenden .....	134
4.4.2	„Ich find's manchmal unverschämt, wie die Leute über uns denken.“ Die Frage nach dem Umgang migrantischer Schüler*innen mit der Geschichte des Holocaust.....	138
4.4.3	„Bringt es wirklich etwas?“: Die Frage nach dem Stellenwert des Zeitzeugengesprächs für rechtsradikale Jugendliche .....	141
5.	Der Holocaust im Radio aus Sicht von Rezipient*innen: Ergebnisse der Gruppendiskussion.....	146
5.1	Aneignungsmuster: Erste emotionale Reaktionen auf konventionelle Erzählmuster .....	146
5.1.1	„Nicht schon wieder sowas!“ Abwehrhaltungen gegen normative Darstellungen, die ein Denken und Fühlen vorzugeben scheinen .....	146
5.1.2	„Das hat mich wütend gemacht!“ Wut als Reaktion auf eine als unangemessen empfundene Betonung in der journalistischen Stimme.....	148
5.1.3	„Das treibt den Horror auf die Spitze!“ Entsetzen und Schock als Reaktion auf eine auf Brutalität reduzierte Darstellung .....	149
5.2	Aneignungsmuster: Analysierende Rezeption von konventionellen Erzählmustern .....	151

5.2.1	„...das ist ein komischer Umgang mit Zeugen“. Konventionelle Opfer-Täter Darstellungen erfüllen Erwartungen nicht .....	151
5.2.2	„Wasser auf Höckes Mühlen.“ Die Zuspitzung auf Brutalität als möglicher Auslöser für Schuldgefühle .....	153
5.2.3	„Das ist ja diese Opferperspektive, wo sich alle nur noch schlecht fühlen.“ Kritik an einer dramatischen Darstellung von Zeug*innen durch Musik.....	155
5.2.4	„...ein morbides Disneyland.“ Dramatik in konventionellen Darstellungen als Zeichen von Sensationslust des Publikums .....	156
5.3	Aneignungsmuster: Positive Übernahme von konventionellen Mustern.....	158
5.3.1	„Ich hatte auch positive Emotionen.“ Hoffnungsvolle Musik und O-Töne helfen, negative Erinnerungen zu sich selbst in Bezug zu setzen.....	158
5.3.2	„[...] da hab‘ ich mir gleich gedacht: ‚wie meine Oma!‘“ Die Biografie des Zeugen als Zugang zur eigenen (Familien-)Geschichte.....	159
5.4	Aneignungsmuster: Positive Wahrnehmung von alternativen Erzählweisen .....	162
5.4.1	„Das schlägt ein wie eine Bombe!“ Analogisches Erzählen als Anreiz, sich neu mit dem Holocaust auseinanderzusetzen.....	162
5.4.2	„Der Beitrag zeigt auf intelligente Art, um was es wirklich geht.“ Journalistisches Ich regt zu neuen Überlegungen an .....	163
5.5	Kontroverse Reaktionen und Diskussionen über alternative und konventionelle Erzählweisen .....	165
5.5.1	„Wie ein kalter Eimer über den Kopf.“ Grundsatzdiskussion über Brutalität in Zeug*innenaussagen.....	165
5.5.2	„Der Journalist muss das einordnen können!“ Die Schlussstrich-Debatte als Zugang zu den Problemen der Gegenwart .....	167
5.5.3	„Was sind das für Leute, die so denken?“ Die Frage nach dem Hintergrund des „Schuld-Kults“ .....	168
5.5.4	„Das ist eine Instrumentalisierung des Themas und das mag ich nicht.“ Der Verdacht der versteckten Meinungsmache.....	170
5.6	Widersprüchliche Deutungen von konventionellen und alternativen Erzählweisen .....	172
5.6.1	„Es ist eben unvorstellbar.“ Schüler*innen aus dem Beitrag als Abbild von jugendlichen Diskutant*innen.....	172
5.6.2	„Ich wusste nicht, dass die Diskriminierung weiterging.“ Der Metadiskurs über den Umgang mit Minderheiten steigert den Respekt für den Zeugen, aber nicht das Verständnis für gegenwärtige Formen der Diskriminierung .....	173
5.6.3	„Ich denk, da wär‘ man auch erschüttert.“ Schüler*innen über die Darstellung rechtsradikaler Jugendlicher.....	174
5.6.4	„Das finde ich nicht so passend.“ Ablehnung von positiven Darstellungsweisen des Holocaust .....	175
6.	Fazit.....	177
6.1	Zusammenfassung der Ergebnisse der Inhaltsanalyse: Deutungsmuster in radiojournalistischen Beiträgen .....	177

6.2	Thesen zum Umgang von Radiojournalismus mit dem Holocaust.....	179
6.3	Zusammenfassung der Ergebnisse der Gruppendiskussion: Aneignungsmuster der Teilnehmer*innen.....	182
6.4	Thesen zum Umgang von Rezipient*innen mit der Holocaustberichterstattung im Radio.....	184
6.5	Diskussion und Problematisierung der Ergebnisse .....	189
6.6	Ausblick .....	197
	Literaturverzeichnis.....	203
	Abbildungsverzeichnis .....	223
	Abkürzungsverzeichnis .....	224
	Verzeichnis der analysierten Radiobeiträge .....	226

# Danksagung

Bei diesem Buch handelt es sich um die überarbeitete Fassung meiner im März 2020 eingereichten und verteidigten Doktorarbeit an der *Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt*.

Ich bedanke mich bei allen, die mich bei der Entstehung dieser Arbeit unterstützt haben. An erster Stelle danke ich meiner Doktormutter Friederike Herrmann für die konstruktive, vertrauensvolle und geduldige Betreuung über all die Jahre hinweg. Ebenso danke ich meiner Zweitgutachterin Martina Thiele für ihre Unterstützung und ihr Vertrauen in mich und meine Arbeit.

Danken möchte ich allen, die an den Gruppendiskussionen teilgenommen und mir bei der Organisation geholfen haben, danke an Susanna Endres, Richard Rongstock, Tino Wagner und Doris Werner. Danke an Lena Baumann und Sarah Baumann für den wertvollen Austausch und ihre Unterstützung beim Transkribieren der Beiträge. Danke an Simone Rieger und die *PROFor+* Förderung der *Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt* für die Finanzierung der Gruppendiskussionen. Danke an alle, die mir beim Zusammenstellen der Audiobeiträge geholfen habe, danke insbesondere an Manfred Michels vom *Deutschlandfunk Archiv*. Darüber hinaus danken möchte ich Andreas Kehr. Seine leidenschaftliche Auseinandersetzung mit Musik hat mich inspiriert, immer nach dem Ursprungston zu fragen.

Mein besonderer Dank gilt meiner Familie, meinen Freund\*innen und Kolleg\*innen, die mich bis zur Veröffentlichung der Arbeit begleitet und mir immer zur Seite gestanden haben. Euch widme ich dieses Buch.

*Dortmund, im Februar 2023, Susanne Wegner*

# 1. Einleitung

## 1.1 Problemaufriss

Am Vortag des 70. Jahrestages der Auschwitz-Befreiung und des internationalen Gedenktags an die Opfer des Nationalsozialismus veröffentlichte die *Bertelsmann Stiftung* eine Studie zum deutsch-israelischen Verhältnis, die Rückschlüsse über den gegenwärtigen Umgang der beiden Nationen miteinander nach dem Holocaust<sup>1</sup> zieht. Einen Tag später, am 27. Januar 2015, bezog sich die Journalistin Anja Reschke in einem Kommentar in den *ARD-Tagesthemen*<sup>2</sup> auf ein Ergebnis daraus: 81 Prozent der Deutschen wollten die Vergangenheit hinter sich lassen und 58 Prozent nicht mehr über die Judenverfolgung sprechen. „Wie kann man ausgerechnet unter den Holocaust einen Schlussstrich ziehen wollen, der so einzigartig in seiner Abartigkeit ist, dass man ihn nicht vergessen kann?“, fragte Reschke, den Blick in die Kamera gerichtet. Sie habe eine Dokumentation über die Befreiung des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz gesehen, gedreht von Kameramännern der alliierten Truppen. Sie kamen, als die „Schornsteine der Krematorien noch rauchten“, seien „über Berge von Leichen gestiegen und zeigten „Bilder von Skeletten mit etwas Haut darüber, offene Münder, verdrehte Gliedmaßen.“ Heute seien die Kameramänner über 90 Jahre alt und hätten geweint, als sie davon erzählten. Obwohl Reschke den Holocaust nicht selbst erlebt habe, schäme sie sich, wenn sie diese Bilder sehe, weil die Geschichte der Judenverfolgung zu ihrer Identität als Deutsche gehöre. Wenn sie dann sehe, wie Menschen, die sich der Gruppierung *Pegida*<sup>3</sup> angehörig fühlten, auf die Straßen gingen, um gegen Ausländer\*innen<sup>4</sup> zu demonstrieren, würde ihr schlecht.

Der Kommentar verweist auf einen offensichtlich ambivalenten Umgang mit der Geschichte des Holocaust. Während Reschke die Kluft nur andeutet an, nennt die Studie der *Bertelsmann Stiftung* die Gründe dafür: Der Holocaust habe im öffentlichen Gedächtnis die Bedeutung eines „negati-

---

<sup>1</sup> Zum Begriff „Holocaust“ siehe Kapitel 1.4.

<sup>2</sup> Tagesschau (2015): „Kommentar: Anja Reschke, NDR, zum Gedenken an Auschwitz“, URL: <https://www.tagesschau.de/multimedia/video/video-58033.html> (zuletzt aufgerufen am 2.2.2021).

<sup>3</sup> Akronym für „Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“. Dabei handelt es sich um eine rechte Bewegung, die seit Oktober 2014 regelmäßig rassistische Protestdemonstrationen vornehmlich in Dresden organisiert (vgl. Häusler 2018, S. 31).

<sup>4</sup> Ich verwende im Folgenden die Genderform „\*innen“ in Anlehnung an das *Gendergap*. Damit soll die männliche und weibliche Form gleichwertig benannt und Personen angesprochen werden, die nicht in das Frau-Mann-Schema passen (wollen) wie trans- und intergeschlechtliche Menschen.

ven Bezugspunkts“, der die deutsche Geschichte mit dem deutschen Selbst- und Geschichtsverständnis in Verbindung bringe. Auch wenn eine Mehrheit aus der Bevölkerung die Geschichte nicht leugnen wolle, sei gegenwärtig „ein klares Bekenntnis zur Entwicklung einer positiven Identität festzustellen, die auf anderen Aspekten der eigenen Kultur fußt“ (Hagemann/Nathanson 2015, S. 12). Je länger der Zweite Weltkrieg zurückliege, desto mehr wollten sich die Befragten „lieber gegenwärtigen Problemen widmen“. Das treffe vor allem auf Personen zu, die nach 1970 geboren seien und keinen direkten Bezug zum NS-Regime hätten. Sie forderten besonders häufig, „endlich einen Schlusstrich unter die Vergangenheit“ (ebd., S. 24) zu ziehen.

Der Soziologe Heinrich (2002) untersuchte, warum sich die öffentliche und private Erinnerung grundlegend in Deutung und Auslegung von Vergangenheit unterscheidet. Auf Basis von 2.000 Fragebogen-Interviews mit deutschen Bürger\*innen kam er zu dem Ergebnis, dass sie weniger den negativen Bezug auf die NS-Vergangenheit im öffentlichen Diskurs als Schuldiskurs in Hinblick auf die Täter\*innengesellschaft assoziierten, als vielmehr die eigenen Flucht- und Fronterfahrung sowie den „Bombenkrieg“ im Zuge des Zweiten Weltkriegs. Das „negativ besetzte Denken“ an die Jugendvernichtung spiele „in den kollektiven Erinnerungen keine Rolle mehr“ (ebd., S. 202). Der Holocaust werde privat als „erinnernswert“ eingestuft, wenn die Befragten explizit darauf gestoßen würden. Sie fänden die Erinnerung „als zu belastend“ (ebd., S. 205). Heinrich schlussfolgert daraus, dass über Grenzen und Nutzen medialer Vermittlung ritualisierter Vergangenheit nachgedacht werden müsse und fordert, dabei strikt zwischen dem zu trennen, was öffentlich vermittelt und privat gedacht werde.

Offensichtlich besteht die Notwendigkeit, sich grundlegend mit einer Frage zu beschäftigen: Wie muss der Holocaust gegenwärtig dargestellt werden, um weder Abwehr noch Überdross zu erzeugen und ohne zu relativieren, dass große Teile der Bevölkerung an den nationalsozialistischen Verbrechen eine Schuld bzw. Mitschuld trugen und Deutschland sich bis heute dieser Verantwortung stellen muss? Die Frage muss vor allem an den Journalismus gerichtet werden. Geht man von dem Historiker Hans-Ulrich Thamer aus, wird es bei der Thematisierung der Geschichte des Holocaust bald ausschließlich auf die mediale Öffentlichkeit ankommen (vgl. ebd. 2007, S. 93). Umfragen wie die des *Instituts für Demoskopie Allensbach* zeigen, dass Zeitschriften und Fernsehen die zentralen Geschichtsvermittler und wichtigsten Informationsquellen für die Bevölkerung darstellen (vgl. Köcher 2010, S. 78). Journalist\*innen werden verstärkt historische Fakten präsentieren, die immer weniger vorausgesetzt werden können, und diese mit Wertvorstellungen einer Gesellschaft verbinden müssen, die deutlich machen, wodurch sich verantwortungsvolles Handeln auszeichnet (vgl. Krieg 2012).

Warum diese Zusammenhänge wichtig sind, verdeutlicht das Konzept der *Cultural Citizenship* (vgl. Klaus/Lünenborg 2002; 2004). Es betrachtet Medien als Motor und Akteur bei der Herstellung von individuellen, gruppenbezogenen und gesellschaftlichen Identitäten. Journalismus übernimmt die Rolle als „zentrale Deutungsinstanz der modernen Gesellschaft“ (Lünenborg 2005, S. 68). Durch seine Auswahl-, Repräsentations- und Darstellungsmuster erschafft er mit jeder Darstellungsform einen spezifischen Ausschnitt und eine spezifische Interpretation gesellschaftlicher Wirklichkeit. Bezogen auf den Holocaust bedeutet das: Journalismus produziert mithilfe von Tönen, Texten und anderen Stilmitteln ein bestimmtes Bild von der Geschichte der Judenverfolgung. Einige Aspekte rücken dabei in den Vordergrund, andere bleiben unberücksichtigt. Auf dieses medial erzeugte Bild der Vergangenheit greifen Rezipient\*innen zurück, um zu eigenen Deutungen und Interpretationen zu kommen. Auf diese Weise wird Berichterstattung zum wesentlichen Teil des Selbst- und Fremdbildes, das ein Publikum von sich und einer Gesellschaft entwirft. Rezipient\*innen können dabei zu ganz anderen Lesarten kommen, als Medien mit ihren Deutungsangeboten nahelegen. Zwar bedienen sich Journalist\*innen und Rezipient\*innen desselben kulturellen Repertoires an Codes, Deutungsmustern und Narrativen, über die eine Gesellschaft verfügt und sich verständigt. Journalist\*innen sind jedoch in einen von redaktionellen Zwängen und institutionellen Vorgaben geprägten Produktionsprozess eingebunden, der sowohl ihre Berufsrolle als auch ihre persönlichen Überzeugungen durchdringen und Einfluss auf ihre gesprochenen und geschriebenen Medientexte nehmen kann (vgl. ebd.).

Diese Vorstellung eines spannungsreichen Kreislaufs liegt in den *Cultural Studies* begründet, die in den 1950er und 1960er Jahren in Großbritannien entwickelt wurden, um populäre und fiktionale Formen zu untersuchen. Sie gewinnen zunehmend in der deutschen Journalismus- und Rezeptionsforschung an Bedeutung (vgl. Lünenborg/Klaus 2000, S. 196). *Cultural Studies* haben weniger einen sozialwissenschaftlichen, als vielmehr einen handlungs- und kulturtheoretischen Hintergrund. Sie stellen das handelnde Subjekt in den Mittelpunkt und berücksichtigen dabei seinen sozialen und historischen Kontext. Menschliches Handeln wird als kulturell und alltagsgebundenes Handeln „als Prozess der Positionierung und Selbstpositionierung“ (ebd., S. 197) verstanden. Damit verbunden ist die „Frage nach Macht und deren Verteilung in der Gesellschaft“ (ebd.). Medien werden in einem Dreieck aus Macht und Kultur gedacht, in dem der Journalismus eine zentrale Aufgabe übernimmt. Medientexte liefern das „Material für (hegemoniale) Bedeutungsproduktionen“ und stellen „zugleich Mittel für Neuverhandlungen gesellschaftlicher Dominanzverhältnisse“ bereit. Diese Vorstellung hat Stuart Hall (1973) mit seinem *Encoding/Decoding*-Mo-

dell geprägt, der damit erstmals die verschiedenen Seiten der Medienproduktion und des Journalismus zusammenbrachte. Johnson (1985) entwickelte daraus den „Kreislauf der Produktion und kultureller Produktion“. Lünenborg und Klaus übertrugen diesen auf die Journalismusforschung, um die mediale Bedeutungsproduktion erklären zu können. Ihre Erweiterung um den Aspekt der „gesellschaftliche[n] Dimension der Bedeutungskonstruktion“ (ebd. 2000, S. 203), verbindet die privaten und öffentlichen Lebensäußerungen und setzt eine Schnittstelle zwischen Produktion und Konsumtion. Ihr Modell „spannt jenen Raum auf, in dem Bedeutungen ‚zirkulieren‘, also verhandelt und festgelegt werden“ (ebd. 2004, S. 200). Ferner bietet es ein „Interpretationsscharnier zwischen individualisierter alltäglicher Medienaneignung und politisch konstituierter Medienöffentlichkeit“ (ebd., S. 210), um auf „die Widersprüche und Konflikte“ (ebd., S. 199) aufmerksam zu werden, die zwischen den medialen Bedeutungsangeboten und der kontextgebundenen Bedeutungsproduktion des Publikums auf der Oberfläche des Medientextes sichtbar werden. Damit lassen sich auch tiefgehende Fragen an die Gestaltung von Medientexten stellen.

Eine tiefgehende Auseinandersetzung mit der Berichterstattung und seiner Rezeption zeigt sich in Bezug auf den Holocaust besonders relevant. Die Geschichte der Judenvernichtung ist untrennbar mit der Frage verbunden, ob sich die Gräueltaten überhaupt abbilden lassen und wenn ja, auf welche Weise. Heute muss zudem berücksichtigt werden, dass „Auschwitz massenhaft vorhanden ist“ (Krankenhagen 2001, S. 6). Auch für diese Aussage steht der Kommentar von Reschke beispielhaft. Einen Tag nach der Ausstrahlung der *Tagesthemen* reagierten Kolleg\*innen von der *Rheinischen Post* auf den Beitrag und bezeichneten die Resonanz im Netz als „gewaltig“: 2,6 Millionen Mal sei das Video auf *Facebook* abgerufen, 35.000 Mal geteilt und mehr als 3.000 Mal kommentiert worden (vgl. RP Online 2015). Der Großteil der Kommentator\*innen habe Reschke für ihre offenen Worte gelobt, andere lehnten es ab, „Verantwortung für die Gräueltaten der Nazizeit zu übernehmen“, weil sie das Thema „nicht mehr hören“ könnten. Die Kluft zwischen öffentlicher und privater Erinnerung in Bezug auf die Holocaust-Erinnerung wird gleichermaßen nachgezeichnet als auch durch die Medien verstärkt. Damit erhärtet sich der Eindruck, dass journalistische Angebote maßgeblich bei der Konstruktion und Verbreitung von Deutungsmustern beteiligt sind, die den Bedürfnissen des Publikums entgegenstehen können. Daher nimmt sich die vorliegende Arbeit vor, sich tiefergehend mit Deutungs- und Aneignungsmustern in Bezug auf die gegenwärtige Holocaustberichterstattung zu beschäftigen.

## 1.2 Forschungsstand

Forschung zu geschichtsbezogenem Journalismus ist Gegenstand vieler Disziplinen, die nach der Leistung von Medien für die Geschichte und ihrer Rolle bei der öffentlichen Aushandlung von Erinnerung fragen, wie die Politikwissenschaft, Zeitgeschichte, Geschichtsdidaktik, Kulturwissenschaft sowie die Medienwissenschaft (vgl. Finger/Wagner 2014, S. 337). Während das Forschungsfeld zu Erinnerung und Gedächtnis in diesen Fächern zwischen 1980 und 1990 eine „Konjunktur“ und einen regelrechten „Boom“ (Moller 2010a) erfahren hat, wendet sich die deutsche Kommunikationswissenschaft dem Thema eher zögerlich zu, obwohl sie mehrfach auf die Relevanz von Massenmedien für die Konstruktion von Erinnerung verwiesen hat (vgl. Zierold 2006; Erll 2004; Wilke 1999). Zierold sieht gerade dieses Fach als empirisch orientierte Disziplin in der Lage, eine differenzierte Perspektive zu entwickeln, weil sie über „Erfahrung in der Analyse des Zusammenhangs von Medien und Gesellschaft“ (ebd. 2006, S. 3) verfügt. Als Grund für die fehlende Etablierung des Forschungsfeldes in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft ist zu vermuten, dass der kulturwissenschaftliche Diskurs, der die Diskussion um Erinnerung und Gedächtnis prägt, nicht ausreichend in den Sozialwissenschaften aufgearbeitet worden ist und die dafür nötigen Methoden nicht im Fach etabliert sind. Das mache eine tiefgehende empirische Untersuchung des Feldes für Kommunikationswissenschaftler\*innen nicht nur schwer, sondern auch „wenig attraktiv“ (ebd., S. 8). Die US-amerikanische Kommunikationswissenschaft beteiligt sich schon länger an interdisziplinären Forschungen in diesem Bereich. Jill A. Edy und Barbie Zelizer haben in den 1990er Jahren den Zusammenhang von Journalismus und Erinnerung untersucht und eine „explorative Vorarbeit zu Inhaltsanalysen und Wirkungsstudien zum Thema kollektives Gedächtnis“ (Klein 1996, S. 27) geleistet. Sie gehen von einem symbiotischen Verhältnis zwischen Journalismus und Erinnerung aus: Journalismus nutze Vergangenheit, um darüber Ereignisse in der Gegenwart zu kontextualisieren. Die Erinnerung wiederum benötige den Journalismus als „key agent of memory work“ (Zelizer 2008, S. 85), um historische Themen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich machen zu können und darüber Prozesse der Vergemeinschaftung anzustoßen. Gemeinsam mit Vertreter\*innen der israelischen Kommunikationswissenschaft haben sie den Sammelband *Journalism and Memory*, zur Rolle des Journalismus für die Konstruktion von kollektiver Erinnerung publiziert (vgl. Zelizer/Tenenboim-Einblatt 2014).

Eine ähnliche Zusammenarbeit findet mittlerweile auch innerhalb der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft statt. Das DFG-Projekt „Wissenschaftliches Netzwerk: Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung“ setzt sich zum Ziel, die kommunikationswissenschaftliche Gedächtnis- und Erinnerungsforschung in ihren Grundlagen, ihren Arbeitsfeldern

und ihren Perspektiven aufzuarbeiten, weiterzuentwickeln und einen Austausch mit anderen Disziplinen anzustoßen (vgl. Pentzold et al. o.J.). Es nimmt auf das junge Forschungsfeld der *Memory Studies* Bezug, das noch kein eigenständiges Fach oder eine einheitliche Disziplin darstellt, sondern ein transdisziplinärer Zusammenfluss verschiedener Ansätze und Konzepten ist, die sich aus geistes-, sozial- bzw. kulturwissenschaftlicher Perspektive mit Erinnerung und Gedächtnis auseinandersetzen. Es soll helfen, Erinnerung als sozialen und kommunikativen Prozess zu verstehen und zwischen institutioneller, individueller und kollektiver Erinnerung unterscheiden zu können.

Der Großteil an bisher erschienenen deutschsprachigen Studien konzentriert sich auf Inhalt und Darstellung von Gedenktagen und ritualisierter Massenkommunikation (vgl. Altmeppen/Arnold 2013, S. 176). Der Schwerpunkt liegt auf dem Fernsehen als „Gedächtnismaschine“ (Kramp 2011) und auf Filmen als geschichtsbildende Medien (vgl. Ebbrecht 2014). Dieser Fokus hat vermutlich mit der Annahme zu tun, dass visuelle Medien das Geschichtsbewusstsein besonders prägen (vgl. Erll 2017, S. 154). Aufgrund seiner Emotionalität wird dem audiovisuellen Bewegtbild „die größte Macht zugeschrieben, sich ins Gedächtnis einzugraben“ (Berek 2005) und „Geschichte in der Gegenwart erfahrbar“ (Ebbrecht 2014, S. 12) zu machen. Zierold wirft einer Reihe von Aufsätzen „Globalbetrachtung“ und „Pauschalurteile“ (ebd. 2006, S. 3) vor, die sich weniger systematisch als vielmehr verallgemeinernd der Verbindung von Erinnerung und Fernsehen widmeten. Trotz des Schwerpunkts auf historisierenden Themen sei die Rolle von TV „im Kontext sozialer Formen von Erinnerung nicht annähernd erschlossen“ (ebd., S. 183).

Eine Studie, die darüber hinausreicht und die Rezipient\*innen- mit der Kommunikator\*innen-sicht verbindet, stammt von Pfaff-Rüdiger, Riesmeyer und Meyen (2012). Die Autorinnen zeigen anhand einer Gruppendiskussion von 28 Teilnehmer\*innen und einem Leitfadenterview mit zwölf Redakteur\*innen, dass sich beide Seiten in Bezug auf Geschichtssendungen im Fernsehen „auf gemeinsame Deutungsstrukturen“ (ebd., S. 124) stützten und sich Geschichtsjournalist\*innen an den Wünschen ihrer Zuschauer\*innen orientierten. Ein anderes Beispiel ist die Langzeituntersuchung von Krieg, Pröll und Magin (2016), sie weist auf Grundlage von Umfragedaten des *Instituts für Demoskopie in Allensbach* am Beispiel des Gedenktags an das Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944 nach, dass es einen Zusammenhang zwischen zunehmender Presseberichterstattung und einem steigenden Wissenstand der Bevölkerung gibt.

Nach welchen Regeln und Routinen Journalist\*innen geschichtliche Themen genau bearbeiten, welche Strukturen und Erzählmuster die Berichterstattung annimmt, muss noch genauer untersucht werden (vgl. Donk/Herbers 2012, S. 213; vgl. Ammann 2012, S. 161). Anzunehmen ist, dass

Journalismus bei der Thematisierung von Geschichte Einfluss auf öffentliche Diskurse und Erinnerungskulturen nimmt, dass er das Thema nach eigenen Logiken bearbeitet, bestimmte Aspekte in den Vordergrund stellt und andere vernachlässigt (vgl. Altmeppen/Arnold 2013, S. 175). Wie beim klassischen Journalismus ist beim Gedenktagsjournalismus der Nachrichtenfaktor Aktualität zentral. Er bildet die wichtigste Regel, die darüber entscheidet, ob ein Ereignis bzw. ein Thema ausgewählt und bearbeitet wird (vgl. Donk/Hebers 2012, S. 213). Weil es in der Logik des Journalismus liegt, immer Neues präsentieren zu müssen, ist sein Umgang mit der Vergangenheit meist auf ritualisierte Erinnerungsroutinen beschränkt. Greift Gedenktagsjournalismus ein historisches Thema auf, reaktualisiert er es zugleich, indem er es mit der Gegenwart verknüpft. Folglich verwebt er mehrere Bedeutungsebenen miteinander, so dass anzunehmen ist, dass seine Strukturen komplexer als die des tagesbezogenen Journalismus sind (vgl. Ammann 2012, S. 163). Dabei konstruiert er keine „zufälligen Versionen von Vergangenheit“ (Donk/Herbers 2012, S. 213), sondern schafft einen „zentralen Erinnerungskern mit wenigen Handlungen, Personen und Folgen“ (ebd., S. 211), der sich mit jeder Wiederholung verdichtet, vermutlich entlang weiterer Nachrichtenwerte. Mit jeder Wiederholung der historischen Ereignisse ändert sich der Deutungsrahmen, der in Abhängigkeit von gegenwärtigen Kontexten steht (vgl. Brockmann 2006). Diese „Rethematisierungsaufgabe“, die „in der Verfestigung von Erinnerung durch Repetition und Bereitstellung von Hintergrundwissen“ (Krieg 2012, S. 172) besteht, wird künftig immer wichtiger. Je mehr Zeitzeug\*innen sterben, desto stärker müssen Medien historisches Vorwissen vermitteln, weil das Publikum die vergangenen Ereignisse immer seltener aus ihrem persönlichen Umfeld erfahren (vgl. ebd., S. 190).

Die Frage, wie Rezipient\*innen die journalistischen Angebote in Bezug auf Erinnerungsthemen aufnehmen, war lange so gut wie unbeantwortet (vgl. Zierold 2006, S. 195; Finger/Wagner 2017, S. 339). Diese Forschungslücke versucht die Dissertation von Juliane Finger (2017) zu schließen: Sie untersucht den Zusammenhang von Medien und kollektivem Gedächtnis am Beispiel von Holocaustdarstellungen im Fernsehen und deren Wirkung. Welche Rolle Journalismus bei der Deutung von Geschichte der „zweite[n] Geschichte des Nationalsozialismus“ (Reichelt 2001, S. 9) einnimmt, gerät jedoch erst nach und nach ins Blickfeld der Forschung (vgl. Finger/Wagner 2014, S. 337). Nur wenige empirische kommunikationswissenschaftlichen Arbeiten behandeln den „Holocaust als zentralen Bezugspunkt der journalistischen Erinnerungsarbeit“ (ebd., S. 338). Kerstin Böhme-Dürr (1999) hat die Holocaust-Erinnerung in deutschen und amerikanischen Nachrichtenmagazinen miteinander verglichen, um die Frage zu beantworten, wie der Holocaust in den kollektiven bzw. sozialen Gedächtnissen unterschiedlicher Kulturen repräsentiert wird. Sie

kommt zu dem Ergebnis, dass in den amerikanischen Magazinen „das Bewusstsein für notwendige und adäquate Holocaust-Erinnerung [...] relativ stärker ausgeprägt ist als in den deutschen“ (ebd., S. 250), weil sie zumeist von Holocaust-Überlebenden initiiert wird. Die Opferperspektive dominiere, während bei deutschen eher die „selbstreferentielle Täterperspektive“ (ebd., S. 256) fokussiert werde.

Woran es grundsätzlich fehlt, sind empirische Arbeiten zu rein auditiven Deutungen der Vergangenheit. Das gilt auch für die Kulturwissenschaften, die sich wie kein anderes Fach mit Erinnerung und Gedächtnis befassen. Zu den wenigen Studien gehören die Arbeiten von Sabine Gerasch (1997) zum geschichtsjournalistischen Format WDR *ZeitZeichen* und die von Manuela Gerlof (2010) zum Hörspiel in der Nachkriegszeit der DDR. Gerlof stellt nicht nur eine „generelle Vernachlässigung des Hörsinns innerhalb der theoretischen Reflexionen“ (ebd., S. 13) fest. Die „auditive Dimension der Erinnerung an die NS-Zeit werde „nahezu vollständig ausgeblendet“ (ebd., S. 3). Als Grund vermutet sie „die allein auf Schallwellen beruhende Materialität des Tons und seine Flüchtigkeit“ (ebd., S. 10), die lange Zeit „für das Speichern von Erfahrungen und Erinnerungen ungeeignet“ (ebd., S. 12) schien.

Frank Schätzlein zufolge hat die Radioforschung in den 1970er und 1980er Jahren eingesetzt (vgl. ebd. 2012, S. 63). Während Anna Langenbruch die interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Klang heute vor allem im Bereich der Geschichtswissenschaft verortet (vgl. ebd. 2018, S. 10), sieht Carolyn Birdsall diese insgesamt an ihrem Ende. In neueren Sammelbänden und Handbüchern des Forschungsfelds *Sound Studies* werde dem Radio kein eigenes Kapitel mehr gewidmet, obwohl es sich bei Radioforschung um ein vielfältiges, interdisziplinäres Feld handle (vgl. ebd. 2018, S. 356). Walter Hömberg erklärt, das Radio zu Unrecht ein „Stiefkind der Medienforschung und auch der Medienkritik“ sei und verweist auf „die Renaissance des Radios bei den Nutzern“ (ebd. 2012, S. 22). Wie die ARD/ZDF-*Massenkommunikations Langzeitstudie* belegt, ist Radio fest im Alltag aller Generationen verwurzelt. Die Nutzungszahlen liegen knapp hinter denen des Fernsehens (vgl. Breunig et al. 2020, S. 410). Im Jahr 2020 schalteten die 14- bis 69-Jährigen pro Tag 165 Minuten TV und 136 Minuten das Radio ein (vgl. ebd., S. 418 f.). 65 Prozent der Radiohörer\*innen wählten dabei den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, weil sie diesen für seine „Glaubwürdigkeit, hohe journalistische Qualität“ und „Zuverlässigkeit“ (ZDF 2019) schätzten.

### 1.3 Forschungsinteresse

Astrid Erll zufolge generiert jedes Medium einen spezifischen Zugang zur Erinnerung (vgl. ebd. 2004, S. 6). Welche Relevanz haben die Fragen nach der Darstellung des Holocaust in Bezug auf das Radio, das allgemein ein Forschungsdesiderat darstellt? Folgende Punkte sprechen dafür, den Hörfunk als Medium der Geschichtsvermittlung stärker in den Blick zu nehmen:

1. Wie jedes andere Medium vermittelt Radio „identitätsrelevante Darstellungs- und Inszenierungsformen, Rollenvorlagen sowie Deutungs- und Handlungsmuster“ (Bose 2015, S. 3). Hörer\*innen nutzen das Radio „als Ressource für die Reflexion ihrer eigenen Werte und ihrer Mittel der Selbstpräsentation gegenüber anderen“ (ebd.), wenn sich die Formate und die darin vermittelten Werte mit ihren Bedürfnissen und Erwartungen decken. Dabei ist nicht nur das Gesagte wichtig, sondern auch wie das Gesagte präsentiert wird.
2. Radio hat den Vorteil, als „Nebenher-Medium“ (Weischenberg et al. 2005, S. 381) in den Alltag der Menschen eingebunden zu sein. Laut Tolson (2006) inszenieren Moderator\*innen bewusst eine Konversation mit dem/der Hörer\*in, die zwischen privat und öffentlich vermittelt. Indem Sprecher\*innen eine einfache Sprache wählen und auf möglichst freundliche Weise öffentliche Anliegen übersetzen, versuchen sie die Aufmerksamkeit des Publikums zu gewinnen. Ob sich der/die Hörer\*in auf diese Konversation einlässt, hängt vom Tonfall der/des Sprechers/Sprecherin ab. Er/sie muss den Eindruck erwecken, spontan, individuell und als er/sie selbst und nicht nur als Journalist\*in zu sprechen.
3. Wie die menschliche hat auch die technisch aufgezeichnete Stimme eine Vorrangstellung in der menschlichen Wahrnehmung. Sie verfügt über eine Eigendynamik, der sich Hörende kaum entziehen können. Die Stimme regt zur Imagination eigener Bilder an oder erzwingt sie sogar (vgl. Chion 2003). Durch ihre Individualität, Subjektivität und Emotionalität ist die Stimme mehr als ein Medium faktischer Aussagen, sie ist zugleich ein Medium des Nacherlebens. Das scheint gerade bei Zeug\*innen-Aussagen bedeutsam zu sein (vgl. Marszolek 2012). Claude Lanzmann (1994) hält die direkte Rede von Überlebenden für die einzig wahre und zulässige Form der Erinnerung. Sie vermittele eine Erfahrung, die durch keine Repräsentation zu ersetzen sei.
4. Weil Bilder nur einen Ausschnitt zeigen und auf wenige Zeichen reduziert sind, laufen sie Gefahr, dass mit ihnen „Erinnerungspolitik“ in Bezug auf „angemessenes Gedenken“ (Köppen 2007, S. 287) gemacht wird. Spielfilme wie *Schindlers Liste* haben dazu geführt, dass Auschwitz zum „Superzeichen“ (ebd. 2007, S. 284) geworden ist, bei dem eine universelle

Deutung von Trauma, Leid und Opferstatus im Vordergrund steht. Demnach reicht es aus, ein Bild von Schienensträngen zu zeigen, um auf die industrielle Massenvernichtung hinzuweisen (vgl. ebd./Scherpe 1997, S. 5). Menschliche Stimmen gelten als weniger stark Konventionen unterlegen und lassen mehrere Deutungsmöglichkeiten zu (vgl. Geißner 1973).

Wie die Punkte zeigen, erfordern rein auditive Medien eine andere Form der Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit dem Gesagten bzw. Gehörten und können daher für die Darstellung der nationalsozialistischen Massenvernichtung relevant sein. Daraus resultiert mein Forschungsinteresse: Ich möchte untersuchen, welche Rolle speziell der Radiojournalismus bei der Deutung und Aneignung von der Geschichte des Holocaust einnehmen und aufgrund seiner medialen Eigenheiten übernehmen kann. Daraus sind folgende Forschungsfragen abgeleitet:

*Wie gehen Radiojournalist\*innen gegenwärtig mit dem Holocaust um? Welche Rolle schreiben sie den Deutschen in den Beiträgen zu? Welche narrativen Strukturen und Deutungsmuster können identifiziert werden? Gibt es Beiträge, die neue Wege suchen, das Thema zu verhandeln? Welche Rolle spielt dabei die Phonetik? Wie werden die Beiträge von Rezipient\*innen gedeutet? Läuft eine ritualisierte und moralisierende Benennung und Darstellung von Schuld und Verantwortung in journalistischen Berichten Gefahr, eher zu einer Abwehr als zu einer Auseinandersetzung mit dem Holocaust zu führen?*

Ich gehe von folgender Vorannahme aus: Neue Erzählformen, die eine Auseinandersetzung mit dem Thema begünstigen, lassen sich in öffentlich-rechtlichen Hörfunkprogrammen identifizieren. Zum einen, weil rein akustische Formen nicht gezwungen sind, Bilder zu zeigen. Zum anderen, weil der Radiojournalismus dieser persönlichen Form der Auseinandersetzung jene gesellschaftliche Orientierung hinzufügen kann, die Menschen brauchen, um die Gegenwart verstehen zu können. Dies trifft auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu, weil er aufgrund seines Grundversorgungsauftrages über ein breites Programmangebot an Bildung, Information und Unterhaltung verfügt. Neben Programmvietfalt für die Masse und für Minderheiten setzt er auf Meinungsvietfalt. Auf diese Weise will er „als Medium und Faktor des Prozesses freier individueller und öffentlicher Meinungsbildung“ wirken und „dadurch die demokratischen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse der Gesellschaft erfüllen“ (§ 11 Abs. 1 RStV in der Fassung vom 1. Mai 2019).

## 1.4 Sprache der Arbeit

Einen ersten Zugang zu der Frage nach dem Wie der Darstellung stellt laut Stefan Krankenhagen die Bezeichnung der nationalsozialistischen Massenvernichtung (vgl. ebd. 2001, S. 8) dar. Die Begriffe „Holocaust“, „Shoah“ und „Auschwitz“ werden oft synonym verwendet. Sie sind jedoch unterschiedlich konnotiert und legen unterschiedliche Perspektiven auf den Massenmord. Jeder Begriff vermittelt ein anderes Geschichtsbild, das durch die etymologische Bedeutung und durch seine mediale Verwendung geprägt ist. Die jeweilige Darstellung der Vernichtung ist durch die Art der Benennung vorstrukturiert, da durch sie das „Unbekannte in bekannte Begriffe gefasst“ (ebd. 1992, S. 146) wird. Die Kommunikationswissenschaftlerin Martina Thiele sieht in jedem Begriff zur Benennung der nationalsozialistischen Massenvernichtung „eine Metaphorisierung des Geschehens“ (ebd. 2007, S. 15), der anhand des gewählten Begriffs zeigt, „welchen ideologischen Standpunkt der Sprecher einnimmt“ (ebd., S. 18).

Ursprünglich steht „Holocaust“ in einem religiösen Kontext. Abgeleitet von den altgriechischen Worten *holókaustos* und *holókauston* bedeutet er übersetzt „völlig verbrannt“<sup>5</sup>. Damit verweist er auf die Opferung von Tieren im Altertum, um eine Gottheit um die Vergebung von Sünden zu bitten. „Holocaust“ hat eine klangliche Verwandtschaft zu „ola“, dem hebräischen Wort für „heilige Opfer“, das den Begriff mit der urchristlichen Idee eines jüdischen Martyriums als Strafe in Verbindung bringt (vgl. ebd., S. 17). Wegen der religiösen Bedeutungen wird diskutiert, ob „Holocaust“ als Bezeichnung für die Judenvernichtung geeignet ist. Doron Rabinovici befürchtet, dass der Vergleich mit sakralen Ritualen eine Mystifizierung und Beschönigung der NS-Morde an den Juden suggerieren könnte, dass die sechs Millionen Opfer einen „höheren Sinn“ (ebd. 1994, S. 7) gehabt haben.

Der Begriff „Holocaust“ hat sich international durch den gleichnamigen Titel einer US-amerikanischen TV-Serie aus dem Jahr 1979 etabliert. Die Fernsehproduktion ersetzte den von den Nationalsozialisten geprägten Begriff der „Endlösung der Judenfrage“. Auch wenn bis heute unklar ist, welche Opfergruppen mit dem Begriff umfasst werden, kommt laut Thiele „Holocaust“ der Definition eines organisierten und in seiner Durchführung einzigartigen Massenmord der Nationalsozialisten an den Juden am nächsten (vgl. ebd. 2007, S. 16). Auch wenn mit „Holocaust“ nicht ausschließlich der Mord an den Juden gemeint sei, weise die Bezeichnung auf eine Eingrenzung hin: Es handelt sich um die von Nationalsozialisten zwischen 1933 und 1945 „überwiegend an

---

<sup>5</sup> Vgl. Duden (o.J.): „Holocaust“, URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Holocaust> (zuletzt aufgerufen am 2.2.2021).

Juden verübte Verbrechen“ (Thiele 2007, S. 19). Nicht explizit angesprochen seien mit dieser Definition Angehörige anderer ethnischer Minderheiten wie Sinti\*ze und Rom\*nja<sup>6</sup>, politische Gegner\*innen wie Kommunist\*innen, Sozialist\*innen und Widerstandskämpfer\*innen, Homosexuelle, russische Kriegsgefangene, religiöse Gruppen wie Zeug\*innen Jehovas, Menschen, die der NS-Ideologie nach als von der sozialen Norm abweichend galten, sowie Menschen mit körperlichen oder geistigen Behinderungen. Auch wenn eine „intellektuelle Feinfühligkeit“ (ebd., S. 18) für diese Opfergruppen fehle, verweise „Holocaust“ auf die Einzigartigkeit der NS-Verbrechen. Daher sei der inflationäre Gebrauch abzulehnen, Genozide und Völkermorde aller Art „Holocaust“ zu nennen<sup>7</sup>, der zu einer Verharmlosung oder Relativierung der Judenvernichtung führen könnte.

Der Begriff „Shoah“<sup>8</sup> ist hebräischen Ursprungs und bedeutet so viel wie „Katastrophe“ und „Untergang“. Auch er hat einen religiösen Kontext, er verweist auf ein biblisches Gesetz und ist mit „Schuld und Sühne“ konnotiert. Heute wird „Shoah“ im Sinne von Verzweiflung und metaphysischem Zweifel verstanden (vgl. ebd., S. 15). „Shoah“ wird ausschließlich für die Massenvernichtung der Juden unter der nationalsozialistischen Herrschaft verwendet und steht für „die innerjüdische Sicht auf die Leidensgeschichte des eigenen Volkes“ (Gerlof 2010, S. 2). Der Begriff hat sich nach dem gleichnamigen Dokumentarfilm von Claude Lanzmann verbreitet. Wer seitdem in Deutschland von „der Shoah“ spreche, verfüge laut Thiele „anscheinend über ein kritisches Bewusstsein“, denn der Begriff richte sich „politisch korrekt [...] „nach dem Empfinden der Opfer“ (ebd. 2007, S. 18).

„Auschwitz“ ist der deutsche Name des polnischen Ortes Oświęcim und Standort des größten Konzentrations- und Vernichtungslagers von 1940 bis 1945. Er ist zu einem „Symbol wie Schlagwort herangewachsen“, um die systematische Ermordung europäischer Juden und Jüdinnen im „Dritten Reich“ zu bezeichnen. Laut Gerlof „grenzt er den Genozid an den europäischen Juden auf seinen Kulminationspunkt ein“. Er dränge das komplexe System der Verfolgung und der Vernichtung eher in den Hintergrund, „dessen Höchst- und Endstadium der industrielle Massenmord

---

<sup>6</sup> Hierbei handelt es sich um die genderte Form von „Sinti“ und „Roma“. Vgl. URL: <https://glossar.neuemedienmacher.de/glossar/sinti-2/> und <https://glossar.neuemedienmacher.de/glossar/roma-2/> (zuletzt aufgerufen am 3.2.2021).

<sup>7</sup> Siehe die Auflistung wie „Atomarer Holocaust“, „Amerikanischer Holocaust“ oder „Frauen-Holocaust“ auf Wikipedia, URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Holocaust\\_\(Begriff\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Holocaust_(Begriff)) (zuletzt aufgerufen am 3.2.2021).

<sup>8</sup> Der Duden verweist auf die Schreibweisen „Shoa“, „Schoah“, „Schoa“, für den deutschen Sprachgebrauch empfiehlt er „Schoah“, vgl. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Shoah> (zuletzt aufgerufen am 2.2.2022). Ich schließe mich der internationalen Schreibweise „Shoah“ an.

in Konzentrationslagern war“ (ebd. 2010, S. 2). Obwohl „Auschwitz“ im Unterschied zu „Holocaust“ und „Shoa“ andere Opfergruppen berücksichtigt, die in dem ehemaligen Lager gestorben sind, blende er die millionenfache Ermordung jüdischer Minderheiten durch deutsche Wehrmachtssoldaten in Ost- und Südeuropa aus (vgl. Bajohr 2013, S. 3). Im Zuge der Globalisierung ist „Auschwitz“ eine „allgemeine, international verfügbare Katastrophen-Chiffre“ (Reichel 2001, S. 209) geworden.

Weil es sich um einen Namen für einen geografischen Ort handelt, dürfe „Auschwitz“ nicht mit anderen Verbrechen auf eine Stufe gestellt werden, sondern nur mit Orten wie Belzec, Sobibór und Treblinka, an denen NS-Gräueltaten geschehen sind, befindet Detlev Claussen. Er vertritt die Meinung, dass die NS-Verbrechen nur mit der deutschen Sprache und der Sprache der Täter bezeichnet werden dürfe (vgl. ebd. 1988, S. 55). Eberhard Jäckel und Walter Jens schlagen vor, „Holocaust“ einzudeutschen und die Schreibweise „Holokaust“ zu verwenden, wie sie der Titel einer ZDF-Dokumentation von Guido Knopp aus dem Jahr 2000 nutzte.<sup>9</sup> Dieser Vorschlag wurde vielfach diskutiert, konnte sich jedoch nicht durchsetzen (vgl. von Glasenapp 2006, S. 145). Auch wenn „Holocaust“ und „Shoah“ als Sammelbegriffe dem Einzelschicksal nicht gerecht würden, ermöglichten sie, über den Massenmord zu sprechen, schlussfolgert Thiele. Sie hält es für „abwegig“ (ebd. 2007, S. 18), Begriffe der Nazis zu benutzen.

Weil die öffentlich-rechtlichen Beiträge, die dieser Arbeit zu Grunde liegen, hauptsächlich mit den Begriffen „Holocaust“ und „Auschwitz“ arbeiten, werde ich diese im Folgenden verwenden. Auf diese Weise mache ich deutlich, welche Bezeichnungen in welchem medialen und historischen Zusammenhang zum Einsatz kommen, ohne mich einer Ideologie anzuschließen, einzelne Opfergruppen auszuschließen oder herabzusetzen. Sollte ein Beitrag von einem anderen Begriff als „Holocaust“ oder „Auschwitz“ ausgehen, mache ich das entsprechend kenntlich.

## 1.5 Aufbau der Arbeit

Um die gegenwärtige Holocaustberichterstattung im Radio auf ihre Bedeutungszuschreibungen hin untersuchen zu können, wird zunächst der gesellschaftlichen und politischen Bezugsrahmen erläutert, innerhalb dessen die Erinnerung und Geschichte des Holocaust in der Bundesrepublik

---

<sup>9</sup> Chefredakteur Nikolaus Bender begründete die Entscheidung so: „Die aus dem Englischen stammende Schreibweise ‚Holocaust‘ drückt sprachliche Distanz aus. Sprache darf aber nicht verschleiern.“ Die Schreibweise mit „k“ verdeutliche, „dass wir Deutschen uns der eigenen Geschichte stellen“ (ZDF 2000).

Deutschland eingeordnet werden muss (vgl. 2.1). Weil es kaum Studien gibt, die einen Bezug zwischen Radiojournalismus und Holocaust-Erinnerungen herstellen, werden die Eigenarten des Mediums skizziert und ein Überblick über die spezifischen auditiven Darstellungsformen gegeben, die für eine geschichtsbezogene Darstellung relevant sein können (vgl. 2.2). In Kapitel 3 folgt der methodische Zugang, der eine qualitative Inhaltsanalyse mit einer Rezeptionsanalyse verbindet. Die Deutungs- und Aneignungsmuster als Ergebnis der zweistufigen Analyse werden in Kapitel 4 und 5 dargestellt. Anschließend werden diese Ergebnisse mit anderen Studien und Überlegungen zur medialen Holocaust-Repräsentation in Verbindung gebracht (vgl. Kapitel 6). Auf dieser Grundlage werden Thesen formuliert, die Rückschlüsse über die gegenwärtige Darstellung zur Geschichte der Judenvernichtung im Radio ziehen lassen. Diese Thesen werden abschließend diskutiert, problematisiert und mit einem Ausblick auf weitere Forschungsfragen ergänzt (vgl. 6.5 und 6.6).

## 2. Theoretische Fundierung

Deutungsmuster und narrative Strukturen der Holocaust-Berichterstattung sind laut Ilona Ammann ohne „theoretische Erkenntnisse der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung“ nicht zu fassen, da diese „bislang für den Journalismus nicht aufgearbeitet“ (ebd. 2012, S. 154) worden seien. Daher werde ich im Folgenden die wichtigsten Begriffe auf Basis soziologischer, kultur- und geschichtswissenschaftlicher Gedächtnistheorien vorstellen (vgl. 2.1) und diese anschließend mit dem Radiojournalismus in Verbindung bringen (vgl. 2.2).

### 2.1 Erinnerungskultur(en) des Holocaust

#### 2.1.1 Journalismus als Einflussfaktor auf Deutungsmuster der Geschichte

„Gedächtnis“ und „Erinnerung“ sind zentrale Themen der Kulturwissenschaft. „Gedächtnis“ gilt dabei als „Leitbegriff“ (Assmann 2002) und „transdisziplinär anschlussfähige[s] Paradigma“ (ebd. 2008, S. 183). Beide Begriffe werden herangezogen, um der Frage nachzugehen, wie Gemeinschaften Vergangenheit in der Gegenwart thematisieren und Identität über gemeinsame erinnerte Vergangenheit konstruieren. Die Zahl der Arbeiten, die sich dieser Fragestellung widmen, sind mittlerweile „unüberschaubar“ (Gerlof 2010, S. 7).

Als „Vater“ jeder gesellschaftsorientierten Thematisierung von Erinnerung und Gedächtnis“ (Zierold 2006, S. 65) gilt der Sozialpsychologe Maurice Halbwachs. Er ging von der Annahme aus, dass jede individuelle Erinnerung „Instrumente“ benötigt, „um ein Bild der Vergangenheit wiederherzustellen, das sich für jede Epoche im Einklang mit den herrschenden Gedanken der Gesellschaft befindet“ (Halbwachs 1985, S. 22 f.). Diese Instrumente verstand Halbwachs als „Bezugsrahmen“, mit dem der/die Einzelne ihr/sein ein Bild von der Vergangenheit erstellt und deutet. Das können konkrete „Worte und Vorstellungen“ sein, welche „das Individuum nicht erfunden und die es seinem Milieu entliehen hat“ (ebd. 1967, S. 35). Auf diese Weise wird Erinnerung in der Kommunikation mit anderen aufgebaut und gefestigt. Jede/r Einzelne erinnert, „was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihren gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann“ (ebd. 1966, S. 389 f.).

Jedes individuelle Gedächtnis ist in das kollektive Gedächtnis einer oder mehrerer Gruppen eingebettet. Obwohl beide Gedächtnisse eigenständig sind, bedingen sie sich gegenseitig. Sowohl das kollektive als auch das individuelle Gedächtnis haben eine gegenwarts- und zukunftsorientierte

Funktion. Das kollektive Gedächtnis umfasst jedoch einen größeren Zeithorizont und ermöglicht es, historische Deutungsordnungen zu verändern, beispielsweise, wenn neue politische Generationen die Vergangenheit aus einem anderen Blickwinkel herausbetrachten. Jede Gruppe entwickelt im Laufe der Zeit ein kollektives historisches Gedächtnis als ihren Bezugsrahmen, mit dem sie eine geteilte Geschichte zur Grundlage ihrer Gemeinschaft machen. Das kollektive Gedächtnis bildet den Zugang zur Vergangenheit und begrenzt ihn zugleich, indem es Geschehenes ein- oder ausschließt, Deutungen selektiert und akzentuiert. Weil das kollektive Gedächtnis weder statisch noch dauerhaft ist, müssen sich Gesellschaften „immer wieder aufs Neue mit ihrer Vergangenheit in Beziehung setzen“ (Uhl 2010, S. 5). Dabei sind Narrative die „wichtigsten Stabilisatoren des sozialen Zusammenhalts“ (Knoch 2020, S. 30). Mit diesem Verständnis ist die Konstruktivität von Gedächtnis betont, die Halbwachs als „Rekonstruktion der Vergangenheit“ bezeichnet, als etwas „kulturell Geschaffenes“, das auch als „narrativ Geschaffenes und von einem Erzähler zu Erschaffendes entworfen“ (Bergem 2014, S. 40) verstanden werden kann.

Halbwachs Annahme, dass die Vergangenheit das Gedächtnis nicht aufleben lässt, sondern in der Gegenwart rekonstruiert wird, unterscheidet sich von anderen Erinnerungstheorien seiner Zeit (vgl. Moller 2010b, S. 86). Sigmund Freud oder Aby Warburg vertraten das damals vorherrschende Bild von Erinnern als „Akt einer reinen Verinnerlichung“ (Knoch 2020, S. 30). Halbwachs konzentrierte sich auf biologisch-genetische und psychologische Vorstellungen von Gedächtnis (vgl. Zierold 2006, S. 67). Da er 1945 im ehemaligen Konzentrationslager Buchenwald starb, konnte er seine Theorie nicht fertigstellen.

Halbwachs' Modell wurde von Aleida und Jan Assmann zum Modell des *kulturellen Gedächtnisses* weiterentwickelt. Die Kulturwissenschaftler\*innen knüpfen an das Verständnis einer sozial bedingten und konstruierten Vergangenheit an. Sie betonen die Gedächtnisfunktion der Kultur stärker, die ihrer Vorstellung nach eine bedeutende Rolle in der Interaktion zwischen Individuum und Gesellschaft spielt. Um diesen Prozess deutlich zu machen, unterteilen Assmanns das *kollektive Gedächtnis* in ein *kommunikatives* und in ein *kulturelles Gedächtnis* und benennen damit „zwei Modi“ bzw. „zwei Gedächtnisrahmen“ (Assmann 1997, S. 50 f.) für kollektive Erinnerung. Beide Formen werden gebraucht, um Wissen und Erfahrungen über die Generationen hinweg weiterzugeben. Sie unterscheiden sich in ihrer zeitlichen und räumlichen Reichweite.

Das *kommunikative Gedächtnis* ist das subjektive Gedächtnis von Individuen und Generationen. Als „Kurzzeitgedächtnis“ (Assmann/Frevert 1999, S. 37) einer Gesellschaft umfasst es das gegenwärtige Gedächtnis einer Vergangenheit, in der Zeitzeug\*innen ihre Erinnerungen mündlich weitertragen. Es überdauert drei bis vier Generationen, was etwa 80 Jahren entspricht. Mit jedem

Generationenwechsel „verschiebt sich das Erinnerungsprofil einer Gesellschaft merklich (ebd.)“. Erfahrungen und Werte, die eine Generation beschäftigt haben, können sich mit einem Mal auflösen.

Zum *kollektiven Gedächtnis* zählen Assmanns Nationen und Staaten, die sich ein Gedächtnis und zugleich eine Identität „machen“, indem sie „die Erinnerungsprozesse gezielt lenken und prägen“ (Assmann 2008). Dieses Gedächtnis basiert auf einem ständigen Rückgriff auf Symbole, Texte oder Bilder. Es „hat keine unwillkürlichen Momente mehr, weil es intentional und symbolisch konstruiert ist. Es ist ein Gedächtnis des Willens und der kalkulierten Auswahl.“ (Frevert/Assmann 1999, S. 42) Demnach werden nur bestimmte Begebenheit der Vergangenheit wiedergegeben. Meist sind es chronologische Schilderung von kausal verknüpften Ereignissen, die in den sinnstiftenden Zusammenhang einer Erzählung gebracht werden. Aus derart gestalteten Erinnerungen wird „ein bestimmter Anspruch abgeleitet“, der „alternative Wahrnehmungen von Geschichte“ (ebd.) unterdrückt. Auf diese Weise etablieren politische Eliten bspw. in Diktaturen eine offizielle Deutung der Geschichte, um „ihre Existenz, Identität und Macht über eine jeweils passende Erinnerung zu legitimieren“ (Berek 2005). Weil diese „Masternarrative“ einen Anspruch auf Deutungshoheit über die Vergangenheit erheben, sind sie umstritten. In Bezug auf den Holocaust wurde mehrfach gefordert, die nationale Erinnerung „von dem Diktat offizieller Interpretationen“ (Margalit 2016, S. 22) zu lösen.

Das *kulturelle Gedächtnis* stützt sich auf einen festen Bestand an Texten, Bildern und Riten. Historische Erfahrungen können so über mehrere Generationen hinweg transportiert werden. Sie geben einer Gruppe die Möglichkeit, darüber ihr Selbstverständnis zu pflegen, im positiven Sinne – „das sind wir“ – oder im negativen Sinne – „das ist unser Gegenteil“ (Assmann 1988, S. 13). Das kulturelle Gedächtnis stützt sich „auf externe Medien“ (ebd. 2013, S. 33), die der „Auslagerung von Erfahrungen, Erinnerungen und Wissen dienen“ (Assmann/Frevert 1999, S. 47). Dazu zählen auch Denkmäler oder Jahrestage. Aufgrund der medialen und materiellen Beschaffenheit lässt das kulturelle Gedächtnis keine „Engführung“ (Assmann 2013, S. 33) zu, sondern ermöglicht eine Vielzahl von Deutungen.

Wie Harald Welzer dem Modell des kulturellen Gedächtnisses von Jan und Aleida Assmann bescheinigt, ist damit „ein befriedigender Zustand in systematischer und begrifflicher Hinsicht erreicht.“ Das Modell hat „sich sowohl unter theoretischen wie auch forschungspraktischen Gesichtspunkten als ausgesprochen hilfreich erwiesen“ (ebd. 2010a). Es hilft, Erinnerungen als Teil der gesellschaftlichen Selbstdefinition zu denken, die auf tradierbaren Orientierungsmustern wie

Symbolen, Artefakten, Medien sowie entsprechenden Praktiken basieren und die in einen Wertekanon übergehen. Gesellschaften werden darüber in die Lage versetzt, sich langfristig über bestimmte Narrative zu identifizieren, indem sie den Fundus beständig ändern und erneuern. Dieser Prozess zeigt sich in Bezug auf den Holocaust als besonders relevant: Wenn die letzten Überlebenden gestorben sind, benötigt es einen Träger, der die verstreuten, einzelnen kommunikativ weitergegebenen Gruppenerinnerungen in eine feste Form bringt (vgl. Welzer 2010a).

Problematisch ist, welche Funktion Medien in diesem Prozess zugeschrieben werden. Zwar betont Aleida Assmann die bedeutende Rolle der Medien dadurch, dass sie dazu beitragen, bestimmten Personen und Ereignissen zu gesellschaftsweiter Erinnerung zu verhelfen. Massenmedien greifen den „Gedächtnisball“ auf und lassen ihn „in der Gesellschaft zirkulieren“ (ebd. 2007, S. 243). Auf diese Weise schaffen sie „wichtige Impulse und Auslösereize für das kulturelle Gedächtnis, ohne selbst eines zu produzieren“ (ebd., S. 242).<sup>10</sup> Allerdings ist mit diesem Verständnis die Rolle von Medien auf die Speicherung und Übertragung von Informationen beschränkt (vgl. Donk 2009; Ammann 2012).

Um stärker auf die konstituierende Wirkung von journalistischen Medien in Bezug auf Vergangenheitsdarstellungen hinzuweisen, schlägt André Donk vor, mit dem Begriff „soziales Gedächtnis“ zu arbeiten und dieses „als eine spezielle Form von Öffentlichkeit“ zu verstehen. Als „systemweite Reflexivierung von Vergangenheit“ bestimmt das soziale Gedächtnis „die Differenz zwischen erinnerten und vergessenen Sachverhalten dergestalt [...], dass Themen mit Bezug auf Vergangenheit als erwartbar und anschlussfähig gelten“ (ebd. 2009, S. 23). Mit diesem Verständnis wird der kulturwissenschaftliche Blick von den Technologien der Medien weg hin zu „reflexive[n] Strukturen“ gelenkt, die für die kommunikationswissenschaftliche Forschung typisch sind und die es ermöglichen, „die öffentliche Kommunikation, Herstellung, Darstellung und Wirkung“ (ebd., S. 25) im Kontext von Erinnerung zu analysieren.

Martin Zierold hält den Begriff Gedächtnis prinzipiell für irreführend, er evoziere die Annahme, dass das Gedächtnis Erinnerungen aktiviere. Basierend auf der Aussage, dass Gedächtnis „unbeobachtbar“ (Erll 2017, S. 6) sei, schlussfolgert er, dass es keine authentische Vergangenheit gebe, die sich ins Gedächtnis einschreibe. Vielmehr werde Vergangenheit im Prozess der Erinnerung konstruiert: „Erinnerungen können Vergangenes nicht abrufen, sie stellen viel mehr erst *in der*

---

<sup>10</sup> Assmann unterteilt das kulturelle Gedächtnis in *Speicher-* und *Funktionsgedächtnis*. Nur ein kleiner Teil der Medienagenda lande im passiven Speichergedächtnis, der (historische) Wissensbestände einer Gesellschaft erhalte, und davon nur ein winziger Teil im aktiven Funktionsgedächtnis, das für symbolische Praktiken in der Gegenwart genutzt werde (vgl. ebd. 2011, S. 242 f.)

Gegenwart her, was *für die* Gegenwart als Vergangenheit gelten soll.“ (Zierold 2006, S. 133; Hervorhebung im Original) Das Gedächtnis sei demnach die „Funktion des Gehirns“, das „Leistungen für ganz verschiedene kognitive Prozesse“ erfülle, die „nicht ausschließlich [für] Erinnerungen“ (ebd., S. 43) dienten. Zierold schlägt daher den Begriff der „gesellschaftlichen Erinnerung“ (ebd., S. 137) vor. Dieser stehe in der Tradition des *kollektiven Gedächtnisses* und mache gleichzeitig deutlich, dass es sich bei Erinnerung um einen dynamischen und gesellschaftlichen Prozess handle, an dem verschiedene Aktant\*innen beteiligt seien, darunter auch Medienschaffende.

Ilona Ammann schließt sich dieser Vorstellung an, sie lehnt den Begriff des *kollektiven Gedächtnisses* ab und zieht es vor, mit dem Begriff der *Erinnerungskultur* zu arbeiten. Dieser sei als „Oberbegriff für alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerungen an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse zu verstehen, seien sie ästhetischer, politischer oder kognitiver Natur.“ Er umschließe alle „Repräsentationsmodi von Geschichte, darunter den geschichtswissenschaftlichen Diskurs sowie die nur ‚privaten‘ Erinnerungen, jedenfalls soweit sie in der Öffentlichkeit Spuren hinterlassen haben“ (Cornelißen 2012). Demnach ließen sich mit Erinnerungskultur alle „Formen öffentlicher Erinnerungs- und Vergangenheitsbezüge subsumieren“ (Ammann 2012, S. 155). Dass das übergeordnete Konzept weniger auf die Rekonstruktionen historischer Fakten, als vielmehr auf die kulturelle Bedeutung dieser Fakten für die Gegenwart abzielt, verdeutlicht Ammann mit der Definition der Begriffe „Erinnerung“ und „Kultur“, die zusammen das Wort Erinnerungskultur bilden. Erinnerungen konstruierten als Produkte individueller Prozesse aus der jeweiligen Situation der Gegenwart heraus retrospektiv. Der Begriff „Kultur“ verweise auf einen Vorrat an Texte, Zeichen, Bilder, Symbole, Diskurse oder Deutungsmuster, die sich eine Gesellschaft bediene, um Probleme in der Gegenwart zu lösen. Ausgehend von dieser Definition identifiziert Ammann vier zentrale Funktionen der Erinnerungskultur, die sie auf Basis von soziologischer, kultur- und geschichtswissenschaftlicher Gedächtnistheorien auf den Gedenktagsjournalismus überträgt.

1. *Soziale Dimension*: Erinnerungskultur ist als Prozess zu verstehen, „in dem soziale Gruppen permanent aushandeln und diskutieren, was erinnert werden soll“ (ebd., S. 163). Zugleich ist Erinnerungskultur das „Resultat der Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Gruppen“, die ihr jeweiliges Geschichtsbild in der Öffentlichkeit durchzusetzen versuchen, um sich ihrer Gruppenidentität zu versichern. Journalismus übernimmt für diese Gruppen eine „Artikulations- und Thematisierungsfunktion“ (ebd.). Er greift die jeweiligen Belange auf und kommuniziert diese. In Bezug auf den Holocaust können das

Erinnerungen von Täter\*innen, Opfern, Politiker\*innen und Nachkommen von Überlebenden sein.

2. *Kulturelle Dimension:* Der Erinnerungsprozess ist vielschichtig, dynamisch und bewegt sich zwischen ständigem Erinnern und Vergessen, Manifesten und Latenten hin und her. (Gedenktags-)Journalismus nimmt Einfluss auf diesen Prozess. Er zeichnet sich durch „Selbstreferenzialität“ aus, in dem er auf ein „medial vorstrukturiertes Archiv zurückgreift“ (Ammann 2012, S. 163) und sich in der Berichterstattung kulturell geprägten Mustern, Themen, Deutungen, Normen und Werten bedient. Journalismus befindet sich dabei in einer „double-time“ (Zelizer 1993, S. 219), die es ihm ermöglicht, sowohl das geschichtliche Ereignis als auch seine „Reaktualisierung zu deuten und neu zu interpretieren“ (Ammann 2012, S. 163).
3. *Zeitliche Dimension:* Journalismus unterliegt nicht nur selbst einer bestimmten Zeitsituation, er hat auch die Funktion, bestimmte Zeitbezüge in seiner Berichterstattung herzustellen. Dazu zählen *Anachronie* (absolute Vergangenheit), *Diachtonie* (absolute Gegenwart) und *Synchronie* (Verknüpfung von Gegenwart und Vergangenheit). Wie genau Journalismus die verschiedenen Zeitebenen miteinander in Verbindung setzt, gilt es genauer zu untersuchen. Es ist davon auszugehen, dass Gedenktage an ein historisches Schlüsselereignis als Anlass für die Berichterstattung dienen, die Journalismus mit aktuellen gesellschaftlichen Ereignissen verknüpft (vgl. ebd.).
4. *Funktionale Dimension:* Erinnerungskultur hat „eine grundsätzliche[n] Orientierungsleistung“ (ebd., S. 164) für soziale Gruppen, indem sie Erfahrungen aus der Vergangenheit mit Problemen in der Gegenwart verbindet und Erwartungen an die Zukunft formuliert. Dazu gehört die Funktion der Legitimation und Delegitimation der Erinnerungspolitik und des politischen Systems sowie die Identitätsbildung für die Mitglieder einer Gesellschaft. Inwieweit diese Funktion auf den Journalismus zutrifft, ist kaum empirisch untersucht.

Aleida Assmann zufolge ist der Begriff Erinnerungskultur umstritten. Er habe sich „inflationär ausgebreitet“ und sei „mit ganz verschiedenen Bedeutungen“ (ebd. 2013, S. 30) im Umlauf. Ilona Ammann betont mit ihrer Definition von Erinnerungskultur den konstituierenden Charakter von Erinnerung, an dem Medien maßgeblich beteiligt sind: Jede Erinnerung, die formuliert und thematisiert wird, ist von den jeweiligen Voraussetzungen der Gegenwart und den gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen abhängig. Sobald Journalismus Vergangenheit thematisiert, greift er auf dieselben kulturellen Codes, Deutungsmuster und Geschichtsbilder zurück, wie

die gesellschaftlichen Akteur\*innen der Gegenwart, die sich über die Erinnerung ihrer Identität versichern wollen, und reproduziert damit das, was die Gesellschaft als relevant erachtet. Gleichzeitig interpretiert Journalismus Geschichte vor dem Hintergrund aktueller Bedürfnisse neu und nimmt wiederum Einfluss auf den Erinnerungsprozess. Weil diese Auslegung für meine Arbeit grundlegend ist, werde ich im Folgenden von Erinnerungskultur und gesellschaftlicher Erinnerung sprechen.

### 2.1.2 Deutungsstrategien des Holocaust im Wandel

Mit der Definition von Erinnerungskultur unter der Berücksichtigung des Einflusses von Journalismus und Medien ist der theoretische Rahmen skizziert, innerhalb dessen Deutungen von Geschichtsbildern entstehen, tradiert und transformiert werden. Im Folgenden geht es um Deutungsmuster und Narrative des Holocaust, die als Ergebnis von gesellschaftlichen Aushandlungen in den Radiobeiträgen eingeschrieben sein können. Laut Harald Schmid lässt sich der gegenwärtige Umgang mit der Erinnerung an die Judenvernichtung nur vor dem Hintergrund älterer erinnerungskultureller Prozesse verstehen (vgl. ebd. 2012b). Daher folgt ein Blick auf die wichtigsten Phasen der Erinnerungsgeschichte der Judenvernichtung in Deutschland.

Es gibt etliche Vorschläge, die Geschichte an den Holocaust zeitlich zu erfassen. Yvonne Robel zufolge ist die Forschungsliteratur mit ihren verschiedenen „Periodisierungsversuchen“ (ebd. 2013, S. 89) nicht mehr zu überblicken. Grundsätzlich sind zwei Logiken zu nennen. Sie unterscheiden sich in der Art und Weise, wie die Ereignisse der Vergangenheit bewertet und eingeordnet werden; entweder „entlang historischer Großereignisse“ oder „aus Zäsuren des NS- und Shoah-Erinnerns selbst abgeleitet“ (ebd.).

Eine grundlegende, oft zitierte Unterteilung stammt von dem Historiker Jörn Rüsen (2001). Er orientiert sich an den geschichtspolitischen Wendepunkten der Jahre 1945, 1968 und 1990, die für (das Ende des) Nationalsozialismus, Proteste und Wiedervereinigung stehen. Diese bringt er mit den jeweiligen Generationen zusammen. So unterscheidet er drei Phasen, die einen Wandel an Deutungsstrategien in Bezug auf das Selbstverständnis der Deutschen nachzeichnen: erstens 1945 bis 1968 „das kollektive Beschweigen der NS-Verbrechen“, zweitens 1968 bis 1989 eine „moralisch-distanzierende Vergegenwärtigung“ der Nazi-Zeit durch die Nachkriegsgeneration, drittens ab 1989 einen „genealogischen Zusammenhang mit den Tätern“ (ebd., S. 245 ff.), der durch einen weiteren Generationswechsel möglich gemacht wurde.

Eine andere Aufstellung, die juristische, politische und kulturelle Ereignissen als Einflussfaktoren auf die Holocaust-Erinnerung benennt, stammt von Hans-Ulrich Thamer (2007). Er unterteilt

die Erinnerungsgeschichte in fünf Etappen der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Wie Rüsen bezeichnet er diese Phasen als „idealtypisch“ (ebd., S. 84). Sie endeten nicht abrupt und seien nicht strikt voneinander zu trennen, sondern überlappten und mischten sich. Als Beispiel nennt Thamer das Narrativ der „sauberen Wehrmacht“, das zunächst „als überwunden galt“ und durch die Wehrmachtsausstellung wieder zum öffentlichen Thema wurde (vgl. ebd.). Wie Rüsen unterscheidet Thamer explizit zwischen der Erinnerungsgeschichte des Nationalsozialismus und des Holocaust, indem er zeigt, dass die Judenvernichtung vergleichsweise spät in der Öffentlichkeit thematisiert wurde. Weil Thamer den Einfluss von Medien mitdenkt, erscheint mir sein Modell für meine Arbeit hilfreich. Ich ziehe seine Auflistung als Grundlage einer Etappenteilung heran und ergänze sie um weitere Literatur, um die Hintergründe der jeweiligen Deutungsmuster zu erfassen. Dazu zählt das Modell von Rüsen, das die Entwicklungen der Holocaust-Erinnerung als Teil des deutschen Selbstverständnisses betrachtet.

Meine Darstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie unterscheidet nicht zwischen West- und Ostdeutschland. In der ehemaligen DDR hat sich aufgrund des totalitären Systems eine andere Erinnerungskultur herausgebildet. Sie galt als staatszentriert und von einem heroischen Opferbegriff geprägt, da sich die DDR bzw. die SED-Führung als „Erbe der Widerstandsbewegung“ (Völter 2002, S. 63) in Abgrenzung zum Nationalsozialismus verstand. Inwiefern sich die Auseinandersetzung von Ost- und Westdeutschland unterschied, lässt sich mit der US-Serie *Holocaust* verdeutlichen, die 1979 von den dritten Programmen an vier Abenden ausgestrahlt wurde. Während sie Ende der 1970er Jahre in Westdeutschland eine Welle der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auslöste, waren Reaktionen aus der ehemaligen DDR „sehr spärlich“ (Jordan 2008, S. 34). Dort liefen Filme, die sich mit dem Antifaschismus beschäftigten und die die Aufarbeitung mit der NS-Vergangenheit eher ausblendeten (vgl. Bartholomei 2015, S. 47). Mit der Wiedervereinigung der beiden Länder wurde zwar gefordert, die unterschiedlichen Erinnerungskulturen zusammenzuführen. Laut Thamer ist das Gedenken zwischen Ost- und Westdeutschland jedoch „nach wie vor geteilt“ (ebd. 2007, S. 82). Da die Unterscheidung der verschiedenen Narrative vor dem Hintergrund der geschichtspolitischen und gesellschaftlichen Strukturen im Rahmen dieser Arbeit nicht zu leisten ist, konzentriere ich mich im Folgenden auf die wichtigsten Entwicklungen der Erinnerungskultur in Westdeutschland. Das sind laut Thamer die Phasen der zunehmenden Mythisierung und Moralisierung der NS-Zeit, der Verdrängung und Tabuisierung in den 1950er und in frühen 1960er Jahren, der Tribunalisierung der NS-Zeit in den 60er und 70er Jahren, der Historisierung, Sensibilisierung und Intensivierung des öffentlichen Nachdenkens und die der Universalisierung. Diese Phasen stelle ich im Folgenden genauer vor.

### 1. „Die Entnazifizierung und Mythisierung der Vergangenheit“

Die unmittelbare Nachkriegszeit war von dem Vorhaben der alliierten Siegermächte geprägt, eine Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen in dem besiegten Nazideutschland anzustoßen. Als wichtigste Maßnahme gilt der Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess gegen die NS-Führungselite sowie gegen die Organisationen NSDAP, SS, SA und die Reichsregierung. 24 Führungspersonen wurden als Kriegsverbrecher verurteilt, „sofern sie sich nicht selbst aus dem Verkehr gezogen hatten“ (Thamer 2007, S. 84). Eine weitere Maßnahme der Alliierten war die *Entnazifizierung*. Sie gilt als Versuch, Institutionen, die von Nationalsozialist\*innen geleitet wurden, einer „personellen Säuberung“ zu unterziehen und umzugestalten. Laut Thamer handelte es sich dabei um eine „partielle“ (ebd., S. 84) Maßnahme, da viele der Personen Ende der 1940er in ihre alten Posten zurückkehrten. Zu der Umgestaltung zählte, die Nazigesetze abzuschaffen und den Theater-, Presse- und Rundfunkbetrieb nezugestalten. Des Weiteren stießen die Alliierten *Reeducation*-Programme an, die auf demokratische Bildungsarbeit der deutschen Bevölkerung abzielten. Teil dieses Programms waren Filme zu den ehemaligen Konzentrationslagern, die über die NS-Verbrechen aufklären sollten.

Weil die Bevölkerung die Maßnahmen der Alliierten eher ablehnte, gilt diese Zeit als Phase der Verdrängung und des „kommunikativen Beschweigens“ (Lübbe 1983, S. 594) sowie „der massiven Abwehr von Erinnerung“ (Assmann/Frevert 1999, S. 143 f.). Wie Reichel nachweist, waren „bereits die fünfziger Jahre im Umgang mit der NS-Vergangenheit sehr viel widersprüchlicher, ereignis- und ergebnisreicher“ (ebd. 2001, S. 10). So habe es immer wieder Konflikte in Bezug auf „die Auseinandersetzung mit der NS-Erblast“ (ebd., S. 139) gegeben. Neben den Alliierten gab es „Bemühungen einer vergleichsweise dünnen Schicht von Intellektuellen und Politikern, denen es um die moralische Neubegründung einer demokratischen Ordnung ging“ (Mommsen 1990, S. 31). Sie belegten im Zuge der *Entnazifizierung* einflussreiche Stellungen in Verwaltung, Wirtschaft und Medien. Die Ermittlungen der Justiz und Presseberichterstattung über den Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess wirkten „wie ein Schock“ in der breiten deutschen Öffentlichkeit und führten auch in der Bevölkerung zur Einsicht, dass die NS-Verbrechen aufgeklärt und die „Schuldigen“ (Steinbach 1981, S. 21) zur Verantwortung gezogen werden müssen. Dieser „Wille zur Auseinandersetzung“ (Jordan 2008, S. 26) hielt angesichts der Nachkriegsfolgen jedoch nicht lange an. Zeitzeug\*innen vermittelten das Bild eines Volkes, „das in aktionistischer Besinnungslosigkeit frierend und hungernd Trümmer“ (Kämper 2005, S. 1) beseitigte. Viele Deutsche sahen sich „angesichts des persönlichen Elends [...] nicht in der Lage, mit dem Thema Schuld

umzugehen. Es machte sich viel mehr eine Tendenz zur Abschottung gegen die ständigen Schuldzuweisungen und Anklagen der Besatz breit“ (Kadereit 1999, S. 22). Dazu trugen eine Reihe von Spielfilmen bei, die eine „neue, schöne Welt vorgaukelten“ (Bessen 1989, S. 11) und die NS-Verbrechen eher ausblendeten.

Die Entnazifizierung ging mit dem Prozess einer „Dämonisierung“ und „Ausgrenzung des nationalsozialistischen Führungspersonals“ einher und fand „Ausdruck in einer Umschreibung der nationalsozialistischen Zeit mit Metaphern“ (Thamer 2007, S. 84). So wurde Hitler die alleinige Schuld für das „Unheil“ und für das „dunkle[s] Kapitel“ (ebd., S. 85) in der Geschichte Deutschlands gegeben und die Mitverantwortung der deutschen Gesellschaft ausgeblendet. Der „Tatbestand“ der Judenvernichtung wie Massenexekutionen und Gaskammern wurde eher vage umschrieben denn konkret ausgedrückt. Mit dieser sprachlichen Distanz wurden die NS-Verbrechen als „Stilbruch der Geschichte“ betrachtet, „über den man schnell wegzukommen versuchte“. Diese Zeit war für die Deutschen die „Erfahrung einer vollständigen Niederlage“ (Rüsen 2001, S. 245). Sie führte zu einem tiefen „Identitätsbruch“ (ebd., S. 246), der nur mit Schweigen und „Nicht-Thematisierung“ (ebd., S. 248) der Vergangenheit überwunden werden konnte sowie in der Umdeutung des Fremden als etwas Anderes. Die Reaktion der Bevölkerung kann daher weder als Verdrängen noch als Verleugnen bezeichnet werden, sondern als ein „Nicht-Genau-Hinsehen-Wollen“ oder ein „Nicht-Ertragen-Können“, das sich „in einem fließenden Übergang zum Nicht-Wahrhaben-Wollen befindet“ (Thamer 2007, S. 85). Wer sich dem Diktum „daß Auschwitz sich nicht wiederhole, nichts Ähnliches geschehe“ (Adorno 1966, S. 356) anschloss, beschäftigte sich mehr „mit der Entwicklung demokratischer Verhältnisse“, als mit der Aufarbeitung der „Bedingungen und Formen millionenfacher Ermordung der Juden“ (Thamer 2007, S. 85 f.).

## 2. „Die Phase der Tabuisierung“

Auch die darauffolgenden Jahre kennzeichneten eine „gewisse Stille“ (Lübbe 1983, S. 585) und eine Ablehnung der Aufarbeitung von NS-Verbrechen. Es war eine „Phase der Tabuisierung“ (Thamer 2007, S. 86), die nicht mit einem Schweigen über den Nationalsozialismus gleichgesetzt werden kann. In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre wurden vermehrt Publikationen und Filme veröffentlicht, die dem „Bedürfnis einer Aufarbeitungsliteratur“ entgegenkamen. Der Nationalsozialismus wurde weiterhin in einer „mythisierenden Form“ behandelt, „als Werk einer kleinen NS-Führungsriege“, die „Millionen verführten Sympathisanten und kleiner Funktionsträger“ gegenüberstand. Der Holocaust wurde dabei als „getrenntes Werk der SS“ betrachtet.

Das *Tagebuch der Anne Frank*, das Ende der 1950er Jahre publiziert wurde, gab den Opfern erstmals ein Gesicht. Ihre Geschichte wurde bis zur Deportation erzählt, von Massenvernichtung war noch keine Rede (vgl. Thamer 2007, S. 86). Ausnahmen waren das Theaterstück *Biedermann und die Brandstifter* von Max Frisch und der Roman *Die Blechtrommel* von Günter Grass (1959). Sie lenkten den Blick auf das Kleinbürgertum, speziell auf den kleinen (Partei-)Mann, der der NSDAP zur Macht verhalf. Die Autoren skizzierten die Verstrickungen der Gesellschaft in die NS-Verbrechen, die im öffentlichen Diskurs noch kein Thema waren. Eine weitere Ausnahme war *Nacht und Nebel* (1956 FR, 32 Min.), dem ersten Dokumentarfilm nach dem Zweiten Weltkrieg, der Vernichtungslager zeigte (vgl. Darmstädter 1995, S. 120). Regisseur Alain Resnais stellte Schwarz-Weiß-Aufnahmen der Alliierten Bilder von Leichenbergen und Massengräbern zeitgenössischen Farbaufnahmen aus den Lagern gegenüber. Auf diese Weise zeichnete er den Weg von der Deportation zu den Krematorien nach. Die Bundesregierung versuchte die Vorführung auf den Filmfestspielen in Cannes mit der Begründung zu verhindern, er sei nicht „völkerverbindend“ (Wiegel 2003, S. 122). Der Film wurde in Sondervorstellungen von Kinos gezeigt und zunächst kaum wahrgenommen.

### 3. „Die Tribunalisierung“

Mit den 1960er Jahren wurde das öffentliche Beschweigen und die alleinige Verantwortung der Elite zunehmend in Frage gestellt (vgl. Thamer 2007, S. 87). Dazu trugen gerichtliche Verfahren wie der Eichmannprozess in Jerusalem 1960 bei. Adolf Eichmann, der als SS Obersturmbannführer für die Organisation der Deportation von Menschen jüdischen Glaubens aus Deutschland und den besetzten europäischen Ländern zuständig war, wurde als einer der Hauptverantwortlichen der Judenvernichtung vor Gericht gestellt. Erstmals war vom NS-Staat als „komplexe Maschinerie“ und „Verwaltungsapparat des Tötens“ (Steinbach 1981, S. 52) die Rede, die Deportation und Ermordung von Menschen jüdischen Glaubens zeigte, an der eine Vielzahl von Mitwisser\*innen beteiligt waren. Im Auschwitzprozess in Frankfurt am Main ging es um die industrielle Massenvernichtung in Auschwitz und um einen neuen „Tätertyp“ (Jordan 2008, S. 44). Neben der NS-Führung und den „Schreibtischtätern“ wurden auch die „kleinen“ und „normalen“ Leute in den Blick genommen, die „zu unvorstellbaren Gräueltaten fähig waren und nach Kriegsende wieder zu ‚harmlosen‘ Bürgern wurden“ (Reichel 2001, S. 161). In dieser Zeit änderte sich auch die Sicht auf Überlebende. Sie traten erstmals in ihrer Funktion als Augenzeug\*innen in Erscheinung (vgl. Sabrow 2012). Die öffentliche Auseinandersetzung entwickelte sich zu einer politischen Debatte darüber, inwieweit Strukturen des „Dritten Reiches“ und nationalsozialistisches

Gedankengut in der Gesellschaft fortbestehen.<sup>11</sup> An dieser Diskussion beteiligten sich linke Student\*innenbewegungen und die Generation der „68er“. Sie hinterfragten die Vergangenheit ihrer Eltern und kritisierten, dass die *Entnazifizierung* nicht genügend stattgefunden habe, die Vergangenheitsbewältigung gescheitert sei und die Gefahr neuer faschistischer Entwicklungen und einer „Wiederholbarkeit“ (Bartholomei 2015, S. 32) bestünde. Die Kritik der Studierendenbewegung trug dazu bei, den Holocaust und die Nazizeit als ein negatives (Gegen-)Ereignis in der deutschen Geschichte zu betrachten, das deutsche Identität konstituiert (vgl. Rösen 2001, S. 251). Die bewusste Abgrenzung von Täter\*innen und (untätigen) Zuschauer\*innen führte zur Identifikation mit den Opfern. Anderssein wurde zum Teil der Geschichte. Die 68er-Generation gründete dieses (Selbst-)Verständnis in einer „strikten moralischen Kritik dieses Teils der deutschen Geschichte“ (ebd.). Vergangenheitspolitik erhielt so einen „erbitterten Ton der Tribunalisierung, die in eine zunehmende Emotionalisierung des politischen Diskurses und in das Aufbrechen des Generationenkonflikts eingebunden war, und sie erhielt dadurch zweifelsohne eine größere Resonanz“ (Thamer 2007, S. 88). Täter\*innen, Mitläufer\*innen und Opfer wurden jedoch weiterhin anonymisiert, da sich die Protestierenden eher mit den gesellschaftlichen, ideologischen und strukturellen Bedingungen der Judenvernichtung auseinandersetzten und den Zusammenhang von Kapitalismus und Faschismus ausblendeten. Die Mitverantwortung von gesellschaftlichen Funktionärseliten bei den NS-Verbrechen wurde noch zu wenig beachtet (vgl. ebd.).

Diese Phase der „zweiten Verdrängung“ (Herbert 1998, S. 13) hielt bis Ende der 1970er Jahre an und zeigte sich unter anderem darin, dass sich die öffentliche Aufmerksamkeit vom Holocaust weg- und zu den Themen Vietnamkrieg, Nahostkonflikt und RAF-Terrorismus hinbewegte (vgl. Bergmann 1997, S. 313). Eine Ausnahme war die „Fassbinder-Kontroverse“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 250) um das Theaterstück *Der Müll, die Stadt und der Tod* (1975). Die stereotype Darstellung eines Juden löste eine öffentliche Debatte darüber aus, ob das Stück als antisemitisch eingestuft werden müsse. Obwohl sich nur ein kleiner Kreis Intellektueller an der Diskussion beteiligte, gilt die Fassbinder-Kontroverse als frühes Beispiel einer kritischen öffentlichen Auseinandersetzung, die sich mit der Frage nach einem angemessenen Umgang mit der NS-Vergangenheit beschäftigte.<sup>12</sup> „Aufschwung“ gab ihr die „Hitler-Welle“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 237), eine „Konjunktur“ an Publikationen aus den Jahren 1973 bis 1975, die auf eine „Umdeutung“ (Jordan 2006,

---

<sup>11</sup> Dazu beigetragen haben eine Reihe von antisemitischen Vorfällen, wie die Schändungen von Synagogen am Weihnachtsabend 1951 (vgl. Thamer 2007, S. 87).

<sup>12</sup> Weil die Debatten 1975/1976 und 1984/1985 geführt wurden, gelten sie als die am „längsten und medial umfangreichsten kulturpolitischen Kontroversen nach 1945 mit internationalem Echo“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 250).

S. 50) der NS-Geschichte abzielten. Neben einer Reihe von Hitler-Biografien zählte dazu „Rechtfertigungsliteratur“ (ebd.,) wie die Tagebücher von Albert Speer (1975). Der Chefarchitekt und Rüstungsministers des „Dritten Reichs“ stellte Hitler als „überragende[n] historische[n] Persönlichkeit“ dar, von der alle „fasziniert“ (ebd. 1975, S. 42) gewesen seien und der man sich nur schwer hätte entziehen können. Auch wenn es sich bei der „Hitler-Welle“ aus heutiger Sicht um „eine diffuse und kurzlebige Mode“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 238) handelt, die „keine nennenswerten Beiträge für die Forschung“ (ebd., S. 237) erbrachte, intensivierte sie die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit.

#### 4. „Phase der Historisierung“

Die vierte Phase kennzeichnet eine Sensibilisierung und Intensivierung des öffentlichen Nachdenkens über Vergangenheit, die durch die Ausstrahlung von *Holocaust*<sup>13</sup> (vgl. Thamer 2007, S. 89) angestoßen wurde. Die US-amerikanische Serie markierte den „Beginn einer neuen Phase in der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus“ und zugleich „eine Zäsur in der Geschichte der kulturellen Erinnerung an die NS-Gewaltverbrechen“ (Reichel 2004, S. 250), weil sie alle bis dahin geltenden ästhetischen und medialen Routinen durchbrach. Durch den Fernsehmulti geriet die nationalsozialistische Terror- und Vernichtungspolitik von Auschwitz in den Mittelpunkt und erstmals die „ganze“ Geschichte der Opfer, die über die Deportation hinausging. Fernsehen galt bereits in den 1950er und 1960er als Medium, das das Geschichtsbild der Deutschen prägte. Jedoch wurde der Nationalsozialismus bis dahin als „verschlei-ertes Motiv“ (Bartholomei 2015, S. 46) und der Judenmord über fiktive Einzelschicksale dargestellt.

Auch in der Serie *Holocaust* ging es um fiktive Biografien: Auf der einen Seite war die Familie Weiß, die das Leiden des jüdischen Volkes repräsentierte, und auf der anderen die Familie Dorf, dessen Hauptprotagonist im Reichssicherheitshauptamt Karriere macht und zum Mitorganisator der Judenermordung wurde (vgl. Darmstädter 1995, S. 126). Doch war der „emotionale Zugriff“ (Bartholomei 2015, S. 46) auf das Thema neu. Neben der Nahperspektive auf Opfer und Täter\*innen zeichnete sich die Darstellung durch eine Ausrichtung auf „Extreme, das Maßlose, den Superlativ des Grauens“ (Wende 2002, S. 18) und eine vereinfachende Deutung der historischen Ereignisse aus:

---

<sup>13</sup> *Holocaust – die Geschichte der Familie Weiß*, 4-teilige Fernsehserie: 1. *Die hereinbrechende Dunkelheit (1935-1940)*; 2. *Die Straße nach Babi Yar (1941-1942)*, 3. *Die Endlösung (194-1944)*; 4. *Die Überlebenden (1944-1945)*, 419 Min., USA 1978, Regie: Marvin J. Chomsky).

„Rasche Schnitte, dramatische Musik und bewegende Inszenierungen sollen die Zuschauer in den Bann ziehen und am Bildschirm halten, wobei Judensterne und SS-Uniformen, Holzbaracken, Türme und Stacheldraht, schweigende Menschenketten und rauchende Schornsteine, Berge von Koffern, Schuhen und Kleidern, Türme von Brillen, Haaren und Goldzähnen längst in den Rang von ‚ikonischen Superzeichen des Holocaust‘ [...] gerückt sind“ (ebd.).

Das deutsche Publikum bestätigte das „hohe Potential an emotionaler Energie“ (Paul 2010, S. 19) der Machart: Mehrere Millionen<sup>14</sup> Menschen schalteten die Serie ein, die Redaktionen der Fernsehprogramme, die die Serie ausstrahlten, erreichten über 100.000 Briefe (vgl. Knilli et al. 1983) und mehr als 23.000 Anrufe von Zuschauer\*innen. „Plötzlich waren die einzelnen gerührt, betroffen, beschämt.“ Es entstand der „Eindruck, als habe es in der BRD noch gar keine wirksame Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit gegeben“ (Darmstädter 1995, S. 125). Der Fernsehreihe habe die öffentliche Wahrnehmung des Nationalsozialismus verändert, mehr als alle Geschichtsdebatten, Gerichtsprozesse und die Studentenbewegung in den Jahrzehnten zuvor (vgl. Paul 2010; Reichel 2001; Steinbach 2015). Erstmals wurde der ganze Leidensprozess der jüdischen Opfer durch die Nazis erzählt: Begonnen mit dem Boykott der Geschäfte über die Entrechtlichung bis hin zum Verlust des Berufes, weiter mit der Reichskristallnacht, den Deportationen, Massenerschießungen in Russland, über den Warschauer Ghettoaufstand bis hin zur Massenvernichtung in Auschwitz (vgl. Darmstädter 1995, S. 125). Die Machart der Serie zeichnete sich durch die „Troika Fiktionalisierung, Emotionalisierung und Visualisierung“ (Paul 2010, S. 19) aus und prägte die Konventionen der Geschichtsdarstellung der Folgejahre.

Der zunehmende öffentliche Diskurs über die Vergangenheit ging laut Thamer mit „dem Vorgang der Historisierung“ einher: Damit ist die „zunehmende Einsicht“ gemeint, dass die Gesellschaft eine „systemstabilisierende Rolle“ (ebd. 2007, S. 90) in der NS-Herrschaft einnahm. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung löste sich von nationalsozialistischen Strukturen und lenkte den Blick zunehmend auf die nationalsozialistische Rassenideologie, die „nicht länger als Fantasterei einzelner Ideologen betrachtet werden“ (ebd.) konnten, sondern bis in die junge Führungselite von Sicherheitspolizei und SS und in die deutsche Bevölkerung hineinreichte. Diese Auffassung entfaltete sich „etappenweise“ in Form von „großen geschichtswissenschaftlichen und geschichtskulturellen Streitfällen“. Dazu zählte u.a. der *Historikerstreit*, eine „im Jahr 1986 von

---

<sup>14</sup> 20 Millionen der über 14-jährigen Bürger\*innen haben eine Folge, 5,3 Millionen alle vier Folgen gesehen. Vgl.: Chronik der ARD (1979): „Dritte Fernsehprogramme senden ‚Holocaust‘“, URL: <http://web.ard.de/ard-chronik/index/2204?year=1979&mediatype> (zuletzt aufgerufen am 5.3.2021).

Historikern und Publizisten ausgetragene Mediendebatte über den gesellschaftspolitischen und historiographischen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 259). Anlass waren die Überlegungen von Ernst Nolte über einen Zusammenhang zwischen dem stalinistischem Gulag-System<sup>15</sup> und dem nationalsozialistischem Judenmord, die in der F.A.Z. veröffentlicht wurden. Der Historiker ging von der Annahme aus, dass das Gulag „ursprünglicher als Auschwitz“ (ebd. 1986) sei und den Vorläufer der deutschen Verbrechen an den Menschen jüdischen Glaubens bilde. Weil Nolte den Holocaust damit „in eine internationale Abfolge von Genoziden“ einordnete und „die zuvor nicht in Frage gestellte Singularität“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 259) absprach, entwickelte sich eine kontroverse Debatte unter Historiker\*innen, Philosoph\*innen und Journalist\*innen über die Historisierung des Nationalsozialismus. Der *Historikerstreit* nimmt einen „wichtigen Platz in der Geschichtskultur der Bundesrepublik“ ein, weil er die „Frage nach der deutschen Identität prinzipiell“ (Thamer 2007, S. 91) aufwarf und speziell die Frage stellte, welchen Stellenwert Erinnerungen in der öffentlichen Auseinandersetzung und im Selbstverständnis der Deutschen haben sollten. Dass diese Diskussion Druck auf die (Geschichts-)Wissenschaft ausübte, zeigt die Täter\*innenforschung, die sich in dieser Zeit intensivierte (vgl. Schmid 2012a, S. 168). Öffentlich wurden neue Opfergruppen als „vergessene Opfer“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 263) wahrgenommen, dazu zählten die Opfer der Euthanasie-Programme, Zwangsarbeiter\*innen, Deserteur\*innen oder Homosexuelle. Der Massenmord an den Sinti\*ze und Rom\*nja wurde 1982 als rassenpolitisch motivierter Völkermord öffentlich anerkannt (vgl. Robel 2013, S. 90).

##### 5. „Universalisierung“

Die fünfte und bis heute andauernde Phase der Holocaust-Erinnerungsgeschichte setzte mit dem Zusammenbruch des Ostblocks und der deutschen Wiedervereinigung 1989/1990 als „welthistorische Wende“ (Thamer 2007, S. 91) ein. Die erinnerungskulturellen Entwicklungen, die mit den 1980er Jahre begannen, wurden in dieser Zeit fortgesetzt und festgeschrieben. Die Zahl derer stieg, die bei dem „Streit über die Identität“ (ebd.) mitdiskutieren wollten, und die Art und Weise verdichtete sich, wie über Erinnerung zu sprechen war. Der Begriff der „Erinnerungskultur“ ersetzte den Begriff „Vergangenheitsbewältigung“. Seitdem nimmt die „Reflexion des Erinnerns,

---

<sup>15</sup> Gulag bezeichnet ein Netz an Straf- und Arbeitslagern in der ehemaligen Sowjetunion, in dem 1930 bis 1953 etwa 18 Millionen Menschen inhaftiert waren. Der Begriff verweist auf die Abkürzung der betreffenden Behörden. Übersetzt bedeutet es so viel wie: „Hauptverwaltung der Besserungslager und -kolonien.“ Mehr dazu siehe Appellaum, Anne (2003): *Der Gulag*. Berlin: Siedler.

also des Umgangs mit Vergangenheit einen zentralen Platz“ auf gesellschaftlicher, parlamentarischer und medialer Ebene ein. Erinnern gilt „als erstrebenswertes Gut, dessen bloße Existenz gleichsam den Beweis für ein kritisches Geschichtsbewusstsein und eine gelungene Demokratie- und Menschenrechtserziehung“ (Robel 2013, S. 97 f.) erbringt. Die „in den Gedenkrhetoriken üblichen Verweise auf die aus der Vergangenheit gezogenen *Lehren*“ machen deutlich, dass die „deutsche Demokratieerzählung [...] untrennbar an den deutschen Erinnerungsprozess gebunden“ (ebd., S. 98, Hervorhebung im Original) ist.

Ein weiteres prägendes „Medienereignis“ (Georgi 2004, S. 208) dieser Zeit war der Spielfilm *Schindlers Liste* (USA, 1993, Regie: Steven Spielberg). Die Debatten, die der Film anstieß, berührten den „Zentralnerv“ (Schmid 2012a, S. 193) des damaligen Geschichtsbewusstseins und der kollektiven Identität Deutschlands. Der Film vertiefte die Fragen nach der Interpretation und Repräsentation des Holocaust (vgl. Uhl 2005b, S. 30) und intensivierte die Diskussion nach „angemessener medialer Erinnerungsarbeit“ (Köppen 2007, S. 283), weil er einen „dokumentarischen Schein“ (Darmstädter 1995, S. 128) erzeugte, indem er Schwarz-Weiß-Material verwendete und historische Szenen nachstellte, um die Fiktionalität des Filmes zu überdecken.

Die massenmedial ausgefochtenen geschichtspolitischen Kontroversen nahmen in einem bis dahin unbekanntem Maße zu. Eine Medialisierung von Erinnerung war bereits in den 1970er und 1980er Jahre zu beobachten, in 1990er Jahren habe sie jedoch keine Skandale mehr ausgelöst. Stattdessen habe es eine „Hochwürzung“ (Schapira 2001, S. 52) gebraucht, um das Publikum nicht zu langweilen. Auf diese Weise entfaltete sich ein „kommerzieller Sog“, der eine „Inflationierung des Gedenkens“ (Robel 2013, S. 95) nach sich zog. „Auschwitz brachte Auflage und Quote“ und wurde zum „medialen Vollprogramm“ (Köppen 2007, S. 273). Zu diesen Kontroversen zählt die *Walser-Bubis-Debatte*, „eine in sämtlichen überregionalen deutschen Medien von Herbst 1998 bis Frühjahr 1999 geführte Auseinandersetzung um den normierenden Charakter der öffentlichen Erinnerung an die NS-Zeit“ (Lorenz/Fischer 2015, S. 320). Auslöser war Walsers „Friedenspreisrede“ in der Frankfurter Paulskirche, in der er von einer „Dauerpräsentation unserer Schande“ und einer „Routine des Beschuldigens“ als „Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken“ (ebd. 1998, S. 15) sprach. Die Rede wurde Live im Fernsehen ausgestrahlt. Die Zuschauer\*innen reagierten mit Briefen an den Autor und betonten darin die „befreiende Wirkung“ (Lorenz/Fischer 2015, S. 320) der Rede: Es sei nun öffentlich kommunizierbar, was vorher nur unter vorgehaltener Hand hätte gesagt werden dürfen. Zwei Tage später, zum 60. Jahrestag des 9. Novembers, der Reichspogromnacht, widersprach Ignatz Bubis öffentlich. Der Präsident des Zentralrats für Juden bezeichnete Walser als „geistigen Brandstifter“ (ebd. 1999, S. 111),

der „eine Kultur des Wegschauens und des Wegdenkens“ propagiere, die während des Nationalsozialismus vorherrschend gewesen sei. Mit seiner Rede mache er den latenten Wunsch nach einem Schlussstrich gesellschaftsfähig und öffne den politisch zulässigen Diskussionsraum für rechtsradikales Gedankengut. Daraufhin entbrannte in den Medien eine Debatte über die Zulässigkeit von Begriffen wie „Moralkeule“ und der Begriffsverschiebungen von „Schuld“ zu „Schande“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 320).

Dass die Debatten dieser Zeit das mediale Tagesgeschäft gleichermaßen füllten wie beeinflussten, zeigt das Buch des Politologen Daniel Jonah Goldhagen *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust* (1996). Seine Kernthese lautete, dass der Holocaust nur nach genauerer Analyse der Motive und des Tötungsverhaltens der Täter\*innen zu verstehen sei. Spätestens seit Ende des 19. Jahrhunderts seien die Deutschen von einem „böartig-eliminatorischen Antisemitismus“ (ebd., S. 521) geprägt gewesen, der maßgeblich für die Entwicklung ihres Judenhasses sei. Er habe zur „Normalausstattung der Deutschen“ (ebd., S. 524) und zum „gesellschaftlichen ‚Gespräch‘ der Deutschen“ (ebd., S. 525) gehört. Die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen des Nationalsozialismus hätten die Deutschen dazu gebracht, sich an der Judenvernichtung zu beteiligen. Aufgrund dieser umstrittenen These wurde das Buch international breit diskutiert. Zwei Tage nach Erscheinen der englischen Ausgabe erwähnte DIE ZEIT das Buch auf ihrer Titelseite. Die Überschrift und redaktionelle Ankündigung führte zu der „Fehlinterpretation“, dass Goldhagen „einen ewigen, böartigen Nationalcharakter der Deutschen“ und eine „Kollektivschuld“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 318) behauptete, was in einige nachfolgende Buchrezensionen übernommen wurde.

Parallel zu der zunehmenden Medialisierung von Erinnerung und dem neuen Selbstverständnis der Bundesrepublik Deutschland waren die Folgejahre von einer „Universalisierung von Moral“ (Thamer 2007, S. 91) geprägt. Die Wiedervereinigung hatte die Voraussetzung für diesen Prozess geschaffen. Vollzogen wurde die Universalisierung dadurch, dass die deutsche Erinnerungspolitik in eine europäische Identität eingebunden wurde (vgl. Assmann 2003, S. 135).<sup>16</sup> Der *Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus* wurde als nationaler Gedenktag am 27. Januar 1996 eingeführt und im Jahr 2000 zum europäischen Gedenktag erklärt. Seitdem dient die Erinnerung des Holocaust dazu, „universelle, globalgültige und moralische Standards zu begründen“ (ebd., S. 92). Die Opferperspektive wird als generelles Deutungsmuster für historische und gegenwärtige

---

<sup>16</sup> Dieser Prozess wird auch *Europäisierung* bezeichnet, als „Prozess der relativierenden Transformation der nationalen Perspektiven, als strukturelle Veränderungen und Angleichung der Geschichtsbilder im Sinne einer Anreicherung mit europäischen Bezügen“ (Schmid 2012, S. 178).

Konflikte herangezogen. Die Begriffe „Auschwitz“ und „Holocaust“ fungieren als Referenzrahmen, Deutungsmodell und negativer Bezugspunkt für Europa und die Welt. Sie bilden die Grundlage, historisch neuartige Ereignisse zu deuten und „politische ebenso wie (para)militärische Handlungen zu begründen“ (ebd.). Das gilt auch für den „kleinsten gemeinsamen Nenner“ (Robel 2013, S. 105) der „Zweiten Geschichte des Nationalsozialismus“, dem Postulat „Nie wieder!“ Das „Leitnarrativ des demokratischen Aufarbeitungsdiskurses und die „normative Schaltstelle der zeitgeschichtlichen Selbstverständigung nach 1945“ (Schmid 2009, S. 18) dient als „kategorische Grenzmarkierung“ und „rhetorische[r] Ausweis einer politischen Umorientierung, indem bestimmte Bedingungen und Ergebnisse der NS-Herrschaft dezidiert von jedem Anschluss abgetrennt werden“ (ebd., S. 26). Dieses Narrativ lautet heute nicht mehr nur „Nie wieder Auschwitz!“, sondern auch „Nie wieder Ruanda!“<sup>17</sup> oder „Nie wieder Srebrenica!“<sup>18</sup> Nicht mehr die jüdisch-deutsche Frage steht im Mittelpunkt, sondern ein „moralischer Imperativ“ (Köhr 2012, S. 157), der ein zukunftsorientiertes Handeln für die gesamte Menschheit formuliert. Durch die *Globalisierung* der Erinnerung sei der Holocaust zum „Allgemeingut“ (Levy/Sznaider 2001, S. 17) und zu einem Symbol für „das allgegenwärtig Böse“ (ebd., S. 211) geworden. Es ermögliche den Menschen, sich auf unterschiedliche Art und Weise mit der Geschichte auseinanderzusetzen und erlaube vielen Opfergruppen, sich mit den Opfern jüdischer Herkunft zu identifizieren. Während Levy und Schnaider (2001) diese Entwicklung eher positiv betrachten, werden die „vielfältigen Formen von Erinnerungskulturen“ von anderen als „Bedrohung der ‚historischen Objektivität‘ und damit als Angriff auf das gesellschaftliche Bild der Vergangenheit empfunden“ (Heinze 2009, S. 208). Assmann sieht in der Universalisierung des Holocaust „die Gefahr einer allgemeinverbindlichen, ent-kontextualisierten Fassung der Geschichte, die die historische spezifischen Perspektiven und Erfahrungen ausblendet“ (ebd. 2003, S. 136). Indem sie den Holocaust mit anderen Genoziden auf eine Stufe stelle, werde die Judenvernichtung hinsichtlich ihrer Dimension und Bedeutung als singulären Verbrechens relativiert und so „zum Verschwinden“ (Claussen 1996, S. 77) gebracht.

Gegen Ende der Jahrtausendwende hat sich das Narrativ der „Flucht und der Vertreibung“ in der Öffentlichkeit verbreitet. Der Doppelbegriff bezeichnet die organisierte Aussiedlung von etwa

---

<sup>17</sup> Das Narrativ verweist auf den Völkermord in Ruanda, der zwischen April und Juni 1994 an mehr als 800.000 Menschen der Tutsi-Minderheit und gemäßigte Hutu von den ‚anderen‘ Hutu begangen wurde.

<sup>18</sup> Das Massaker von Srebrenica während des Bosnienkriegs im Juli 1995 gilt als das schwerste Kriegsverbrechen in Europa seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Vgl. Honig, Jan Willem/Both, Norbert (1997): *Der größte Massenmord in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg*. München: Lichtenberg.

zwölf Millionen Menschen aus den östlichen Provinzen Deutschlands sowie den östlichen Nachbarstaaten in der Folge des Zweiten Weltkriegs (vgl. Scholz 2015, S. 9). Weil das Narrativ den Verlust von Heimat sowie die Aufnahme von Vertriebenen in die vier Gebiete der Alliierten thematisiert und den Blick auf die Gräueltaten der sowjetischen Besatzer richtet, befürchten Kritiker\*innen, der „mediale Fokus auf die ‚Deutschen als Opfer‘ verdränge oder ‚relativiere‘ möglicherweise die mühsam erkämpfte breite Sensibilisierung für die Opfer von Deutschen während des Nationalsozialismus“ (Schmid 2012b, S. 171). Befürworter\*innen wie Günter Grass (2002) vertreten hingegen die Meinung, dass nur ein vollständiges Bild der NS-Verbrechen zu erreichen sei, wenn weder Täter\*innen noch Opfer unter den Deutschen in Vergessenheit gerieten.

Die Debatte über dieses Narrativ zeigt, dass die Frage nach der Darstellung der Erinnerung bis heute zentral ist. Wie sich die Holocaust-Erinnerung entwickelt, sobald die letzten Zeug\*innen gestorben sind, kann nur vermutet werden. Thamer sieht die mediale Öffentlichkeit in der Verantwortung. Sie wird zukünftig darüber entscheiden, was von dem „welche Erfahrungen und Entdeckungen wie verarbeitet werden, wie und wo an das singuläre Massenverbrechen des Nationalsozialismus erinnert wird“ (ebd. 2007, S. 93).

Wie die Darstellung der wichtigsten Etappen der Holocaust-Erinnerung seit 1945 zeigt, haben sich im Laufe der Zeit verschiedenen Deutungsmuster und Narrative herausgebildet, die im Zusammenhang mit politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen stehen. Des Weiteren hat die Intensität der Auseinandersetzung mit Geschichte zugenommen, je weiter die Geschichte zurückliegt (vgl. Thamer 2007, S. 83). Das veranschaulicht, dass die Geschichte der deutschen Erinnerung dynamisch und ein „Geflecht unterschiedlicher und gegenstrebigender Erinnerungen mit ganz verschiedenen Rhythmen und Richtungen“ (Assmann/Frevert 1999, S. 12) von unterschiedlichen Akteur\*innen ist. „In diesem Geflecht kreuzen sich die Erinnerungen von Individuen und Generationen“ und so „ergibt sich so ein chaotischer Bodensatz, der schwer zu organisieren und für die unabschließbare Dynamik des Erinnerungsprozesses verantwortlich ist. Welche Erinnerungen kommen in diesem Widerstreit zum Tragen und Erringen zeitweilig anerkannte Deutungsmacht, welche werden abgebogen [...]?“ (Ebd.)

Wie die Darstellung darüber hinaus zeigt, sind Massenmedien fester Bestandteil der Deutungskonflikte. Für Yvonne Robel sind die Debatten um die Wehrmachtssausstellung, das Buch von Goldhagen und die *Walser-Bubis-Kontroverse* Beispiele dafür, dass Medien bestimmen, „was wie zu welcher Zeit sagbar ist“, und dass sie einzelnen Sprecher\*innen „einen institutionalisierten Platz für deren Aussagen“ (ebd. 2013, S. 37, Hervorhebung im Original) bieten. Demnach ist nicht nur von einem symbiotischen Abhängigkeitsverhältnis von Medien und Erinnerung zu sprechen

(vgl. Zelizer 2008; Edy 1999), sondern auch von einer „Dreiecksbeziehung“ (Berek 2005) aus Medien, Erinnerungsdiskurs und gesellschaftlichen Machtverhältnissen.

Geht man von Daniel Levy und Natan Sznaider (2001) werden Dynamik und Widerstreit weiter zunehmen, da sich heute in der Erinnerung an die Judenvernichtung lokale, nationale, und kosmopolitische Erinnerungskulturen überlappen. Weil die kollektive Erinnerung über Grenzen eines Nationalstaates hinausgeht, sich mit transnationalen Entwicklungen vermischt und pluralisiert, ohne die nationale Erinnerung aufzuheben, steht die Holocaust-Erinnerung vor neuen Herausforderungen. Die Zahl derer, die „um Interpretationen und Repräsentationsformen der NS-Geschichte und des Holocaust ringen“ (Georgi 2004, S. 209) wird steigen. Mit der Entwicklung zu einer „konstituierenden Weltgesellschaft“ bildet sich eine neue Frage heraus: „Welches Verhältnis herrscht künftig zwischen einer bundesrepublikanischen (nationalen) und einer globalen Dimension des Erinnerns?“ (Sommer 2018, S. 227)

### 2.1.3 Zentrale Deutungsmuster „Schuld“ und „Schlussstrich“: Verfestigung oder Abwehr von Erinnerung

Betrachtet man die Etappen der deutschen Erinnerungsgeschichte genauer, wird deutlich, dass die deutsche Erinnerungskultur nach 1945 „von einem ständigen Wechselspiel an Schuldzuweisungen und Schuldabwehr“ (Bartholomei 2015, S. 50) durchsetzt ist. Am deutlichsten zeigt sich das in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die staatlichen Versuche, Schuld abzuwehren, bildeten laut Karsten Stephan zugleich „einen Rahmen für individuelle Entschuldigungsstrategien“ (ebd. 2006, S. 43). Intellektuelle und politische Gegeneliten stießen Maßnahmen zur Aufarbeitung der Vergangenheit an, die zunächst von den Parteien unterstützt worden seien. Angesichts des „Schock[s] des Krieges“ und der „gravierenden Überlebensprobleme“, unter denen die Bevölkerung stand, sahen sich die politischen Akteur\*innen zur „Rücksichtnahme“ (Garbe 1993, S. 698 f.) gezwungen. Karl Jaspers beschreibt die damalige Stimmung mit den Worten, „als ob man nach so furchtbarem Leid gleichsam belohnt, jedenfalls getröstet werden müsste, aber nicht noch mit Schuld beladen werden dürfte“ (ebd. 1979, S. 19).

Assmann und Frevert unterscheiden drei Abwehrstrategien dieser Zeit. Als erste der „Selbst-Entlastungsmechanismen“ (ebd. 1999, S. 140) bezeichnen sie das *Schweigen* über die NS-Verbrechen. In der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft habe es einen „stabilen Konsens“ gegeben, „die Vergangenheit aus der Perspektive der biographisch existentiellen Erfahrung nicht zu thematisieren.“ Dieser Mechanismus des Schweigens ist insofern von einem Verdrängen zu unterscheiden, als dass einem bewusst gewesen sei, „was man nicht zur Sprache zu bringen hat“ (ebd., S. 141). Dieser

Konsens „verlängerte die Komplizenschaft der NS-Volksgemeinschaft in die neue Demokratie hinein und war der Kitt, der die bundesrepublikanische Gesellschaft in ihrer Gründungsphase zusammenhielt.“ Als zweiten Mechanismus nennen Frevert und Assmann das „*Opfer-Syndrom*“, das auf der Trennung von Regime und Volk beruht: Dass die Schuld an den NS-Verbrechen Hitler und seiner unmittelbaren Führungsclique als Hauptschuldige zugeschrieben wurde, half der Bevölkerung sich „aus der Mitverantwortung zu ziehen“ und sich stattdessen selbst als Opfer und als „missbrauchte[n] Deutsche“ (Reichel 2001, S. 67) zu bezeichnen. „Die Täter, das war das Regime; das Volk, das waren die Opfer. Man sah sich als verführt, betrogen, geschunden und entehrt.“ (Ebd., S. 141, Hervorhebung im Original) Die eigentlichen Opfer des Holocaust wie Menschen jüdischen Glaubens oder Sinti\*ze und Rom\*nja wurden zu dieser Zeit entweder gar nicht oder nicht als solche wahrgenommen. Sie wurden ignoriert oder den deutschen Opfern untergeordnet, mit der Begründung „schließlich hätten alle Deutschen unter Hitler gelitten“ (Goschler 2005, S. 63). Als dritten Mechanismus bezeichnen Frevert und Assmann den „*Anti-Kommunismus*“ (ebd., Hervorhebung im Original), der den NS-Staat und den östlichen Totalitarismus gleichsetzte. Indem der Staatsfeind benannt wurde, konnte „das problematische historische Erbe“ externalisiert und abgespalten sowie die Erinnerung an die eigene Schuld in der NS-Zeit zurückgehalten werden.

Weitere Entschuldigungsmuster hat der Publizist Ralph Giordano als „Artikulationen rhetorischer Schuldabwehr“ zusammengetragen. Neben der Behauptung, „von nichts gewußt“ (ebd. 1987, S. 32) zu haben, seien die Kriegsverbrechen der Nazis mit denen der Alliierten aufgewogen und die Zahl der ermordeten Menschen jüdischen Glaubens im Vergleich zu den deutschen Opfern heruntergespielt worden. Auch die Aussage, „Hitler hat nicht nur Schlechtes“, sondern auch „Gutes geschaffen, zum Beispiel die Autobahnen“ (ebd., S. 34) sei zu den Entschuldigungsmustern zu zählen, ebenso wie die Forderung nach einem Schlusstrich (vgl. ebd., S. 35 f.).

Geht man von Bartholomei aus, gilt auf der politischen Ebene der Kniefall des ehemaligen Bundeskanzlers Willy Brandt vor dem Denkmal des Warschauer Ghettos im Jahr 1970 als „deutlichste Symbol einer gesteigerten öffentlichen Schuldthematization“ (ebd. 2015, S. 61). Auch wenn es eine spontane Geste gewesen sei, so war sie „ein stellvertretendes Schuldbekennnis“ und „neue[s] Narrativ der nationalen Schuld“, weil sie „keinen Einspruch duldet und keiner weiteren Erklärung bedurfte“ (Giesen 2004, S. 42). Er zwang die Deutschen dazu, sich erstmals mit dem Thema zu beschäftigen:

„All diejenigen [aber], die sich als Täter oder Mitläufer bis dahin wohl kalkuliert bedeckt hielten oder auch niemals wirklich veranlasst sahen, zu ihrer Vergangenheit Stellung zu beziehen, sahen sich nun aufgrund des öffentlichen Schuldbekenntnisses vor die Alternative gestellt, entweder offen widersprechen zu müssen und sich damit moralisch zu desavouieren oder sich eben auch weiterhin, aber nun unter einer ganz anderen öffentlichen Lesart unterworfen, bedeckt zu halten. Wer nicht offen widersprach, willigte damit faktisch [...] schweigend in die Akzeptanz deutscher Schuld ein.“ (Junge 2004, S. 125)

Zwar habe die Geste des Kniefalls dazu beigetragen, die Schuldfrage öffentlich zu debattieren, dennoch habe sie in der Bevölkerung „nicht im großen Maße“ (Bartholomei 2015, S. 62) zur einer Auseinandersetzung mit Schuld geführt. Erst die Serie *Holocaust* habe eine Wende gebracht. Der Fernsehmulti habe das Thema enttabuisiert und den Menschen erstmals ermöglicht, über die Verbrechen und deutsche Schuld zu reden (vgl. Paul 2010, S. 16 f.). Berek (2005) nimmt an, dass die Medien versuchten, die Debatten über die deutsche Schuld zu lenken. Das begründet er mit einem Eingriff in die Serie.<sup>19</sup> Die internationale Version dauerte sieben Minuten länger als die deutsche und zeigte ein Happy End (vgl. Brandt 2003): Der letzte Überlebende der Familie Weiss hilft dabei, Kinder jüdischen Glaubens von Thessaloniki nach Palästina zu schmuggeln. Diese Rettungsaktion steht symbolisch für die Staatsgründung Israels (vgl. Doneson 1987, S. 146 f.). In der deutschen Erstaussstrahlung 1979 im WDR fehlte diese Sequenz. Der Film endete für deutsche Zuschauer\*innen mit dem Schuldeingeständnis des Onkels Kurt Dorf aus der deutschen Täterfamilie mit den Worten:

„Wir haben uns alle mitschuldig gemacht. Ich hab' zu so vielem geschwiegen. [...] Ich hab' mit angesehen, was passierte, und nichts getan. Wir müssen erkennen, dass wir uns alle schuldig gemacht haben.“<sup>20</sup>

Die gekürzte Sequenz habe so die Botschaft vermittelt, dass man nicht antisemitisch sein müsse, um sich am Massenmord zu beteiligen. Schuldig sei auch derjenige/diejenige, die „nur innere Ablehnung verspürt, aber trotzdem mitgemacht hat“ (Darmstädter 1995, S. 126), indem er/sie zusah, schwieg und nichts unternahm. Heinz-Werner Hübner, der damalige Fernsehdirektor des WDR-Fernsehens, begründete in einem Pressegespräch die Entscheidung, in die Serie einzugreifen: Die originale Schlusszene sei gestrichen worden, weil für die Intendant\*innen die Szene, „in der ja auch die für unser Land so zentrale Frage der Mitschuld thematisiert wird, das angemessenere und wirkungsvollere Ende“ (Sekretariat Märthesheimer am 8.2.1979 zitiert nach Brandt 2003,

<sup>19</sup> Zudem wurde die Reihenfolge einiger Sequenzen geändert. In der amerikanischen Version wurde zuerst eine Diskussion über den Widerstand im Ghetto gezeigt und dann die Folterung von Jüdinnen und Juden. In der deutschen Version wurden sie umgedreht (vgl. Brandt 2003, S. 260).

<sup>20</sup> Siehe „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss“ (USA 1978, dt. Fassung), Teil 4, Schlusssequenz.

S. 260) darstellte. Der WDR habe diesen Einschnitt „als Erfüllung der Verpflichtung des Fernsehens“ betrachtet, „junge Menschen über Ereignisse, von denen sie nicht oder nur wenig wissen, zu informieren.“ Damit habe der Sender auf die damals vorherrschende Annahme reagiert, dass in der Gesellschaft der Bundesrepublik weiterhin ein latenter Antisemitismus verbreitet sei, der für eine zunehmende Fremdenfeindlichkeit und einen ansteigenden Rechtsextremismus Sorge (vgl. Brandt 2003, S. 261 f.). Der WDR kooperierte mit der *Bundeszentrale für politische Bildung*, die jeweils vor und nach der Ausstrahlung der Sendung die Bevölkerung befragte. Eine der Fragen lautete, ob die Deutschen eine weitere Verfolgung der Kriegsverbrechen und der NS-Verbrechen bejahen würden. Stimmten die Befragten vor der Sendung mit 35 Prozent ab, lag die Zustimmung nach der Ausstrahlung bei 51 Prozent (vgl. Klose 1979, S. 64).

Nicht alle Fernsehanstalten setzen auf Aufklärung, so Berek (2005). Der *Bayerische Rundfunk* und weitere süddeutsche Sender versuchten eine Ausstrahlung der Serie zu unterbinden. Der Kulturwissenschaftler geht davon aus, dass die Sender unter dem Einfluss der baden-württembergischen und bayerischen Landespolitik standen, die eine mögliche Identifizierung der Bevölkerung mit den NS-Verbrechen verhindern wollten. Als Motiv vermutet er „die Fortsetzung der Verdrängung, des Schweigens über die TäterInnen und ihre Taten und vor allem um eine Vermeidung einer erneuten Diskussion um deutsche Schuld“ (ebd.).

Ein weiteres Beispiel, das zeigt, wie nah Schuldzuweisung und Schuldabwehr beieinanderliegen, ist die Wehrmachtsausstellung *Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944*, die vom *Hamburger Institut für Sozialforschung* (HIS) anlässlich des 50. Jahrestages des Kriegsendes im Jahr 1995 als Wanderausstellung initiiert wurde. Die Soldaten der Wehrmacht erklärten bis zu diesem Zeitpunkt wiederholt, an keinen Verbrechen beteiligt gewesen zu sein, sondern Befehle des Regimes ausgeführt und nach Bestimmungen des Kriegsvölkerrechts gekämpft zu haben (vgl. Bartholomei 2015, S. 42). Dabei beriefen sich auf den Umstand, dass sie bei den Nürnberger Prozessen aus formalen Gründen nicht zur „verbrecherischen Organisation“ (Wette 2002, S. 209) erklärt und vor Gericht gestellt wurden. Die Ausstellung jedoch zeigte ein anderes Bild. Sie offenbarte den Angriffs- und Vernichtungskrieg durch die Soldaten der Wehrmacht in der ehemaligen Sowjetunion und auf dem Balkan, die Massenmorde an Zivilist\*innen und Kriegsgefangenen und die direkte und indirekte Teilnahme an Völkermorden. Briefe und private Fotografien belegten, wie deutsche Soldaten vor den Ermordeten posierten oder völkerrechtswidrige Befehle ausführten. Die Ausstellung führte zu einem „gesamtgesellschaftlichen Skandal“, da sie „die bisher im kollektiven Gedächtnis eingeschriebene Trennlinie zwischen der Wehrmacht als Institution von

18 Millionen deutschen Männern auf der einen Seite und den nationalsozialistischen Verbrechen(r)n auf der anderen Seite visuell“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 312) überschritt. Spätestens zu diesem Zeitpunkt sei der Mehrheit der deutschen Bevölkerung klargeworden, dass Hitler nicht die alleinige Schuld an den Verbrechen trug, sondern dass ein Großteil der deutschen Gesellschaft beteiligt war: „Jedermanns Vater, Bruder, Onkel oder Großvater war Soldat der Wehrmacht“ (Stephan 2006, S. 44). Damit wurde die Schuldfrage nicht nur hinsichtlich ihrer Personalien neu gestellt, sondern auch in Bezug auf die Frage, „ob überhaupt etwas Verurteilenswertes passiert“ (ebd.) gewesen sei.

Geht man von Thamer aus, kann der Prozess der *Universalisierung*, der den Holocaust mit Menschenrechte in Verbindung bringt, auch als „Universalisierung der Schuld“ (vgl. ebd. 2009, S. 93) betrachtet werden. Auschwitz ist im Zuge dessen zum „Code“ einer allgemeinen ‚Schuldkultur‘ geworden, in der politische Akteure die Ermordung der Juden für unterschiedliche politische Ziele und Zwecke in den Dienst genommen haben“ (Bauerkämper 2012, S. 12). Heidemarie Uhl sieht die Entwicklung der Schuldfrage, die sich nicht mehr allein an Staat und Politik richtet, sondern zunehmend auch an das Individuum. Jede/jeder sei aufgefordert, sich als potentiellen Täter oder potentielle Täterin in Bezug auf rassistische Ideologien zu hinterfragen, nicht als Mitglied einer Nation, sondern als eigenständiges, handlungsfähiges Wesen. Im Zentrum der negativen Erinnerung stehe weiterhin die Frage nach der Schuld, allerdings nicht mehr „mit dem Ziel, das eigene Kollektiv als unschuldig darzustellen und die Schuld auf andere zu projizieren, sondern als Übernahme der Verantwortung für die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die im Namen eines Kollektiv begangen wurden“ (ebd. 2012, S. 204). Dieses Ziel finde Ausdruck in einem „humanistischen Wir“ (ebd., S. 207). Neben diese neugerahmte Schuldfrage sieht Uhl (2005a) das Narrativ der *Flucht und Vertreibung* gestellt, das zu weiteren Deutungskonflikten führe. Das Narrativ, das an historische Bezugspunkte wie Bombenkrieg, Kriegsgefangenschaft und Vertreibung der 1950er Jahre andocke, sei von einer kleinen Teilgruppe der Gesellschaft vorangetrieben worden und habe eine Verdichtung der Vertriebenen-Diskurse auf der visuellen Ebene gefunden. Im Zentrum dieses Narratives stünden Bilder von deutschen Frauen und Kindern, „die per se ‚unschuldige Opfer‘ versinnbildlichten und als Objekte einführender Identifikation“ (ebd., S. 178) dienten. Diese Darstellung stehe „als visuelles Gegennarrativ zum Holocaust und der Schuldfrage“, finde Ausdruck in den Schockbildern der Ermordung der jüdischen Bevölkerung und führe zu einer „Parallelisierung von Opfergeschichten“ (ebd., S. 179). Der israelische Historiker

Gilad Margalit sieht in dem Narrativ der *Flucht und Vertreibung* nicht nur einen Deutungskonflikt, sondern den Versuch der Deutschen, sich von der Schuld an der Judenverfolgung zu befreien (vgl. ebd. 2016, S. 285 ff.).

Die verschiedenen Schuld-Narrative und Gegenerzählungen, die sich im Verlaufe der deutschen Erinnerungsgeschichte herausgebildet haben, sind laut Bartholomei ein Indiz dafür, „dass die verschiedenen Generationen nicht immer dazu bereit waren, sich mit ihrer Vergangenheit zu beschäftigen“. Sie zeigten auch, „dass immer eine gewisse Vorstellung der eigenen Schuld im Bewusstsein der Menschen vorhanden gewesen sein muss“ (ebd. 2015, S. 50).

Einer der Ersten, der sich mit Schuld auseinandersetzte, war der Philosoph Karl Jaspers. Unmittelbar nach dem Krieg erschien seine Schrift *Die Schuldfrage* (1946). Darin formulierte er vier Typen an Schuld, die verschiedene Folgen und verschiedene Instanzen unterschieden, die über die NS-Verbrechen verhandelten: *kriminelle*, *politische*, *moralische* und *metaphysische Schuld*. Die ersten beiden Schuldbegriffe *kriminell* und *politisch* umschreiben die Forderungen und Zwänge, die von außen an ein Individuum gestellt werden. Während es bei der *kriminellen Schuld* um „objektiv nachweisbare[n]“ (ebd., S. 21) Verbrechen des Regimes geht, bei denen der Nürnberger Gerichtshof als Instanz über eine Strafe zur Schuldbegleichung entscheidet, besteht die *politische Schuld* in den „Handlungen der Staatsmänner“ (ebd.), für die alle Staatsbürger\*innen die Konsequenzen zu tragen haben. Instanz ist der Wille der Alliierten. Die Schuldbegriffe *moralisch* und *metaphysisch* bezieht Jaspers ebenfalls auf das Individuum. *Moralische Schuld* zielt auf Handlungen ab, die zur Stärkung des verbrecherischen Regimes beitrugen, die für sich genommen nicht verbrecherisch waren. Die Instanz ist das eigene Gewissen und zielt auf Reue ab. Die *metaphysische Schuld* hingegen handelt davon, inmitten der Verbrechen (weiter)gelebt haben zu wollen. Instanz ist „Gott allein“ (ebd., S. 22).

Für die heutige Auseinandersetzung mit Schuld ist die zweite Kategorie der *politischen Schuld* relevant (vgl. Assmann/Frevert 1999, S. 85). Diese geht von der Frage der politischen Haftung aus und ersetzt den Begriff der „Kollektivschuld“ in „Kollektivverantwortung“, also in eine kollektive Annahme von Schuld: „Ein Volk haftet für seine Staatlichkeit. Angesichts der Verbrechen, die im Namen des Deutschen Reiches verübt worden sind, wird jeder Deutsche mitverantwortlich. Wir ‚haften‘ kollektiv.“ (Jaspers 1979, S. 44) Mit dieser Definition habe Jaspers versucht, sich von dem damals weitverbreiteten Begriff der Kollektivschuld zu distanzieren, um weder eine „gefährliche[n] kollektivistische[n] Denkfigur“ fortzusetzen, die „den Antisemitismus über Jahrhunderte

angeheizt“ (Assmann/Frevert 1999, S. 84) habe, noch die der „demütigende Erfahrung kollektiver Scham“ (ebd., S. 128) fortzuführen, die eine Auseinandersetzung mit Schuld behindere.<sup>21</sup>

Neben Jaspers befassten sich weitere Autor\*innen mit der Kollektivschuld und der Frage, ob es diese überhaupt geben kann. Seine Schülerin Hannah Arendt formulierte ihre Vorstellung einer „organisierte[n] Schuld“ (ebd. 1946, S. 333), die sie aus ihren Untersuchungen zu dem Verhältnis von kollektiver Rhetorik und Organisationsstruktur im NS-Staat ableitete. Sie unterschied drei Gruppen im Täterkollektiv: die Hauptschuldigen als Täter\*innen im engeren Sinne, die Sympathisant\*innen als Täter\*innen im weiteren Sinne und die Mitwisser\*innen. Arendts war der Auffassung, dass der „Verwaltungsmassenmord“ (ebd. 2017, S. 58) das gesamte deutsche Volk für seine Durchführung benötige, der sich durch einen neuen Typus des Funktionärs auszeichne. Dieser stehe für eine „Normalität von Menschen vom Schlage Heinrich Himmler“ (ebd., S. 45). Vor diesem Hintergrund sei nur dann von Schuld zu sprechen, wenn ein Bewusstsein von Schuld und Verantwortung existiere. Das sei bei den Deutschen jedoch schwer zu finden. Stattdessen treffe man auf einen „Chor an Spießern“, die ausriefen: „dies haben wir nicht getan!“ (ebd. 1946, S. 340). Arendt formulierte ihre Überlegungen im Zuge des „Eichmann-Prozesses“ in Jerusalem. Eichmann bezeichnete sich vor Gericht als „winziges Rädchen‘ im Getriebe der ‚Endlösung‘“ (ebd. 2017, S. 58) und versuchte sich so als unschuldig darzustellen. Arendt bezeichnete diese Theorie „juristisch als belanglos“. Wichtiger fand sie die „Frage nach Schuld und Unschuld, um die Möglichkeit, Recht zu sprechen und Gerechtigkeit zu üben im Interesse des Verletzten wie im Interesse des Angeklagten“. Sie kam zu dem Schluss, dass es weder eine Kollektivschuld noch eine Kollektivunschuld gebe. Stattdessen sehe sie eine „Kollektivhaftung im politischen Bereich, die in der Tat unabhängig ist von dem, was man selbst getan hat, und daher weder moralisch zu werten noch gar in strafrechtlichen Begriffen zu fassen ist. Politisch haftet jede Regierung eines Landes für all das, was durch die Regierung vor ihr zu Recht oder Unrecht geschehen ist“ (ebd.). Sie war damit wie Jaspers der Auffassung, dass sich kollektive Schuldzuweisung durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe von Menschen und sich auf nachfolgende Generationen vererbe.

Woher die Kollektivschuldthese stammt, kann die Forschung bis heute nicht eindeutig belegen (vgl. Bartholomei 2015, S. 54). Assmann und Frevert bezeichnen die Kollektivschuld „als Gespenst, das immer wieder auftaucht und schwer zu bannen“ (ebd. 1999, S. 83) sei. Der Begriff ist vermutlich von Hitler eingebracht worden. In seinem Testament warf er dem deutschen Volk vor,

---

<sup>21</sup> Diesen Punkt beziehen Assmann/Frevert auf die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges: Die Scham über den Ehrverlust des verlorenen Krieges sei als Denkmuster nach dem Zweiten Weltkrieg präsent gewesen und habe eine Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen verhindert (vgl. ebd. 1999, S. 94).

es sei nicht in der Lage gewesen, sich als Herrschaftsmenschen zu behaupten, deswegen habe es den Untergang verdient, es sei selbst schuld (vgl. ebd., S. 82). Die Kollektivschuldthese wird darüber hinaus mit der Nachkriegspolitik der amerikanischen Besatzungsmächte in Folge der *Reeducation*-Programme in Verbindung gebracht. Wolfgang Benz nimmt an, dass die Deutschen selbst Urheber\*innen dieser Kollektivschuldthese seien, um ihre Verweigerung gegenüber den Maßnahmen der Alliierten zu rechtfertigen. Der Vorwurf der Kollektivschuld ist „zur Metapher für alles Leid und Unrecht [geworden], das Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg angeblich geschah“ (ebd. 1995, S. 51 f.). Auch Heidrun Kämper hält die Kollektivschuldthese für ein Konstrukt, das auf einem tatsächlichen Kollektivschuldbewusstsein basiert. Indem „die Diskursgemeinschaft *Kollektivschuld* ersetzt etwa durch *Schuld aller Deutschen, Gesamtschuld, wir alle* und über eine Schuld des gesamten deutschen Volkes nachdenkt, zeigt also, dass sie den Begriff einer Kollektivschuld durchaus anerkennt, denn ihr ist etwas wie *allgemeine Schuld* der Deutschen durchaus bewusst“ (ebd. 2007, S. 154, Hervorhebung im Original).

Fischer und Lorenz gehen davon aus, dass das Narrativ durch die Student\*innenbewegung von 1968 in der Gesellschaft verankert wurde, indem sie sich an die gesamte Gesellschaft richtete und ein „neues Narrativ der Kollektivschuld einer ganzen Generation“ (ebd. 2015, S. 47) prägte. Dass die Kollektivschuldthese weiterhin im Bewusstsein der Deutschen existiert, führt Bartholomei auf Goldhagen zurück. Auch wenn er den Begriff der „Kollektivschuld“ nicht explizit verwendet habe, spreche vieles dafür, dass er dies meinte (vgl. ebd. 2015, S. 56). Seine These, dass die Täter\*innen „ganz gewöhnliche Deutsche“ (1996) gewesen seien, habe sich an das ganze Volk gerichtet.

Seit den 1990er Jahren finde der Text von Jaspers eine „Wiederentdeckung“ (Fischer/Lorenz 2015, S. 51). Die *Schuldfrage* wird zunehmend als „Manifest einer neuen politischen Kultur in Deutschland gesehen [werden], die für den Versuch eintrete, nationale Identität und politisches Handeln im Bewusstsein historischer Schuld zu formieren und zu stabilisieren“ (ebd.). Jaspers habe verstanden, dass das Gelingen einer freiheitlichen Politik in der neuen Demokratie von „ihrem ehrlichen Umgang mit der Schuld“ (Schwan 1997, S. 63) abhängen. Aus heutiger Sicht könne *Die Schuldfrage* als ein „politisch-philosophisches Gründungsdokument der Bundesrepublik Deutschland als einer schuldbewussten Nation“ (Schefczyk 2014, S. 202) betrachtet werden.

Bartholomei geht davon aus, dass Jaspers Schuldbegriffe die Voraussetzungen für die These der *Zweiten Schuld* bilden (vgl. ebd. 2015, S. 52), in der es darum geht, das Verschweigen der NS-Verbrechen als eine weitere Schuld der Deutschen zu bezeichnen. Dadurch, dass sich die Deutschen einer Aufarbeitung der NS-Verbrechen – der „ersten Schuld“ – verweigerten, luden sie die „zweite Schuld“ – die der Verdrängung und Verleugnung – auf sich und verfestigten diese. Die

zweite Schuld habe sich „tief eingefressen in den Gesellschaftskörper der zweiten deutschen Demokratie“ (Giordano 1998, S. 11, Hervorhebung im Original). Voraussetzung für das Verschweigen großer Teile der deutschen Bevölkerung sei das eigene Gewissen und das Bewusstsein über gemeinschaftliche Verantwortung im Jasperschen Sinne der moralischen und metaphysischen Schuld (vgl. Bartholomei 2015, S. 52) gewesen. Weil das eigene Gewissen zu Verschweigen führe, könne moralische Schuld als Auslöser für ein „Tätertrauma“ betrachtet werden. Dieser empfundene Schock über den Zusammenbruch einer bewährten Ordnung, der im Gedächtnis auch über Jahre verhaftet bleibe, sei durch die Generation der „68er“ öffentlich thematisierbar geworden (vgl. Giesen 2004, S. 31 ff.).

Laut Assmann und Frevert hat die Konfrontation mit den Verbrechen durch die Alliierten im Zuge ihrer Aufklärungskampagnen zu einem Tätertrauma beigetragen (vgl. ebd. 2013, S. 140). Die Kollektivschuldanklage habe eine reflexartige Abwehr ausgelöst. Der erzwungene Anblick des Grauens in Verbindung mit diffusen Ängsten vor Vergeltung habe die Bevölkerung traumatisiert und die deutsche Erinnerungsgeschichte von Anfang an verformt. Neben den Bildern aus den ehemaligen Konzentrationslagern waren es Plakate mit der Aufschrift wie dieses:

„Das ist eure schuld [...]. Für diese Dinge meint ihr, seid Ihr nicht verantwortlich. ABER AUS DEM DEUTSCHEN VOLK SIND DIESE FÜHRER HERVORGEGANGEN. DIESES VOLK IST FÜR SEINE FÜHRER VERANTWORTLICH [...].“ (Montgomery 1945 zitiert nach Eberan 1983, S. 22, Hervorhebung im Original)

Für die Psychoanalytiker\*innen Margarete und Alexander Mitscherlich hängt die Schuldabwehr mit dem Scheitern der „Verliebtheit in den Führer“ (ebd. 1967, S. 71) und der „Unfähigkeit“, über den Verlust des Führers „zu trauern“, zusammen. Diese Annahme unterstützen Berichte aus der Nachkriegszeit. Ein Nachrichtenoffizier der US-Armee, der den Effekt der alliierten Aufklärung untersuchen sollte, stellte in der deutschen Bevölkerung eine von Selbstmitleid geprägte Stimmung fest: Man werfe Hitler nicht vor, den Krieg begonnen, sondern ihn verloren zu haben (vgl. Janowitz 1946).

Zu dem Paradox, dass mit Schuld u.U. das Gegenteil von dem erreicht wird, was bewirkt werden soll – nämlich die Verfestigung von Erinnerung – gehört das Schlagwort *Schlussstrich*. Es ist unweigerlich mit Schuld verbunden (vgl. Assmann/Frevert 1999, S. 53). Der Begriff „komprimiert nach 1945 im Diskurs über Vergangenheitsbewältigung die in den verschiedensten Kontexten geäußerte Forderung, die vielschichtigen gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und ihren Folgen zu beenden“ (Eitz/Stötzel 2009, S. 456). Das gelte auch für die Ausdrücke *einen Strich/Schlussstrich/Trennungsstrich ziehen*. Der Ausdruck

*es darf keinen Schlussstrich geben* diene als „Stigmavokabel“ (ebd., S. 476), um vor der Beendigung der Vergangenheitsbewältigung zu warnen.

Grundsätzlich signalisiert der Begriff *Schlussstrich* den Wunsch nach einer „Tilgung von Schuld“ (Assmann/Frevert 1999, S. 54). Im juristischen Sinne bedeutet er, die Strafverfahren gegen die Täter\*innen einzustellen und weitere Forderungen der Opfer abzuwehren. Diese Forderung sei zunächst Teil der Wiedergutmachungs-Debatten und der *Entnazifizierung* gewesen, als Wunsch, zur politischen Normalität zurückzukehren und mit der Vergangenheit abzuschließen (vgl. ebd., S. 59). Aleida Assmann unterscheidet zwischen einem *pragmatischen Schlussstrich* und einem *moralischen Trennungsstrich*. Als *pragmatischen Schlussstrich* bezeichnet sie den von der Kriegsgeneration geforderten Schlussstrich, der sich durch ihr Schweigen äußerte. „Man ließ die Vergangenheit ganz einfach auf sich beruhen und glaubte sie damit irgendwann loszuwerden.“ Als *moralischen Trennungsstrich* bezeichnet Assmann das Verhalten der zweiten Generation, die in einer „radikale[n] Distanznahme von der Vergangenheit“ mündete: „Wir sind anders, deswegen müssen wir von der Vergangenheit reden!“ (Ebd., S. 49 f.).

Jureit zufolge habe sich heute ein zu Ritualen verflachtes Erinnern herausgebildet, das sich durch das „permanente Wiederkäuen, um die Verkleisterung der Geschichte durch Pathos und Sentimentalität, um ein Übermaß an Sinn und Moral“ (ebd. 2010, S. 34) äußere, das das auf die 68er-Generation zurückzuführen ist. Wurde die Opferperspektive damals gebraucht, um ein Bewusstsein in Bevölkerung und Öffentlichkeit für die Opfer zu wecken, hat sie heute ihr „beunruhigendes, ihr subversives Potential“ (ebd. 2010, S. 25) verloren. Die gegenwärtige Erinnerungskultur neige dazu, sich auf den negativen Gründungsmythos zu fixieren, den Holocaust zu sakralisieren und das Thema Schuld zum Kern der deutschen Identität zu erheben. Auch wenn die starke Moralisierung der Vergangenheit eine historische Berechtigung in der Zeit gehabt habe, als es um die Kritik an der Elterngeneration ging, könne diese den nachfolgenden Generationen nicht mehr zugemutet werden. „Im Gegenteil kann sie nur kontraproduktiv auswirken und muss zukünftige Deutsche in ihrem Selbstbild verformen.“ (Assmann 2013, S. 72)

Wie der Exkurs zu „Schuld“ und „Schlussstrich“ zeigt, hat sich die Schuldfrage nach 1945 zu einer Debatte entwickelt, die bis heute die deutsche Gesellschaft zu spalten scheint. Karsten Stephan zufolge treten in der Bevölkerung Entschuldigungsversuche regelmäßig in Konflikten um die nationalsozialistische Vergangenheit“ auf. Diese zeigten sich in Umfragen „zu einer mehrheitlichen Befürwortung eines Schlussstrichs, der auch bei jüngeren Generationen mehr Zuspruch als Ablehnung findet“ (ebd. 2006, S. 43).

#### 2.1.4 Der Holocaust als Metanarrativ: Darstellungsverbot versus Erinnerungsgebot

Eine weitere Debatte, die die Erinnerungsgeschichte des Holocaust wie ein roter Faden durchzieht, ist die Frage nach der Darstellbarkeit. Für Martina Thiele liegen die Probleme der Darstellung in der Differenz des Vergangenen zur Gegenwart: „Darstellen“ bedeute „ins Bild setzen“ und „Darstellbarkeit“ verweise darauf, dass die Darstellung möglich oder unmöglich sein kann, moralisch vertretbar oder nicht (vgl. ebd. 2007, S. 32). Demnach gebe es bei der künstlerischen Darstellbarkeit Grenzen, die u.a. darin liegen, dass sie die Rechte der Anderen und ihr Privatstes berühren. So hat das Publikum beispielsweise nicht das Recht, einem Menschen beim Sterben zuzusehen. Die Frage nach der Darstellbarkeit in Bezug auf den Holocaust ist demzufolge eine Auseinandersetzung um die moralischen Normierungen bildlicher Darstellungen. Die Debatten sind auf zwei Ebenen zu verorten: *ob* eine Darstellung möglich ist und *wie*, auf welche Weise bzw. in welcher Form.

Diejenigen, die das *Ob* diskutieren, beziehen sich vornehmlich auf Theodor W. Adorno und seinen Aufsatz *Kulturkritik und Gesellschaft*, in dem er formuliert:

„Kulturkritik findet sich der letzten Stufe der Dialektik von Kultur und Barbarei gegenüber: nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frißt auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben.“ (Ebd. 1977, S. 30)

Für Befürworter\*innen dieser Aussage ist „Auschwitz das Ende der Zivilisation, der Bruch schlechthin. Verständigung ist seitdem nicht mehr möglich. Die Grenzen unseres Ausdrucks und Verstehensmöglichkeiten zu erfahren, anzuerkennen und an ihnen zu leiden, bedeutet ihrer Meinung nach, sich ein Stück Humanismus zu bewahren.“ (Thiele 2007, S. 34) Daraus abgeleitet wird ein Bilderverbot, das an ein Bildertabu im alttestamentarischen Sinne anschließt: Es ist unmöglich, sich von dem, was geschehen ist, ein Bild zu machen. Zu den Vertreter\*innen dieser Position gehört Claude Lanzmann. Er hat die Probleme, die er in Bezug auf eine Darstellung der Judenvernichtung sieht, in Bezug auf die US-Serie *Holocaust* geäußert. In Abgrenzung dazu nannte er seine Arbeit *Shoah* (vgl. Fischer/Lorenz 2015, S. 270). Der zweiteilige und neunstündige Dokumentarfilm (FR, 1985) gilt bis heute als „ambitionierteste und umfangreichste Versuch“ (Darmstädter 1995, S. 129), eine Antwort auf die Frage zu finden, was in Auschwitz passiert ist. Lanzmann arbeitete ohne historisches Bildmaterial, ohne Musik und ohne Spielhandlung (vgl. Köppen 2007, S. 282). Er stellte die Überlebenden in Vordergrund und ließ sie nachstellen, was sie erlebt hatten. Er ging mit ihnen zu den ehemaligen Arbeits- und Vernichtungslagern

Auschwitz, Treblinka, Belzec, Sobibor und Chelmno und filmte die Zeug\*innen in ihrer Auseinandersetzung mit dem Ort. Lanzmann ging es dabei um die „Erschütterung und Traumatisierung“ der Überlebenden. Einige lächelten, als sie von den Gräueltaten berichteten, „als wären sie völlig bedeutungslos“. Erst nach mehrmaligen Nachfragen offenbarten „sich die unermesslichen Leiden, die sich in den äußerlich Wiederaufgerichteten verbergen“ (Darmstädter 1995, S. 130). Durch diese Konfrontation mit dem zeitgenössischen Ort erzeugte Lanzmann „eine ästhetische Konstruktion, die sich dem Begriff der Darstellung entzieht, weil sie das, was sie meint, nicht zeigt, sondern vielmehr erfahrbar werden lässt“ (ebd.). Seine Auffassung von Darstellbarkeit formulierte er in Bezug auf den Film *Schindlers Liste*: Das Grauen lässt sich nicht abbilden. Der Holocaust ist von einem „Flammenkreis“ umgeben, „einer Grenze, die nicht überschritten werden darf, weil ein bestimmtes, absolutes Maß an Greueln nicht übertragbar ist: Wer es tut, macht sich der schlimmsten Übertretung schuldig. Die Fiktion ist eine Übertretung, und es ist meine tiefste Überzeugung, daß jede Darstellung verboten ist.“ (Ebd. 1994) *Schindlers Liste* hat den Flammenkreis übertreten, indem er trivialisierte und die „Einzigartigkeit des Holocaust zunichte“ machte. Spielberg hat dort Bilder eingesetzt, wo in *Shoah* keine waren. „Bilder töten die Imagination“ und sorgen für eine „tröstliche Identifizierung“ mit dem Helden Schindler, die es den Zuschauer\*innen erspart, sich das Schlimmste ausmalen zu müssen. Mit dieser Auffassung verstärkt Lanzmann das Bilderverbot um ein „generelles Fiktionalisierungsverbot“ (Nuy 2004, S. 301).

Der Position des Darstellungsverbotest steht die Position derjenigen gegenüber, für die „das Unsagbare nur ein Alibi“ (Thiele 2007, S. 33 f.) und eine Frage nach dem *Wie* der Darstellung ist. Die Film- und Literaturwissenschaftlerin Gertrud Koch sieht in der

„Darstellbarkeit der Massenvernichtung keinerlei einzigartige Bedingungen formaler Art [...] – alle Probleme, die aus ihrer Darstellung hervorgehen und in einzelnen Darstellungen liegen, sind Probleme, die die in der ‚Art und Weise‘ der Darstellung liegen, in ihrer Intentionalität. [...] Die globale Metapher von der Undarstellbarkeit der Massenvernichtung ist primär eine Aussage über die Ereignisstruktur selber, nicht über die spezifischen Probleme der Darstellung.“ (Ebd. 1992, S. 125)

Kochs Position steht beispielhaft für die Forderung, einzelne künstlerische Darstellungen zu analysieren, anstatt die Darstellbarkeit insgesamt zu problematisieren. Nicht die Frage nach dem *Ob* der Darstellung steht im Vordergrund, sondern die Frage nach dem *Wie*. Thiele schließt daran an: „Darstellbarkeit ist ein von ästhetischen Kategorien geprägter Begriff“ (ebd. 2007, S. 37). Es gibt „keine normative Ästhetik und damit keine generellen Regeln über Form, Inhalt und Funktion eines künstlerischen Werkes.“ Die Aussage, „dass nur dieses oder jenes darstellbar ist oder überhaupt nichts mehr, kann höchstens als Meinung über Kunst akzeptiert werden, jedoch nicht

als prinzipielle Handlungsanweisung. [...] Was trivial ist oder ‚falschen Bewusstseins‘ entspringt, bleibt bis heute schwer zu definieren.“ (Ebd.)

Für Stefan Krankenhagen geht es in Bezug auf den Holocaust nicht mehr nur um die Frage, *ob* eine Darstellung möglich ist oder *wie* sie geschieht. Für ihn bildet der Umstand, „*daß* eine Darstellung von Auschwitz massenhaft vorhanden ist“ den „Ausgangspunkt einer Beschäftigung mit gegenwärtigen Darstellungsformen von Auschwitz“ (ebd. 2001, S. 6, Hervorhebung im Original). Der Kulturwissenschaftler beklagt, dass die Debatten überhandgenommen haben, bei denen es darum geht, „die öffentlichen Gedenkrituale und die massenmediale Reproduktion der Darstellungen des Holocaust als einen grundsätzlich falschen Umgang mit dem Wissen um Auschwitz zu kritisieren“ (ebd., S. 18). Für ihn handelt es sich um einen „offenen Machtdiskurs“, bei dem „bei dem sich jede Darstellung von Auschwitz – egal ob als Erinnerung, Polemik oder Analyse veräußert – in einem Kontext unterschiedlicher Zuschreibungen bewegt und jede Rede über Auschwitz zugleich Darstellung von Auschwitz geworden ist“ (ebd., S. 3). Das führt Krankenhagen auf den „Anspruch und Trauma der Überlebenden“ zurück, „Auschwitz nicht vergessen zu dürfen“. Ein Anspruch, der seiner Beobachtung nach „als Legitimation für die Darstellungen des Holocaust“ dient und dem zugleich ein „Paradox“ zugrunde liegt, dass „es gerade die quantitativ und qualitativ vielfältige Darstellung von Auschwitz ist, die die Angst vor dem Vergessen auslöst“ (ebd., S. 5). Das begründet er damit, dass in der gegenwärtigen Diskussion über den Holocaust „Schuldige und Nicht-Schuldige auf einer Meta-Ebene“ benannt werden. Die Schuldzuschreibungen beziehen ihre Autorität „aus der konkreten Schuld der begangenen Morde und der daraus resultierenden Unterscheidung von Opfern und Täter der Vernichtung“ (ebd., S. 10).<sup>22</sup> Darstellungen des Holocaust sind „heute immer seltener als Auslöser einer aufklärenden Beschäftigung“, sondern Verursacher eines „Unbehagen, ob ihrer Quantität, Unsicherheit ob ihrer moralischen Integrität und Überdruß ob der immer gleichen Argumente und Polemiken, die sich an ihnen entzünden“ (ebd., S. 18). Krankenhagen plädiert für einen Umgang mit dem Holocaust, der über Debatten einer authentischen Darstellung, Instrumentalisierung der Opfer und Problematisierung der Darstellbarkeit hinausgeht. Er fordert ein Umgang, der die massenhafte Darstellung von Auschwitz berücksichtigt, „als zeitbedingten Ausdruck dafür, dass Auschwitz vergessen wird“, der dieses Vergessen jedoch nicht ideologisiert, sondern als eine ästhetische Anforderung an die

---

<sup>22</sup> Diesen Punkt erläutert Krankenhagen anhand der „primären“ und „sekundären Darstellung“ (ebd. 2001, S. 9): Die primäre Darstellung sei die der Zeug\*innen und die sekundäre Darstellung derjenigen, die nicht in den Konzentrations- und Vernichtungslagern waren. Sekundäre Darstellungen handelten von Fragen der Schuld und der nationalen Identität, die in einer normativen Abhängigkeit zu der primären Darstellung stünden. Sie zeigten sich in moralischen, historischen und pädagogischen Kriterien, die auf die ästhetischen Repräsentationen von Auschwitz einwirkten.

eigene Form der Darstellung aufnimmt“ (ebd., S. 19). In diese Forderung schließt er journalistische Medien ein, da sie den Prozess der Bedeutungsproduktion in den Mittelpunkt stellten und das Bild von Vergangenheit am stärksten prägten.

## 2.2 Radio, Journalismus und Vergangenheit

In Bezug auf den Radiojournalismus ist weder die Frage nach der Darstellbarkeit des Holocaust noch die nach seiner Rezeption untersucht. Daher zielt das folgende Kapitel auf ein grundlegendes Verständnis für das Radio und seine Berichterstattung zu historischen Themen ab. Zunächst werden die Entwicklungen des Radios als Massenmedium genannt, der Aspekt der Ästhetik beleuchtet und anschließend radiotypische Formate vorgestellt, die für die Darstellung des Holocaust relevant sein können.

### 2.2.1 Erste Begriffsannäherungen

Der Begriff Radio meint vieles: Massenmedium, Anbieter von Radioprogrammen, Programminhalt (vgl. Weischenberg et al. 2005, S. 381). Ursprünglich steht Radio als Kurzform für *Radiotelegrafie* und *Rundfunk* und bezeichnet den Apparat bzw. das Empfangsgerät für Hörsendungen (vgl. Birdsall 2018, S. 353). Heute wird „Radio“ oft synonym mit „Hörfunk“ verwendet. Allerdings hat sich die „Terminologie verschoben“ (Herrmann 1999, S. 176). Bis zur Einführung des Fernsehens wurde „Hörfunk“ allein als „Rundfunk“ bezeichnet. Dass heute zwischen beiden Begriffen unterschieden wird, sei „der offiziellen Sprache der Juristen in geschuldet“ (Kleinsteuber 2012, S. 22), um den öffentlich-rechtlichen Rundfunk von anderen Leistungen zu unterscheiden. Im Rundfunkstaatsvertrag ist er als „linearer Informations- und Kommunikationsdienst“ (§ 2 Abs. 1 RStV in der Fassung vom 1. Mai 2019) festgeschrieben, der „für die Allgemeinheit und zum zeitgleichen Empfang bestimmte Veranstaltung und Verbreitung von Angeboten in Bewegtbild oder Ton entlang eines Sendeplans unter Benutzung elektromagnetischer Schwingungen“ dient. Der Begriff des Hörfunks ist davon abgeleitet. Er deutet den Versorgungsauftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks an, der eine kulturelle Vielfalt in der Berichterstattung gewährleisten soll. Mit dieser Terminologie beschreitet Deutschland „einen Sonderweg“ (Kleinsteuber 2012, S. 20). Kein anderes Land differenziert zwischen zwei Begrifflichkeiten. Radio ist ein Weltbegriff, der in fast jeder Sprache verwendet wird. Ich schließe mich der weitläufigen Definition von „Radio“ an und verwende das Wort synonym zu „Hörfunk“.

Die begriffliche Unterscheidung von privatem und öffentlich-rechtlichem Rundfunk verweist zudem auf einen Konkurrenzdruck, dem das Radio im Laufe seiner Geschichte immer wieder ausgesetzt war. Es war mehrfach gezwungen, sich von anderen Angeboten abzusetzen und einen neuen Zugang zu seinem Publikum zu finden. Weil davon auszugehen ist, dass dieser Hintergrund für die Analyse gegenwärtiger Deutungs- und Aneignungsmuster im Radio relevant ist, folgt eine Darstellung der wichtigsten Phasen der Radiogeschichte, die auf den Zusammenhang zwischen dem jeweiligen Stand der Technik und der Ausgestaltung der Sendeinhalte verweist. Ich beziehe mich im Folgenden auf die Gliederung von Frank Schätzlein. Seine Einteilung deckt sich nach eigener Aussage mit anderen Übersichtsdarstellungen (vgl. ebd. 2012, S. 65), die sich an ähnlichen politischen und medialen Entwicklungen orientieren: von der Vorgeschichte des Mediums bis zur ersten Radiosendung im Jahr 1923, die Einbindung des Rundfunks in die Medienpolitik des Nationalsozialismus, die Umstellung des Rundfunks mit Ende des Krieges, das „goldene Jahrzehnt“ des Radios als Leitmedium in den 1950er Jahren, die Konkurrenzsituation mit dem Fernsehen ab den 1960er Jahren, die Einführung des *dualen Rundfunksystems* 1986 sowie die Ausgestaltung des Radios im Zuge des wiedervereinigten Deutschlands.

#### 1. „Vorgeschichte des Radios“

Der Beginn des Radios ist eng an seine technischen Möglichkeiten gebunden (vgl. Schätzlein 2012, S. 66 f.). Konnten zunächst nur Morsezeichen über drahtlose Funktechnik übertragen werden, die auf elektromagnetischen Wellen beruhte, war durch die drahtlose Telefonie bald die Vermittlung von Musik und Stimme über ein Röhrengerät möglich. Am 22. Dezember 1920 war im Sender Königs Wusterhausen auf dem Funkerberg bei Berlin 1920 die erste „noch knisternde und rauschende Übertragung von Moderation und Musik“ (Gattringer/Turecke 2021, S. 82) zu hören. Wie viele das Weihnachtskonzert einschalteten, ist nicht belegt. Geschätzt werden 150 Hörer\*innen. Weil bald ganze Schallplattenkonzerte von einem Grammophon abgespielt werden konnten, wurde das Radio als Alternative zur Livemusik nach und nach populär (vgl. Hickethier 2003, S. 291).

#### 2. „Etablierung des Radios in der Weimarer Republik“

Der Beginn des Radios als regelmäßiges Rundfunk- und Programmmedium markiert die erste Radiosendung am 29. Oktober 1923 um 20 Uhr im Berliner *Vox-Haus* (vgl. Schätzlein 2012, S. 67). Die kurze Sendung bestand aus einer Ansage, einigen Musikstücken und der Nationalhymne. Zu dieser Zeit gab es 1.500 angemeldete Rundfunkgeräte (vgl. Gattringer/Turecek 2021). Zwei Jahre später waren es über eine Million. Weitere Sendegesellschaften nahmen ihren Betrieb

auf und im Laufe der nachfolgenden Jahre differenzierte sich das Radioprogramm weiter aus. Neben dem Wetterbericht und regelmäßigen Zeitansagen gab es Sportübertragungen und Sendungen speziell für Frauen und die Gegend, die nach den Bedürfnissen der Hörer\*innen konzipiert wurden. Jedes Programm war „eine regionale Angelegenheit, abhängig von Technik und Finanzlage, Radiokonzeption, Sozialstruktur, politischen und rechtlichen Vorgaben, Hörerreaktionen, konkurrierenden Massenmedien“ (Krug 2019, S. 71). Die Programme adaptierten Inhalte aus von anderen Medien wie dem Theater, der Literatur, der Musik oder der Presse (vgl. Hickethier 2003, S. 301). Was das frühe Radio für Hörer\*innen reizvoll machte, „waren Unmittelbarkeit, Intimität und Kopräsenz verbunden mit der Vorstellung vom individuellen Hören als Bestandteil einer neuen Öffentlichkeit“ (Birdsall 2018, S. 355), da nun eine Vielzahl von Adressat\*innen gleichzeitig angesprochen werden konnten. Zwar kamen die „einfachen Leute allenfalls selten zu Wort“, jedoch versuchen die Radiomacher\*innen „die Facetten der regionalen Kultur zu betonen, wobei Akzente bzw. Dialekte ein potentiell Vehikel für die Höreridentifikation darstellten“ (ebd.).

### 3. „Radio als Masse- und Propagandamedium Nationalsozialismus“

Adolf Hitler wurde am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler ernannt. Am 13. März übernahm Joseph Goebbels die Leitung des „Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda“, das den Rundfunk im Zuge der „Gleichschaltung“ kontrollierte. Für Goebbels stellte das Radio ein Mittel zur Massenbeeinflussung dar. Die gezielte Lenkung und Gestaltung der Sendungen ging mit dem Massenverkauf des staatlich subventionierten „Volksempfängers“ und des „Deutscher Kleinempfängers“ ab 1938 einher. Die Hörer\*innenzahlen lagen Ende 1933 bei etwa vier Millionen, 1943 auf knapp 16,2 Millionen (vgl. Dussel 2002, S. 95). Die ersten Maßnahmen des Reichsministeriums im Radio beschreibt Schätzlein als „recht plumpe Propaganda“ (ebd. 2012, S. 69). Erst später habe seine Einsicht gegriffen, dass Propaganda nicht vordergründig durchgesetzt werden dürfe, sondern sich an den Publikumsgewohnheiten orientieren müsse, damit politische Instrumentalisierung erfolgreich sei. 1940 wurden alle Sender zum „Reichsprogramm“ zusammengeschaltet und die „Unterhaltungsoffensive“ (Lersch 2001, S. 465 ff.) mit dem Beginn des Russlandfeldzugs 1941 und weiteren politisch-militärischen Maßnahmen intensiviert.

### 4. „Radio in der Nachkriegszeit und der Umbau des Rundfunksystems“

Um zu verhindern, dass das Radio erneut als Propagandainstrument ausgenutzt wird, richteten die Alliierten in den Westzonen ein staatsunabhängiges öffentlich-rechtliches Rundfunksystem nach Vorbild der BBC (*British Broadcast Company*) ein (vgl. Hickethier 2003, S. 294). Ziel war eine kritische Radioberichterstattung, die zur Meinungsbildung beitrug. Die erste (Landes-)

Rundfunkanstalt des öffentlichen Rechts war der *Nordwestdeutscher Rundfunk* (NWDR) mit Sitz in Hamburg und Köln. Es folgten der *Bayerische Rundfunk* (BR) in München, der *Hessische Rundfunk* (HR) in Frankfurt am Main, der *Südwestfunk* (SWF) in Baden-Baden, *Radio Bremen* (RB) und *Süddeutscher Rundfunk* (SDR) in Stuttgart. Weil nach dem Zweiten Weltkrieg Papierkontingente rationalisiert waren, bildete für die Bevölkerung das Radio das zentrale Medium für wichtige Informationen. Diese Phase der grundlegenden Umstrukturierung dauerte bis 1949, als die Sendeanstalten mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland schrittweise in deutsche Hände zurückgegeben wurden.

#### 5. „Das ‚Radiojahrzehnt‘ in den 50er Jahren“

In den nachfolgenden Jahren konnte das Radio seine Stellung als Leitmedium ausbauen (vgl. Schätzlein 2012, S. 71). Durch den Massenverkauf des „Volksempfängers“ hatte jeder deutsche Haushalt mindestens ein Radiogerät. Namenhafte Schriftsteller\*innen und Journalist\*innen wurden im Zuge des personellen Mangels in den Rundfunkanstalten nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Pressebereich akquiriert. Durch sie wurde das kulturelle Leben nach und nach mit dem Radio verbunden. Wichtige Debatten wurden im Hörfunk geführt und bereicherten Politik und Gesellschaft. 1950 schlossen sich die bereits gegründeten Landesanstalten der Westzonen zur ARD zusammen, um gemeinsam die Interessen der Radiosender zu vertreten und ihr Angebot auszubauen. Technische Entwicklungen förderten den weiteren Ausbau des Rundfunks. Mit der *Ultrakurzwelle* (UKW) entstand ein Mehrkanalangebot, mit dem die öffentlich-rechtlichen Sender mehrere regionale Programme gleichzeitig senden und auf unterschiedliche inhaltliche Schwerpunkte und Zielgruppen bedienen konnten (vgl. Kleinsteuber 2012, S. 90).<sup>23</sup>

#### 6. „Konkurrenz zum Fernsehen: der Wandel des Radioprogramms in den 60er und 70er Jahren“

Technische Veränderungen in den 1960er und 1970er Jahren zwangen den öffentlich-rechtlichen Hörfunk dazu, sein Programm den Entwicklungen anzupassen. Dazu zählte einerseits die zunehmende Konkurrenz durch das Fernsehen und der Erfolg des ersten privatkommerziellen Rundfunksenders *Radio Luxembourg*, der nach dem Zweiten Weltkrieg auf Sendung ging. Andererseits führten Veränderungen auf dem Tonträger- und Musikgerätemarkt dazu, wie Stereo-Langspielplatten, Musikkassetten und portable Radios. Für die Abendstunden, die zur Hauptnutzungszeit

---

<sup>23</sup> Ziel war es, den Frequenzmangel auf der *Mittelwelle* auszugleichen, der nur ein „Kästchenprogramm“ (ebd.) ermöglichte, bei dem Sendungen zu festgelegten Zeiten mit Blick auf die jeweilige Zielgruppe ausgestrahlt wurden (vgl. Weischenberg et al. 2005, S. 382 f.).

des Fernsehens wurden, mussten neue Programmideen gefunden werden, um den sinkenden Einschaltzahlen zu begegnen. Die über UKW eingeführten *Spartenprogramme* richteten sich stärker an das Publikum und boten unterschiedliche Genres an. „Minderheitenprogramme“ (ebd., S. 74) spielten ernste Musik wie Jazz und Klassik, präsentierten gehobene Unterhaltungsprogramme und sprachen so ein spezielles Publikum an. „Massentauglichere“ Sendungen der „Magazinisierung“ (ebd.) wechselten in mehrstündigen Sendungen Unterhaltungsmusik mit Wortbeiträgen ab. Um die junge und technikbegeisterte Zielgruppe anzusprechen, wurde mit Hörspieldramaturgie experimentiert und Mitmachformate wie die des Phone-Ins entwickelt (vgl. Jautz 2009, S. 264). Weil die Empfangsgeräte immer kleiner und portabler wurden, setzte der Trend ein, Radio außer Haus zu hören. Die Rundfunkanstalten führten „Autofahrerwellen“ (ebd., S. 74) ein, die Musik mit Nachrichten und Verkehrsservice durch „plaudernde“ (Weischenberg et al. 2005, S. 383) Moderation verknüpften. Diese Kombination führte zu einer „Hörer-Renaissance“ (ebd. 2006, S. 79) und etablierte das Radio als „Tagesbegleit-“ und „Nebenbei-Medium“ (Schätzlein 2012, S. 74), das es bis heute ist.

#### 7. „Radio im dualen Rundfunksystem“

Durch die Landesmediengesetze Mitte der 1980er Jahre wurde der deutsche Rundfunk auf zwei Säulen gestellt: Neben den öffentlich-rechtlichen Sendern, die sich überwiegend aus Gebühren finanzierten, traten private Sender, die an Werbung gebunden waren und nun auch über Kabel und terrestrische Verfahren auf Sendung gehen konnten (vgl. ebd., S. 75). Damit begann „der bis heute bestehende Wettstreit [...] um die Gunst des Publikums“ (Schätzlein 2012, S. 76). Die privaten Anstalten kopierten die öffentlich-rechtlichen Programmformate, die öffentlich-rechtlichen Sender wiederum mussten sich Neureformen überlegen, um ihr Publikum nicht zu verlieren. Zielgruppenorientierung, Ausdifferenzierung einzelner Radioprogramme und Magazinisierung nahmen zu. Neue *Sparten-* und *Zielgruppenprogramme* wurden geschaffen, die die Bindung zum bestehenden Publikum festigen oder neue Hörer\*innen hinzugewinnen sollen, wie bspw. über *Kultur-* und *Jugendprogramme*.

#### 8. „Radio im wiedervereinigten Deutschland“

Durch die Wiedervereinigung wurden Rundfunksender in Ost- und Westdeutschland ab 1991 zusammengeschlossen und das *duale Rundfunksystem* auf die neuen Bundesländer übertragen<sup>24</sup>

---

<sup>24</sup> Dazu zählt Schätzlein auch eine „dritte Säule“ (ebd. 2012, S. 76), die von den Landesmedienanstalten beaufsichtigte nichtkommerziellen Radios, wie offene Kanäle, Bürger\*innenradios und Hochschulradios.

(vgl. Schätzlein 2012, S. 76). Im Zuge dessen wurden weitere öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten zusammengeführt oder neue gegründet, wie der MDR (*Mitteldeutscher Rundfunk*) für die Bundesländer Sachsen und Thüringen. Des Weiteren schlossen sich *Deutschlandfunk* und *Deutschlandradio* zusammen. Auf Ebene der Technik kündigen sich weitere Entwicklungen an, diesmal angetrieben von der zunehmenden Digitalisierung. Die zentrale Frage, die sich das Radio heute stellen muss, lautet: Wie wird sich die neue zeit- und programmunabhängige Nutzbarkeit von Webangeboten auf das traditionelle Rundfunksystem und deren Programm auswirken (vgl. Schätzlein 2012, S. 78)? Die im Jahr 2020 erschienene *ARD/ZDF-Massenkommunikations Langzeitstudie* gibt eine mögliche Antwort: Durch den erhöhten Onlinekonsum ist es zu einem „Wettbewerb um die Zeitbudgets der Bevölkerung“ geworden, dieser wird vermutlich „immer intensiver.“ Das bedeutet für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, „dass die Bevölkerung schwerer zu erreichen sein wird. Dadurch wird es schwieriger, die gesellschaftliche Konsensfindung zu unterstützen“ (Breunig/Handel/Kessler 2020, S. 431). Andere Untersuchungen belegen, dass Nutzer\*innen trotz zunehmender Digitalisierung der Meinung sind, dass das Radio seine Bedeutung behalten wird (vgl. Mai/Reichow 2021).

Weil strukturelle Rahmenbedingungen, die Einführung privater Sender und Neuerungen in der Sendetechnik den Hörfunk wiederholt zwingen, seine Programmgestaltung weiterzuentwickeln, stellt das Radio ein „reiferes, den Publikumsbedürfnissen und vor allen den Eigenarten des Mediums besser angepaßtes Medium dar“ (Lindner-Braun 1998, S. 66). Die Kombination aus Wort, Musik und Ton ist das, was den „Charakter des Mediums Radios“ (Spang 2006, S. 208) bis heute ausmacht. Der Hörfunk verdankt „seine starke Position der Kombination der vielfältigen Einbindung in den Alltag und der Multifunktionalität aus Information und Emotionalität“ (ebd., S. 77). Umfragen in der Bevölkerung bestätigen, dass Radio „ununterbrochen das Medium mit der höchsten Bindung an die Menschen“ ist, „was seiner Rolle als stimmungsmulierender, informierender und darüber hinaus sympathischer Tagesbegleiter“ (Breunig/van Eimeren 2015, S. 520) entspricht. „Eine verlässliche den Tagesablauf strukturierende stimmungsbezogene Grundierung des Alltags bei gleichzeitiger Anbindung an die Welt kann in dieser Weise nicht ohne Weiteres von anderen Medien- und Kommunikationsdiensten erfüllt werden.“ (Kleinstauber 2012, S. 232) In seiner räumlichen Ungebundenheit übertrifft das Radio das Fernsehen bis heute. Ein erheblicher Teil der Nutzung findet außerhalb des Zuhauses statt. 2020 hat jede/jeder Deutsche statistisch gesehen drei Radiogeräte, das Küchen- und Autoradio sowie das Smartphone dazugezählt. Bei den 14- bis 29-Jährigen sind es 3,3 Geräte.

Schätzlein vermutet, dass das Radio deswegen „als besonders emotionales Medium“ (ebd. 2012, S. 53) gilt, weil es sich allein auf das Gehör bezieht und direkter auf die Gefühle wirkt. Um diesen Einfluss in der Analyse berücksichtigen zu können, folgt ein Exkurs zur sinnlichen Wahrnehmung.

### 2.2.2 Exkurs zur sinnlichen Wahrnehmung des Radios: Hören versus Sehen

Hören ist eine Sinneserfahrung, die der Mensch nur in geringem Umfang lenken kann (vgl. Hickethier 2003, S. 288). Während beim Sehen eine Auswahl möglich ist, beispielsweise durch Schließen der Augen oder Verändern der Blickrichtung, können beim Hören einzelne Geräusche fokussiert, aber nicht ausblendet werden. Hören geschieht in alle Richtungen gleichzeitig. Es dient der Orientierung im Raum und darüber, was hinter ihrem/seinem Rücken oder in der Dunkelheit passiert. Als „Frühwarnsystem“ (ebd., S. 300) ist der Hörsinn im Alltag permanent gefordert (vgl. Schätzlein 2005, S. 31). Er ist der Grund, warum Menschen nicht abschalten bzw. nur schwer etwas auditiv ausschließen können. Diese Fähigkeit zeigt sich in der Alltagswahrnehmung als lebensnotwendig, um Gefahren rechtzeitig ausweichen zu können. Diese Schutzmaßnahme erklärt, warum dem Hörsinn ein differenzierterer und zehnfach größerer Wahrnehmungsbereich als dem Sehen zugesprochen wird. Töne und Geräusche zielen „viel direkter und präziser [...] in die für die Erregung von Gefühlen zuständigen Hirnregionen“ hinein und können so gesehen die „Macht“ (Segeberg 2015, S. 10) von Bildern bei weitem übertreffen.

Der Hörsinn ist neben dem Bewegungssinn der erste entwickelte Sinn. Bereits mit sechseinhalb Monaten reagiert der Fötus auf akustische Reize. Geräusche und Laute bilden seinen ersten Kontakt zur Außenwelt. Die erste Stimme, die er wahrnimmt, ist die seiner Mutter. Sie hinterlegt eine Art „Erinnerungsspur“ in seinem Gedächtnis, das bedeutet, dass sich „bereits im fötalen Gehirn eine neuronale Repräsentation des Klangmusters der Stimme der Mutter gebildet hat, die beim wiederholten Hören aktiviert wird und mit anderen Klangmustern verglichen werden kann, die in einer anderen neuronalen Struktur repräsentiert sind oder werden“ (Welzer 2002, S. 55). Später, sobald das Sehen ausgebildet ist, werden unter Zuhilfenahme des Gehirns Klänge und Geräusche auf ihren Ursprung und auf ein Bild zurückprojiziert. Michel Chion nennt diesen Vorgang „Synchrese“ (ebd. 1994, S. 169), ein Kunstwort aus *Synchronisation* und *Synthese*, um diesen unbewusst stattfindenden Prozess der menschlichen Informationsverarbeitung zu umschreiben. Dieser Begriff verweist darauf, dass es sich beim Hören nicht nur um „auf Empfang schalten“

(ebd. Spang 2006, S. 124) und nicht um ein „einfaches“ Hören eines Gegenübers oder von Geräuschen handelt. Es ist zugleich ein Hinhören als „ein vorstellendes Verstehen“ (ebd. S. 144), das es ermöglicht, sich ein Bild von dem Gehörten zu machen.<sup>25</sup>

Weil der Hörsinn auf diese Weise nach innen gerichtet ist, gilt das Ohr als „Tür zur Seele“ (Amon 2002, S. 76). Dieser Ausdruck veranschaulicht den Zusammenhang zwischen Fühlen und Hören: „Hören schafft Nähe und Intimität, Sehen distanziert die Menschen voneinander.“ (Ebd.) Dieser Zusammenhang lässt sich am Beispiel der Stimme erklären. Sie besitzt „eine Vorrangstellung in der auditiven Wahrnehmung“ (Meyer-Kalkus 2011, S. 75). Die Stimme ist das intimste und ausdrucksstärkste Mittel, das der menschlichen Kommunikation zur Verfügung steht, was auf ihre Appellfunktion zurückzuführen ist. Die Stimme richtet sich immer an ein Gegenüber. Sie ist ein eindringlicher und aufdringlicher Anspruch an den Anderen. Der Schrei eines Babys „will gehört und – ob mit Worten oder Taten – beantwortet werden“ (Kolesch 2004, S. 23). Auf diese Weise zeigt das Baby nicht nur an, dass es lebt, sondern auch, dass sein Leben „in eine intersubjektive Beziehungsstruktur“ (ebd.) eingebunden ist. Weil die Stimme ein Phänomen der Resonanz ist, schlussfolgert Kolesch, dass die Wahrnehmung von Stimmen ein affektiver Prozess ist, in den Sprechende und Hörende gleichermaßen involviert sind. Die Stimme verbindet beide Seiten miteinander und „verkörpert in ihrer szenischen Qualität zwischen Aufführung und Wahrnehmung diese Relation selbst“ (ebd. 2003, S. 275). Die Stimme stellt demnach einen körperlichen Kontakt zwischen dem/der Sprechenden und dem Ohr der/des Hörenden her. Dieser Kontakt gleicht einer Berührung und entscheidet darüber, wie das Gesagte aufgenommen wird, ob der/die Hörenden den Worten Glauben schenkt oder sich von der/dem Sprechenden abwendet. Daher ist eine Stimme niemals neutral, sondern immer „Objekt des Begehrens oder der Abscheu“ (Barthes 1990, S. 280) und eine Rede „niemals rein appellativ“ (Schreiber 2004, S. 147), sondern immer mit Gefühlsregungen verbunden. Die Stimme verfügt über eine soziale Bindungskraft, die „Ver-Antwortung“ (Krämer 2010, S. 169) schafft. Ist eine Stimme zu hören, macht sie die Hörende zur Ohrenzeug\*in, ob diese will oder nicht. Stimme hat auch eine ethische Dimension. Der Appell kann nicht übergangen werden, sie erfordert eine Antwort der Hörenden im „Mich-Angehen-des-Anderen“ (Schreiber 2004, S. 150), auch wenn das Gehörte belastend ist.

---

<sup>25</sup> Wahrnehmung ist die Voraussetzung für diesen Prozess. Sie ermöglicht dem Menschen mit Hilfe seiner Sinnesorgane Informationen aus der Innen- und Außenwelt aufzunehmen und zu verarbeiten. Erst wenn eine Person eine Information von Außen interessiert und sie diesem Reiz eine Bedeutung zuweist, wird der Prozess der Wahrnehmung angestoßen. Sprache ist dabei der wichtigste Filter. Sobald eine Botschaft verstanden wird, setzt die Vorstellungskraft der Gedanken ein.

Die Beobachtung, dass die Stimme die Wahrnehmung auf besondere Weise fordert, zieht sich wie ein roter Faden durch die abendländische Kulturgeschichte. Seit jeher weckt die Stimme Emotionen und Sehnsüchte oder erzeugt Angst und Abwehr (vgl. Kolesch/Schrödl 2004, S. 9). Das gilt auch für die technisch reproduzierte Stimme. Auch sie appelliert an die Hörende, allerdings unter „gänzlich veränderten Interaktionsbedingungen“ (Kolesch 2004, S. 26). Sie erfordert eine neue Auseinandersetzung mit dem Gehörten und schafft „völlig neue Verbindungen von Intimität *und* Öffentlichkeit, von Nähe *und* Distanz, von emotionaler Intensität *und* Reflexion“ (ebd., Hervorhebung im Original). Michel Chion nimmt an, dass technischen Medien die Imaginationskraft der Stimme verstärken und eine Irritation auslösen können, wenn sich der akustische Eindruck nicht mit dem visuellen deckt. Bei den gegenwärtig hochleistungsfähigen Abspielgeräten ist die Tonqualität einer Aufnahme kaum von einer Live-Aufführung zu unterscheiden. Das führt dazu, dass Stimmen nicht auf dieselbe Weise lokalisiert und auf ihren Ursprung zurückgeführt werden können, wie es im Alltag der Fall ist. Aus diesem Grund gibt es im Ton „immer etwas, was uns überwältigt und überrascht, [...] und das, vor allem wenn wir uns weigern, ihm unsere bewusste Aufmerksamkeit zu schenken, sich in unsere Wahrnehmung einmischt und dort seine Wirkung ausübt“ (ebd. in der Übersetzung von Meyer-Kalkus 2011, S. 80). Chion formulierte seine Theorie der *Akusmatik* auf Basis von Kinofilmen, die mit der Stimme experimentieren, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer\*innen auf Aspekte zu lenken, die sie sonst nicht wahrgenommen hätten. *Akusmatisch* ist ein von Pierre Schaeffer (2004) geprägter Begriff, um Klänge zu bezeichnen, deren Ursache nicht sichtbar ist. Michel Chion hat den Begriff auf die vom Körper getrennten Stimmen im Film übertragen und bezeichnet sie mit einem Kunstwort aus *acousmatique* und *être* als *acousmêtre* als Wesen, um ihre Wirkung auszudrücken.

Auch deutsche Radiotheoretiker\*innen haben die besondere Kraft der technisch übermittelten Stimme erkannt. Rudolf Arnheim formulierte in den 1930er Jahren ein „Lob der Blindheit“ des Radios als „Befreiung vom Körper“, bei der „der Rundfunkkünstler [...] in der Beschränkung auf das Hörbare seine Meisterschaft [...] entfalten kann“ (ebd., S. 87). Richard Kolb beschrieb die Faszination, die von den „entkörpernten Stimmen“ im Radio ausgeht und als „Stimme des eigenen Ich“ (ebd. 1932, S. 55) wahrgenommen wird, um auszudrücken, dass die Handlung eines Hörspiels in der Vorstellungskraft der Hörer\*in stattfindet. Erwin Wickert entwickelte ein Konzept der Hörspielrezeption unter dem Schlagwort der „innere[n] Bühne“ (ebd. 1954), um die Illusionswirkung des Radios in Bezug auf das gesprochene Wort zu bezeichnen. Werner Faulstich formulierte „Illusion“ als eine von insgesamt fünf Schlüsselkategorien des Radios: „Der Hörfunk

„lebt‘ in der Illusion der Hörer“ (ebd. 1981, S. 60 f.). Wie die anderen Theoretiker war er der Meinung, dass die Eigensinnigkeit des Radios mit der Eigenart des Hörens zu tun habe. Er formulierte dramaturgische Prinzipien wie „Einfachheit“ und „Eindeutigkeit“ (ebd., S. 69), die erfüllt sein müssten, damit der/die Hörer\*in die im Raum verteilten Stimmen sortieren und das Geschehen mitdenken könne. Erst über die Sprache offenbarten sich im Radio Zusammenhänge, die sonst auf der Leinwand oder der Bühne zu sehen seien. Bis heute wird die „Blindheit“ des Radios als Vorteil gegenüber den anderen Medien gedeutet: Die Stimme belebt einen Raum oder einen Schauplatz nicht nur mit Leben, sie kann auch die Charaktere genauer identifizieren, differenzierter zeichnen und authentischer wiedergeben (vgl. Weigel 2002, S. 76). Roland Barthes begründet das damit, dass sich in jeder Stimme der Körper der Sprechenden zeigt, sie sagt etwas über das Alter, die Herkunft, die Wesensart und die Befindlichkeiten einer Person aus (vgl. ebd. 1990, S. 258). Sie fungiert als „akustischer Personalausweis“ (Schrödl 2009, S. 150) und „irdische[r] Steckbrief der Figur“ (Arnheim 2001, S. 99). Der „Verkörperungscharakter“ (Schrödl 2009, S. 150) der Stimme bringt etwas zum Ausdruck, „was sich deuten lässt, ohne dass es intentional zum Ausdruck gebracht worden wäre“ (Epping-Jäger 2016, S. 439). Die Stimme legt nicht nur eine Spur zum individuellen Körper, sondern auch zu einem sozialen und gibt so Aufschluss über eine Gemeinschaft, eine Nation, eine Berufs- oder auch Altersgruppe, in der ein Sprechender/eine Sprechende steht. Wie es Kolesch auf den Punkt bringt: „Wir *haben* Stimme und *sind* zugleich Stimme“ (ebd., 2004, S. 23, Hervorhebung im Original).

Die Erkenntnis über die Suggestivkraft der Stimme gehört heute fest zur Radiopraxis dazu. So formuliert Ralph Eichmann, Journalist und Programmleiter des NDR1 Radios in Niedersachsen: Die journalistische „Stimme schafft Stimmungen. Stimmungen schaffen Emotionen. Emotionen fesseln Hörer. Aber Stimme schafft entsprechend eingesetzt auch Distanz“ (ebd. 2012, S. 258). Je nach Darstellungsform und Genre hat die journalistische Stimme eine andere Funktion. Die Stimme in den Nachrichten soll die Objektivität unterstreichen, um den Inhalt besser transportieren zu können. Die/der Moderator\*in einer Unterhaltungssendung soll hingegen in erster Linie Kommunikator\*innen oder Sympathieträger\*innen sein. Er/sie hat sich im Zuge des Konkurrenzdrucks mit dem Fernsehen als relevantes Mittel der Hörer\*innenbindung herausgestellt (vgl. Lüthje 2012, S. 190). Er/sie ist einer der entscheidenden Gründe, ein Programm einzuschalten (vgl. Bose/Föllmer 2015, S. 61). Aus Sicht des Publikums sitzt der/die Moderator\*in mit am Frühstückstisch, im Auto und ist dafür verantwortlich, wenn das Wetter nicht so ist, wie er/sie vorhergesagt hat. Er/sie wählt die Musik aus ebenso wie die Beiträge und Interviewpartner\*innen (vgl.

Kleinsteuber 2012, S. 246 f.). Der/die Moderator\*in sorgt über ihre/seine Stimme, dass eine Sendung unterhaltsam ist und kurzweilig klingt. Er/sie holt die Hörer\*innen ab und führt sie in ein Thema ein, sie muss dabei authentisch sein, Stimmungen transportieren und die Hörer\*innen überraschen.

### 2.2.3 Ästhetik des Radios: Entscheidung über Akzeptanz oder Ablehnung des Gesagten

Die besondere Sinneswahrnehmung, die das Medium erfordert, erklärt die Menge an normativen Radiotheorien, wie eine gelungene Vermittlung von Inhalten an die Hörer\*innen auszusehen hat.<sup>26</sup> Ungeklärt bleibt hingegen, warum es wenige empirische Untersuchungen über die auditive Rezeption von Radioprogrammen vor allem in den Kommunikationswissenschaften gibt (vgl. Spang 2006, S. 124). 1963 bezeichnete Gerhard Maletzke Radio als Medium, das sich durch ein „disperses Publikum“ (ebd. S. 62) auszeichne, dessen Mitglieder nicht bekannt seien und nur unter besonderen Mühen ermittelt werden könnten. Die Radioforschung führt mittlerweile regelmäßige Nutzungsstudien für den Hörfunk durch. Die *ARD/ZDF-Massenkommunikation Langzeitstudie* untersucht seit 1964, welche Rolle das Radio neben anderen Medien in Alltag der Menschen einnimmt. Zwar liegen immer noch keine Befunde vor, welche Funktion genau Radiohören für das Publikum erfüllt (vgl. Spang 2006, S. 79). Es ist jedoch davon auszugehen, dass neben der Rezeptionssituation auch die unterschiedlichen Formate einen Anreiz für eine Radionutzung bieten, weil die Hörer\*innen diese mit bestimmte Erwartungen und Nutzungsgewohnheiten verbinden. Darüber hinaus ist anzunehmen, dass jeder Mensch spontan und intuitiv auf das Radioangebot reagiert und emotionale Wirkungen darüber entscheiden, ob ein Programm angehört wird oder nicht (vgl. ebd., S. 143). In der Medienpsychologie, die sich mit Radiorezeption am stärksten befasst, verweisen Studien auf einen Zusammenhang zwischen Wahrnehmung von Musik und Radionutzung. Die Musik gilt „als wichtigstes Einschalt- und Auswahlkriterium von Radioprogrammen“ (ebd., S. 124). Laut Spang belegen einzelne Aufsätze den hohen Stellenwert von Wortprogrammen bei Hörer\*innen, die Verifizierung durch weitere empirische Ergebnisse steht jedoch noch aus (vgl. ebd.). Studien, die sich konkret mit der Phonetik im Radio beschäftigen, konzentrieren sich häufig auf Verständlichkeit von Nachrichten (vgl. Bose/Schwiesau 2012; Schwenke 2020; Sendlmeier 2005). Dass dieser Aspekt im Radio durchaus relevant ist, zeigt ein Experiment von Wiseman (1996) mit ca. 42.000 Teilnehmer\*innen. Er untersuchte, wie gut Rezi-

---

<sup>26</sup> Eine Übersicht über die verschiedenen Radiotheorien geben Schätzlein (2012) und Herrmann (1999).

pient\*innen den Wahrheitsgehalt von Informationen in verschiedenen Medien beurteilen können. Mit dem Ergebnis, dass es sich Radiohörer\*innen am meisten zutrauen: 73,4 Prozent gegenüber 64,2 Prozent der Zeitungleser\*innen und 51,8 Prozent der Fernsehzuschauer\*innen. Spang kommt zu dem Schluss, dass es im Fernsehen zu einer visuellen Reizüberflutung kommen kann, bei dem Zuschauer\*innen den „Überblick über wahre, falsche und wichtige Informationen verlieren“ (ebd. 2006, S. 144). Radiohörer\*innen hingegen profitieren von der direkten Verbindung zwischen Hören und Verstehen. Folgt man dem Kommunikationswissenschaftler Sendlmeier liegt das daran, dass der Sprechstil im Radio darauf ausgelegt ist, dass Hörer\*in dem Gesagten folgen können. Sprecher\*innen geben über ihre Stimme der Hörer\*in gezielte Hilfestellung. Durch ihre Intonation, Pausengestaltung und Akzentuierungen heben sie wichtige neue Informationen gegenüber weniger wichtigen Informationen hervor. Das hilft dem/der Hörer\*in, die gehörten Inhalte aufzunehmen und zu verarbeiten (vgl. ebd. 2005, S. 1). Auch wenn Radio als „Begleit- und Nebenbeimedium“ (Hasenbrink/Müller 2012, S. 221) suggeriert, dass es mit einer eher geringen Aufmerksamkeit genutzt wird, erfordert die gesprochene Nachricht eine bestimmte Konzentration von Zuhörer\*innen, weil sie in kürzester Zeit eine große Menge an Informationen aufnehmen müssen. Was nicht verstanden wird, geht verloren, weil nicht wie beim Lesen der Zeitung im Text zurückgesprungen werden kann. Nachrichtensprecher\*innen müssen daher zwischen Text und Publikum vermitteln. Ihre Aufgabe besteht darin, die Nachrichten situationsadäquat vorzutragen.

Im Laufe der Zeit haben sich verschiedene Rollen und Muster im Radio etabliert, „die für bestimmte *radiotypische Sprechsituationen* bestimmte Sprechstile vorgeben“ (Siegmond/Sendlmeier 2005, S. 154, Hervorhebung im Original), an denen sich Hörer\*innen orientieren. In Bezug auf Nachrichten erwarten sie, dass diese neutral und wertfrei vorgetragen werden. Daher gelten Nachrichten als „stark normiert“, verfügen über einen „eng umgrenzten Gestaltungsspielraum“ (Schwenke 2020, S. 11) und weisen einen wenig differenzierten Sprechstil mit Blick auf die Merkmale Sprechtempo, Sprechrhythmus, Akzentuierung und Melodiebewegung auf. Gleichzeitig ist davon auszugehen, dass der normierte Sprechstil von Hörer\*innen unter Umständen als „leiernd“ (Haaß 1994), eintönig und unangenehm (vgl. Häußermann/Käppeli 1986) wahrgenommen wird und die „monotonen Klangbilder“ (Hilbert 1986) weder zum Verstehen noch zu einer gesteigerten Aufmerksamkeit beitragen. Im Gegenteil kann er den Eindruck von „Gleichgültigkeit“, „Stumpfheit“ und „Nichtverstehen“ (Geißner 1973, S. 141) erwecken. Schubert und Sendlmeier gehen davon aus, dass solche Prozesse unbewusst ablaufen und ein/eine Hörer\*in sein/ihr Urteil über den Sprechstil einer Person von dem Gesamteindruck abhängig macht. Erst in Verbindung

mit einer undeutlichen Aussprache, übertriebenen Betonungen oder anderen Auffälligkeiten werde „die Bewusstseinsgrenze des Rezipienten erreicht“ (ebd. 2005, S. 14). Eine Untersuchung, welche Parameter die Rezeption genau beeinflussen, werde dadurch erschwert. Eine Publikumsbefragung lässt annehmen, dass Hörer\*innen „recht homogene Vorstellungen“ (Sendlmeier 2005, S. 4) davon haben, wie Sprecher\*innen im Radio Inhalte vermittelt sollen. So erwarteten Hörer\*innen unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrem Alter und ihrer Bildung von Nachrichtensprecher\*innen, dass sie das Gesagte in einer einfachen Sprache, in einer angemessenen Geschwindigkeit mit einer eher langsamen Sprechgeschwindigkeit, ausreichend Pausen und anhand einer durchdachten Betonung vermitteln. Je mehr die Erwartung von der tatsächlichen Sprechweise abweicht, desto negativer fällt der Gesamteindruck des/der Hörer\*in aus (vgl. Schubert/Sendlmeier, S. 65).

Besondere Erwartungen stellen Hörer\*innen an die Moderation. Die/der „ideale“ Moderator\*in im Radio soll „Sympathie“ vermitteln, indem er/sie wie ein/e Freund\*in wirkt; „Autorität“, indem er/sie sich durchsetzt; „Kompetenz“, indem er/sie der Situation gewachsen ist und „moralische Glaubwürdigkeit“ (Lindner-Braun 1998, S. 176), indem er/sie den Eindruck vermittelt, ganz bei der Sache zu sein. Moderator\*innen sollen „die spezifische Sprechsituation nicht durch Anwendung einer Rolle, sondern durch Ausfüllen dieser Situation mit der eigenen Persönlichkeit realisieren“ (Sendlmeier/Siegmund 2005, S. 186). Damit wird die Bedeutung bestätigt, die Rundfunkanstalten der stimm-sprechlichen Präsentation der Sprecher\*innen beimessen: Moderator\*innen gelten als „Aushängeschild“ (Lüthje 2012, S. 90) der jeweiligen Radiostation, weil sie eine Identifikation der Hörer\*innen mit den Sendern ermöglichen. Umso verwunderlicher ist, warum die Stimme so wenig wissenschaftlich untersucht ist. Sendlmeier und Siegmund vermuten, dass es damit zu tun hat, dass Untersuchungen einen interdisziplinären Zugang über Sprechwissenschaft, Phonetik, Sprachakustik, Linguistik und Psychologie erfordern (vgl. ebd. 2005, S. 189).

Um die wissenschaftliche Lücke zu schließen, schlagen Bose und Föllmer vor, „Radio umfassend als klangästhetisch wirksame Größe im individuellen Alltagsleben und in der gesellschaftlichen Kommunikation zu betrachten“ (ebd. 2015, S. 37). Sie nutzen den Begriff der „Anmutung“ als „ästhetische Kategorie“, um das Verhältnis der sprachlichen und klanglichen Elemente des Radios mit der individuellen Nutzung in Verbindung zu bringen. Sie verstehen unter Anmutung „die klangliche Gesamterscheinung eines Senders, eines Formats oder eines Beitrags, die bei Hörern einen spontanen, unreflektierten Eindruck, eine gefühlsmäßige Interpretation bzw. Bewertung erzeugt und sie – im besten Falle – einlädt weiterzuhören“ (Bose 2015, S. 1). Diese Perspektive soll helfen, „Zusammenhänge zwischen programmlichen, zeitgeschichtlichen und kulturellen

Merkmale“ und der Gestaltung des Radios aufmerksam zu werden und „Beziehungen zwischen Klangdesign und individueller Hörerfahrung“ (ebd.) herstellen zu können. Radioästhetik stellt allerdings ein allgemeines Forschungsdesiderat dar. Bose und Föllmer vermuten, dass es damit zu tun hat, dass der Begriff der Ästhetik „vage, vielgestaltig und wandelbar“ (ebd. 2015, S. 29) ist. Sie verstehen unter Ästhetik sowohl die Wahrnehmung des journalistischen Produkts als auch den Prozess des Produzierens (vgl. ebd., S. 30). Weil Radiosendungen „Ereignisse“ darstellen, „in die Produzenten und Rezipienten gleichermaßen involviert sind, ist ihnen einen „Aufführungscharakter in einem performativen, theatralen Sinne zu zusprechen“. Radio ist als „Teil einer Ästhetik des Alltags, als Medium für Stimmungen, Gefühle, Einstellungen und Moden“ (Bose 2015, S. 2) zu begreifen. Neben ihrer Funktion der Information und Unterhaltung können Radiosendungen „ein ästhetisches Moment aufweisen, mittels dessen die Art der Inhaltsübermittlung als mehr oder weniger angemessen, mehr oder weniger gelungen, virtuos usw. eingeschätzt werden kann“ (ebd.). Das sei darauf zurückzuführen, dass Radio „identitätsrelevante Darstellungs- und Inszenierungsformen, Rollenvorlagen sowie Deutungs- und Handlungsmuster“ vermittelt, die nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf der Ebene des Klangs und der Gestaltung wirken.

Diese Zusammenhänge veranschaulichen Bose und Föllmer am Beispiel der Stimme im Hörfunk: Aus Sicht von Rezipient\*innen ist die Rolle des/der Moderator\*in mit der Erwartung an „Authentizität“ (ebd. 2015, S. 4) verbunden. Obwohl es sich dabei um eine vielfach geforderte Haltung bei Moderator\*innen handelt, wird „Authentizität“ unterschiedlich gedeutet. Während Spang den Begriff im Sinne von „Originalität“ als „Vermeidung von Schablonen“ (ebd. 2006, S. 205) definiert, gehen Bose und Föllmer von einer „inszenierten Authentizität“ aus. Damit ist ein Konstrukt im Sinne einer Simulation und eines Scheins gemeint, das eine Mischung aus Privatheit, Öffentlichkeit, Intimität und Distanz aufweist. Radiomoderator\*innen vermitteln zwischen privat und öffentlich, indem sie mittels geeigneter Kategorien und Formulierungen Inhalte aus der einen in die andere Welt übertragen (vgl. ebd., S. 41). Auf diese Weise konstruieren sie eine „parasoziale, quasi-interaktive Situation, indem sie eine Intimität in der Distanz herstellen und Hörer(-gruppen) individuell ansprechen.“ Damit das gelingt, müssen Radiomoderator\*innen über ihren Tonfall den Eindruck einer Konversation machen, der zu Erwidern einlädt, auch wenn die Hörer\*innen sich bewusst sind, dass sie nicht antworten sollen (vgl. Tolson 2006). Moderator\*innen dürfen nicht gekünstelt klingen, sie müssen die Anmutung eines individuellen Sprechens erfüllen, obwohl sie mit Skripten arbeiten und die Anforderungen des Sendeprofiles umsetzen müssen. Erst wenn der Eindruck bei den Hörer\*innen positiv ist und sie die Sprecher\*in über ihre Stimmlage akzeptieren, nehmen sie die im Beitrag vermittelten Werte „als Ressource für die Reflexion ihrer

eigenen Werte und ihrer Mittel der Selbstpräsentation gegenüber anderen“ (ebd.) auf. Begründen lässt sich dieser Prozess mit zwei wesentlichen Motiven der Radionutzung, wie sie Andrew Crisell (1994) beschreibt: das Bedürfnis, Teil einer gesellschaftlichen Gruppe zu sein („Social Integration“) und sich gegenüber anderen zu präsentieren („Self-Awareness“).<sup>27</sup> Über eine gelungene Form der Adressierung durch den/die Sprecher\*in wird der/die einzelne Hörer\*in zum/zur Angehörigen einer Gruppenidentität, die er/sie mit den anderen Hörer\*innen teilt. Demnach haben Moderator\*innen eine besondere „Gestaltungsaufgabe“ (Bose/Föllmer 2015, S. 43) über deren Erfolg die Hörer\*innen entscheiden. Weil davon auszugehen ist, dass die Radiomoderator\*innen mehr über ihre Stimme als über ihre Rolle als Journalist\*innen wahrgenommen werden, ist die ästhetische Dimension mächtiger als die inhaltliche einzuschätzen (vgl. Schröter 1995; Åberg 2001).

Die These der identitätsstiftenden Wirkung im Radio gilt auch für Musik. Wie Tia DeNora auf Basis von qualitativen Interviews belegt, betrachten Hörer\*innen Musik als „ways of happening“ (ebd. 2000, S. 158), als Geschehen, in dem sie sich wiederfinden können. Daher beschreibt die Musikwissenschaftlerin Musik als „ressource“ (ebd., S. 44) und als „technology of the self“ (ebd., S. 49), das Bose und Föllmer mit „Schlüsselressource zur Herstellung von Autobiografie und Erzählung des Selbst, also der persönlichen Identität“ (ebd. 2015, S. 34) übersetzen. Musik wird oft zur „Synchronisation von Gruppenidentitäten“ genutzt. Sie bereitet zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten den „Boden für eine soziale Situation“ (ebd.). Bose und Föllmer übertragen das Modell auf den Programmfluss eines Radiosenders. Sie schlagen vor, „das Radioprodukt als ein stilistisch ausgefeilter Mix aus thematisch und sprachlich fein abgestimmten Moderationen, klangästhetisch dem Stil der Hörerschaft angepassten Stimmfarben und Verpackungselementen sowie einer dem Lebensgefühl des Zielpublikums entsprechenden Dynamik der Mischvorgänge [zu] beschreiben, der sozialen Gepflogenheiten, Handlungsformen und Stilelemente in Analogien, Metaphern etc. repliziert und variiert“ (ebd. 2015, S. 34 f.). Auch journalistische Kriterien der Themenwahl und der Darstellungsformen gehören dazu.

Weil diesem Verständnis nach das Radio als ästhetisches Medium gilt, bei dem „so gut wie nichts dem Zufall überlassen bleibt, sondern Formate für konkrete Zielpublika vollkommen durchgeplant sind“ (Bose 2015, S. 2), wird dem Vorschlag gefolgt, sich im Folgenden näher mit der journalistischen Themenwahl und radiophonen Darstellungsformen zu befassen.

---

<sup>27</sup> Daneben nennt Crisell noch „Surveillance“ als Bedürfnis, Informationen über die Welt zu erfahren und „Diversion“ (ebd. 1994, S. 209) als Bedürfnis, dem Alltag zu entfliehen.

#### 2.2.4 Die Bedeutung des Hörfunks für die Erinnerungskultur

Christoph Hilgert geht davon aus, dass Radio als primär tagesaktuell berichtendes Medium hauptsächlich auf Formen des Gedenktagsjournalismus<sup>28</sup> zurückgreift, jene Form der journalistischen Berichterstattung, die ausgehend von Jubiläen in der Gegenwart den Blick der Öffentlichkeit auf bestimmte auf Ereignisse, Orte oder Personen in der Vergangenheit lenkt. Für Walter Hömberg war „Bildung“ neben „Unterhaltung“ schon immer eine der „zentralen Säulen“ im Hörfunkprogramm. Der „volksbildende Impuls des frühen Rundfunks“ (ebd. 2012, S. 21) hat sich in einem „großen Anteil der Vorträge“ gezeigt, „von denen sich nicht wenige mit historischen Themen befassten.“ Heute kommt Geschichte vor allem in Einzelsendungen oder in anlassbezogenen Serien (vgl. ebd.) vor. Diese lassen sich hauptsächlich im öffentlich-rechtlichen Rundfunk finden. Es sind vornehmlich die wortgeprägten Informations- und Bildungsprogrammen von *Deutsche Welle*, *Deutschlandfunk* und *Deutschlandradio Kultur*, „die in nennenswertem Umfang historische Themen behandeln und sich erinnerungskulturell engagieren“ (Zierold 2010., S. 222). Hömberg zählt zu den „einschlägige[n] Rubriken“ (ebd. 2012, S. 21) das Format *Kalenderblatt* im *Deutschlandfunk* und im *Bayerischen Rundfunk*. Der WDR bietet ein ähnliches Format unter dem Namen *Stichtag* an, es ist Teil der 15-minütigen Sendung *ZeitZeichen*. Von diesen geschichtsspezifischen Sendereihen unterscheidet Zierold Formate mit Alltagsbezug, die sich mehr oder weniger stark mit Geschichte auseinandersetzen. Verglichen zu Print spielen erinnernde Themen im Hörfunk insgesamt eine eher „geringere Rolle“ (ebd., S. 199), weil in den meisten Radioredaktionen ein redaktioneller Raum für geschichtliche Themen fehlt und Sender auf „große Hörerzahlen und kommerziellen Erfolg“ abzielen. Außerdem sieht das in Deutschland „dominante Konzept des ‚Formatradios‘“ vor, dass Radio als Begleitmedium zu behandeln, so dass Musik im Programm dominiert und wenige, kurze, meist unterhaltsame und ‚gut verdauliche‘ Wortbeiträge“ (ebd.) auf Sendung gehen. Geschichtsthemen finden im Radioprogramm nur Platz, wenn sie „gesellschaftlich aktuell breit diskutiert“ werden. Trotzdem schreibt Zierold dem Hörfunk insgesamt eine „größere Tendenz zu ‚Enthierarchisierung‘ der Vergangenheit“ zu. Damit ist gemeint, dass Formate wie *ZeitZeichen* nicht nur „klassische“ (ebd., S. 200) Geschichtsthemen wie bspw. den Ersten und Zweiten Weltkrieg behandeln, sondern eine „täglich aufs Neue abwechslungsreiche Auswahl

---

<sup>28</sup> Hömberg stellt neben den *Gedenktagsjournalismus* die Formen *Jubiläums-* und *Rückblicksjournalismus*: *Jubiläumsjournalismus* bearbeite runde oder ovale Jahresjubiläen und sei vor allem in Lokalmedien zu finden. *Rückblicksjournalismus* treffe auf fast alle Medien zu. Neben der „Chronik-Funktion“ (ebd. 2012, S. 17 f.) gehe es darum, ein Geschehen zeitlich einzuordnen.

historischer Themen“ präsentieren, die sich sowohl der Alltagskultur als auch der Wissenschaftsgeschichte widmen und dabei, „unerwartete[n] Themen“ berücksichtigen.

### 2.2.5 Radiospezifische Darstellungsformen

Weil davon auszugehen ist, dass der Holocaust neben etablierten Geschichtsformaten auch in alltagsbezogenen Beiträgen eine Rolle spielt, folgt eine Übersicht der Darstellungsformen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Mit „Darstellungsformen“ (Weischenberg et al. 2005, S. 225) sind historisch gewachsene, konventionalisierte Präsentationsformen journalistischer Inhalte mit unterschiedlichen Funktionen gemeint. Je nach Form steht mehr Information, Bewertung oder Unterhaltung im Vordergrund. Der wiederholte Einsatz soll Rezipient\*innen Sicherheit geben und ihre Konzentration auf neue Inhalte lenken (vgl. ebd., S. 227). Im Folgenden werden die gängigen Darstellungsformen im Radio vorgestellt und – soweit möglich – mit der Geschichtsvermittlung in Verbindung gebracht.

#### *Originalton und akustische Atmosphäre*

Der Originalton (kurz „O-Ton“) ist ein wichtiges Element im Radio (vgl. Eichmann 2012, S. 236). Es handelt sich dabei um ein gesprochenes Zitat, das von einer oder mehreren Personen stammt. Der O-Ton wird nahezu in jeder Darstellungsform verwendet. Er steht für „Authentizität“ steht, weil er Interviewte zu Wort kommen lässt. Selbiges gilt für die *akustische Atmosphäre* (kurz *Atmo*). Das Hintergrundgeräusch soll den Hörer\*innen einen Raumeindruck oder den sozialen Rahmen eines Geschehens (bspw. in Form von Gelächter) vermitteln. Es kann per Mikrofon vor Ort aufgenommen oder künstlich zusammengesetzt sein.

#### *Nachricht*

Die Nachrichtenmeldung ist die kleinste journalistische Darstellungsform, zugleich stellt sie die größte „Konstante“ (Eichmann 2012, S. 239) im Radio dar, weil sie zu jeder vollen Stunde oder im Halbstundentakt gesendet wird. Nachrichten gelten als die schnellsten und aktuellsten Darstellungsformen im Radiojournalismus, weil sie die Hörer\*innen über ein neues Ereignis informieren und über die Entwicklungen auf dem Laufenden halten. Dabei liefern sie hauptsächlich Fakten. Der Begriff der Nachricht orientiert sich stark am britischen, von der BBC geprägten Verständnis. Nachrichten sind „neue sowie wahrheitsgemäße und sorgfältig wiedergegebene Informationen“, die „aktuelle Ereignisse überall auf der Welt zum Gegenstand“ haben, „die interessant, von allgemeiner Bedeutung oder aber in den Augen der [...] Journalisten für die Zuhörer von persönlichem Belang“ (Arnold. 1999, S. 118).

### *O-Ton-Bericht*

Der O-Ton-Bericht (oder auch Bericht mit Einblendungen) „ist eine der wichtigsten Darstellungsformen“ im Radio (Buchholz 2017, S. 133). Er verbindet die „*Prägnanz des Berichts* und die *Authentizität und die Lebendigkeit des O-Tons*“ (ebd., Hervorhebung im Original)“. Deswegen eignet er sich sowohl für die aktuelle Berichterstattung als auch in den Fachredaktionen. Darüber hinaus liefert er Zusammenhänge, Vorgeschichten und andere wichtige Aspekte, die den Kern der Nachricht vertiefen.

### *Feature*

Der Begriff Feature stammt aus dem Englischen und bedeutet übersetzt „das Gemachte, Gestellte, Gestaltete“ (Hickethier 2003, S. 303). Er kam über die englischen Besatzer nach Deutschland. Die Anfänge des Features liegen in den 1920er Jahren, als noch vom „Hörbild“ oder „Hörbericht“ (ebd.) die Rede war. Es hat den Charakter eines faktenorientierten, nicht-fiktionalen Berichts mit Realitätsbezug (vgl. Kleinsteuber 2012, S. 204). Weil es mit Elementen aus Hörspiel und Reportage arbeitet, sehen Radiomacher\*innen in diesem Format das Potential, abstrakte Zusammenhänge und Bedeutungen wie auch Emotionen direkt an die Hörer\*in vermitteln zu können. Auch wenn das Feature damit im Spannungsfeld zwischen Information und künstlerischer Gestaltung steht, überwiegt ihr dokumentarischer Charakter.

### *Hörspiel*

Diese Darstellungsform ist ebenfalls originär für den Rundfunk konzipiert. Es handelt sich um eine hauptsächlich fiktionale Form, die mit akustischen Mitteln arbeitet. Sie existiert seit etwa 1924 und war damals unter der Bezeichnung „Sendespiel“ oder „Rundfunkdrama“ (Hickethier 2003, S. 301) geläufig. Seit jeher wird das Hörspiel aufgrund seiner Wahrnehmungsästhetik als eigene Kunstform betrachtet, weil es eine akustische Inszenierung ermöglicht, die über mündliche Erzählungen einzelner Erzähler\*innen hinausgeht und über die Gestaltung und Montage von Tönen Bilder und Dramen im Kopf der Hörer\*innen evoziert. Die Hochzeit des Hörspiels lag in den 1950er und 1960er Jahren, als das Radio zum Leitmedium heranwuchs und jüngere Autor\*innen mit dieser Darstellungsform experimentierten. Manfred Mixner bezeichnet das Hörspiel als eines „der intensivsten Erfahrungsinstrumente“ (ebd. 1991, S. 187), das dem Menschen zur Verfügung steht. Weil das Hörspiel das Innere des Menschen anspricht, geht Gerlof davon aus, dass es sich für die Darstellung von Monologen, Zwiegesprächen oder Fantasien eignet (vgl. ebd., S. 64). Sie

sieht in dieser Darstellungsform die Holocaust-Erinnerung am besten transportiert, weil es Gedächtnisinhalte aus anderen Medien einbinden kann, wie etwa autobiografische Texte, Tonaufzeichnungen oder Archivmaterial.

### *Reportage*

Die Reportage gehört zur journalistischen „Königsklasse“ (Eichmann 2012, S. 245). Es handelt sich dabei um eine subjektiv gefärbte, anschaulich wirkende Berichtsform mit vorwiegend informierendem Charakter. Axel Seip bezeichnet sie als „eine farbige und emotionale Darstellungsform, die Fakten, Stimmungen und Hintergrund vermittelt. Sie will die Zuhörer\*innen das Geschehen miterleben lassen (vgl. ebd. 2017, S. 217). Voraussetzung ist, dass ein/e Reporter\*in bei einem Ereignis vor Ort ist und detailreich schildert, was er/sie erlebt. Sprachliche Geschicklichkeit, eine lineare Erzählweise und aufgezeichnete *Atmos* stellen die nötige räumliche Orientierung für die Hörer\*innen her.

### *Interview*

Das Interview ist im Radio „die natürlichste journalistische Form“ (Eichmann 2012, S. 249). Es liefert Informationen zu einem Thema mittels eines direkten Gesprächs zwischen Interviewer\*in und Interviewpartner\*in. Es zählt zu den schwierigsten radiojournalistischen Darstellungsformen, weil es auf die Antworten der Interviewpartner\*in und auf das sprachliche Geschick der Journalist\*in ankommt. Unterschieden wird das meinungsbezogene, sachbezogene und personenbezogene Interview. Die Aufgabe der Journalist\*innen liegt darin, knappe Fragen zu stellen, um das Interview kurzzeitig und informativ zu halten. Im Optimalfall werden Fragen thematisiert, die die Hörer\*innen selbst beschäftigen.

### *Phone-In*

Die Darstellungsform des Phone-Ins, das sich mit „Hineintelefonieren“ (Eichmann 2012, S. 205) übersetzen lässt, bezeichnet ein Mitmachformat, das Hörer\*innen am Programm beteiligt. Obwohl das Phone-In aus dem Fernsehen übernommen ist, charakterisiert das Radio wie kein anderes Format, weil das fehlende Bild die Illusion eines Zwei-Personen-Gesprächs am besten aufrechterhalten kann (vgl. Crisell 1994, S. 191). Was in den 1968er Jahren in den USA als „authentisches Mittel der Hörerbindung gedacht war“ (Lüthje 2012, S. 205), wird heute so inszeniert, dass das Phone-In den Hörer\*innen das Gefühl vermittelt, einer Gemeinschaft an anzugehören, zu der

jeder einmal sprechen darf. Crisell klassifiziert drei Formen, die sich in der Art und Weise unterscheiden, wie der/die Hörer\*in betroffen ist: in Bezug auf einen speziellen Diskurs, in Bezug auf sich selbst und in Bezug auf das, was er/sie zu beichten hat (vgl. ebd. 1994, S. 191) hat.

### *Kommentar*

Der Kommentar zählt zu den klassischen meinungsbezogenen Darstellungsformen, obwohl er „handwerklich keine eigene Radioform“ (Eichmann 2012, S. 252) darstellt, sondern einen Text ohne O-Töne. Trotzdem haben Kommentare im Hörfunk eine besondere Funktion. Sie gelten in der Radiopraxis als „starke Programmelemente“, weil Hörer\*innen sich „gut an ihnen abarbeiten“ (ebd.) können. Entweder schließen sie sich der Meinung des/der Journalist\*in an oder nicht. Dazu muss ein Kommentar eine „geschliffene“ (ebd., S. 252) und klare Sprache mit guten Argumenten und Vergleichen aufweisen.

### *Moderation*

Die Moderation ist eine höchst journalistische Leistung (vgl. Eichmann 2012, S. 246). Der/die Moderator\*in stellt Bezüge zwischen einem Programm, einer Sendung und einem Beitrag (oder mehreren Beiträgen) her und schafft so einen Rahmen, um den Inhalt für Hörer\*innen zugänglich machen zu können (vgl. Arnold 1999, S. 250). Dazu ist er/sie der/die Vermittler\*in zwischen den einzelnen Beiträgen und verweist auf einen roten Faden, wie die Beiträge einer Sendung zusammenhängen und unter welchen Vorzeichen diese gedeutet werden sollen. Zugleich strukturiert der/die Moderator\*in Informationen und sorgt für Verständlichkeit.

### *Jingle*

Bei dem Jingle handelt es sich um ein wiederkehrendes Programmteil im Radio. Umgangssprachlich steht der Begriff für alle Arten vorproduzierter Audioclips, die der Eigenwerbung eines Radiosenders dienen. Arnold übersetzt den Begriff mit „Musikgeklingel“ (ebd. 1999, S. 246). Ursprünglich ist es als Bezeichnung für Werbeclips für Konsumprodukte entstanden, in denen der Produktname und die Werbebotschaft gesungen wurden. Heute dient die Darstellungsform der Eigenwerbung eines Senders. So wird beispielsweise der Name des Senders oder der Sendereihe zu instrumentaler Begleitmusik eingespielt. Aufgrund seiner „rahmende[n] Aufgabe“ spricht man im Deutschen von einem „Verpackungselement“ (Föllmer 2018, S. 194): Der Jingle signalisiert mittels Töne und Musik, dass ein spezieller Kontext bzw. Inhalt beginnt. Bei Nachrichten ist das bspw. das bekannte Morsepiepsen, das den Beginn und das Ende markiert und gleichzeitig die Erwartungshaltung der Hörer\*in umgeschaltet.

### 3. Methodik

#### 3.1 Allgemeine Vorüberlegungen

Wie das vorausgegangene Kapitel zeigt, ist die deutsche Erinnerungskultur des Holocaust von einem dynamischen Wandel an Narrativen und Deutungsmustern geprägt, der zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Bedürfnisse einer Gesellschaft widerspiegelt. Im folgenden Kapitel geht es darum, den Forschungszugang vorzustellen, mit dem die Narrative und Deutungsmuster in Bezug auf den gegenwärtigen Radiojournalismus im öffentlich-rechtlichen Rundfunk erhoben werden können.

Zunächst empfiehlt es sich, einen Blick auf den Begriff „Deutungsmuster“ zu werfen. Bei Deutungsmustern handelt es sich um Muster, die in einem bestimmten Zusammenhang häufig wiederkehren und in diesem Kontext konventionell geworden sind. Es sind „Interpretationsschemata oder -rahmen (frames), die für individuelle und kollektive Deutungsarbeit im gesellschaftlichen Wissensvorrat zur Verfügung stehen und in ereignisbezogenen Deutungsprozessen aktualisiert werden“ (Keller 2010, S. 104). In Bezug auf den Holocaust können Deutungsmuster eine verbreitete, wiederkehrende und vereinfachte Deutung vergangener Geschehnisse sein, deren Sprache variiert, bspw. wenn „von bösen Nazis“ die Rede ist. Deutungen wie diese „müssen nichts zwangsläufig intentional weitergegeben werden“, sie sind vielmehr „Indikatoren für das kollektive Element im Sprechen“, das „performativ immer wieder aufs Neue bestätigt“ (Gudehus 2010, S. 315) wird.

Weil Deutungsmustern bewusste oder unbewusste Motive von Gut und Böse zugrunde liegen können, spricht Berek von „Stereotypen“ (ebd. 2005). Geht man Martina Thiele aus, trifft eher „Klischee“ (ebd. 2015, S. 34) zu. Das Wort „Klischee“ verweist wie „Stereotyp“ auf Vereinfachung und Verallgemeinerung. Beide Begriffe haben ihren Ursprung im Buchdruck, als man mit festen Lettern arbeitete. „Stereotyp“ hat im Laufe der Zeit die Bedeutungserweiterung zu „Wiederholung des Gleichen aufgrund starrer Formen“ erlangt. „Klischee“ entwickelte die Wortbedeutung „Schablone“ und „Muster“ und wird heute in den Kulturwissenschaften „als eine generalisierende Aussage begriffen, die zu oft wiederholt und daher allgemein erkennbar geworden ist“ (ebd.). Es kann auch von einer „erstarrten Denkfigur“ gesprochen werden, weil sie „eine Wirklichkeit zu deuten beansprucht oder zu deuten vorgibt, welche sich über die Prämissen dieser Deutung längst hinwegbewegt hat“ (Stratmann 1987, S. 363). Demnach handelt es sich um „ein Denkmuster, welches einmal neu und damit potentiell auf Kritik und Veränderung alter Denkmuster gerichtet

war, nun aber seine dynamische Funktion verloren hat, da es sich der Veränderung verweigert“ (ebd.). Heute steht der Begriff „Klischee“ in enger Verbindung mit journalistischen Textsorten, Gattungen und Erzählformen, die Erwartungen von Rezipient\*innen an die Kommunikation umfassen (vgl. Thiele 2015, S. 35). Im Folgenden wird von klischeebehafteten Mustern gesprochen, wenn es um wiederkehrende, vereinfachte Aussagen in Radiobeiträgen geht.

Darüber hinaus sind Deutungsmuster im roten Faden einer Erzählung zu finden, in der *Storyline* bzw. im *Plot*. Damit ist die narrative Struktur gemeint, mit der Fakten und Details des historischen Geschehens ausgewählt, miteinander in Verbindung gesetzt und darüber Sinnzusammenhänge erzeugt werden (vgl. Bergem 2014; Herrmann 2018). Auch in Bezug auf die *Storyline* bzw. des *Plots* geht es in dieser Arbeit darum, verschiedene Muster zu identifizieren.

Beide Definitionen von Deutungsmustern – im Sinne eines Schlagwortes und im Sinne narrativer Strukturen – sind in Bezug auf die Schuldfrage besonders zu beachten. Schuld wird oft auf einer Metaebene thematisiert, indem von bestimmten Personengruppen die Rede ist, die in einem bestimmten Verhältnis zu den NS-Verbrechen stehen (vgl. Krankenhagen 2001). In den Arbeiten von Heidrun Kämper ist eine erste Auflistung dieser Personengruppen zu finden. Die Sprachwissenschaftlerin hat den öffentlichen Schulddiskurs in der unmittelbaren Nachkriegszeit anhand bestimmter Schlüsselwörter rekonstruiert und diese mit den Kategorien „Opfer“, „Täter“ und „Nichttäter“ in Beziehung gesetzt.

Zu der Kategorie „Opfer“ zählt Kämper „Überlebende“, „KZ-Häftlinge“ und „Widerständler, die erklärte Feinde des Nationalsozialismus waren“ (ebd., S. 16). In ihren Zeugnissen über die NS-Gräueltaten manifestiert sich das, „was den Anlass des Schulddiskurses überhaupt darstellt“, und das, „worauf die Formel *deutsche Schuld* rekurriert: Diskriminierung, Verfolgung, Völkermord – Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ (ebd., S. 182 f., Hervorhebung im Original). Opfer verwenden in ihren Berichten hauptsächlich „Chiffren der Lagerwelt“ wie „Stacheldraht“, „rauchender Krematoriumsschornstein“ oder „Leichenstapel“ (ebd., S. 183).

Die Kategorie der „Täter“ umfasst nach Kämper Handlungs- und Funktionsträger des „Dritten Reiches“, vor allem die „nationalsozialistische und militärische Täterelite“ (ebd. 2005, S. 42). Ihre Berichte „dienen der Schuldabwehr“ (ebd., S. 471), dazu gebrauchen sie „die Strategie der Umdeutung“ und „Strategien des Geständnisses in den Versionen Marginalisieren ihrer Taten“, „Idealisieren ihres Denkens und Wollens“, „Egalisieren von nationalsozialistischem Recht“ sowie „die Strategie der Gegenklage“. Zu ihrem Vokabular gehören Begriffe wie „Gehorsam“ und „Pflichterfüllung“ (ebd. S. 472).

Als „Nichttäter“ versteht Kämpfer Personen, „die sich vom Nationalsozialismus fernhalten konnten“ (ebd., S. 52), bei denen es nicht ums Überleben ging und die daher den Schuldiskurs aus der „Warte der teilnehmenden Beobachter mit höchst moralischen Anspruch“ (ebd., S. 53) führen konnten. Zu ihrem Sprachgebrauch gehören „Identifikationsvokabeln“ (ebd., S. 480), mit denen sie sich als „Angehöriger einer Wertegemeinschaft identifizieren“. Das sind Begriffe wie „Verantwortung“, „Kollektivschuld“ oder „Wiedergutmachung“. Sie drücken die Verpflichtung aus, für die Verbrechen des Nationalsozialismus einzustehen und Konsequenzen aus der Übernahme der Verantwortung zu ziehen.

Bei dieser Auflistung an Kategorien handelt es sich laut Bartholomei aus heutiger Sicht um kein vollständiges Spektrum aller beteiligten Personen, weil sie auf dem Schuldiskurs bis 1955 basieren und sie nur einen Teil der Akteur\*innen erfassen. Unberücksichtigt bleiben Personen, die zu den Verfolgten des NS-Regimes zählten, aber nicht in einem ehemaligen Konzentrationslager inhaftiert waren. Ebenso unberücksichtigt ist der Teil der Bevölkerung, der an der industriellen Massenvernichtung beteiligt war, ohne zur Führungselite der Nationalsozialisten zu zählen. Bartholomei schlägt daher eine Erweiterung der Liste von Kämpfer um die Kategorien „Widerständler“ und „Mitläufer“ (ebd. 2015, S. 19) vor. Des Weiteren regt er an, bei der medialen Umsetzung auf die Art und Weise zu schauen, wie die Personen zueinander in Beziehung gestellt werden und darüber ihr Verhältnis zur Schuld herauszuarbeiten. Seine Liste an wiederkehrenden Mustern stellt erste mögliche Zusammenhänge zur Diskussion (vgl. ebd.):

- Der „Täter“ steht für „Verbrechen“ und „unmoralisches Handeln“. Er bildet eine „Gegnerschaft zum Helden oder Opfer“ und ist „tendenziell schuldig“.
- Der „Mitläufer/Mitschuldige“ profitiert von den Handlungen der Täter und zeigt sich im „bewussten Wegsehen“ bei den Verbrechen. Er trägt das Gedankengut der Täter mit und ist auf diese Weise „tendenziell schuldig“.
- Das „Opfer“ steht für das „Leiden unter den Verbrechen“ und für die Benachteiligung durch die Verbrechen und der Verhältnisse, die durch die Verbrechen entstehen. Das Opfer bildet eine „Gegnerschaft zum Täter“ und ist „tendenziell unschuldig“.
- Der „Nichttäter“ ist eine außenstehende Person, die sich bewusst vom Täter distanziert oder „gegen ihren Willen verwickelt“ wurde. Er ist „tendenziell unschuldig“.
- Der „Widerständler“ steht für eine „aktive Verbrechenverhinderung und Täterbekämpfung“. Er gibt „Hilfe gegenüber den Opfern“. Er vertritt eine eher „oppositionelle Haltung“ und ist „tendenziell unschuldig“.

Auch diese Auflistung räumt Bartholomei ein, ist nicht vollständig und bedarf einer genauen Überprüfung am jeweiligen Kontext, da Schuld zu unterschiedlichen Zeiten in der deutschen Nachkriegsgeschichte unterschiedlich interpretiert wurden. In der medialen Aufbereitung seien noch ganz andere Figurenkonstellationen und -verhältnisse denkbar. So könnten Einzelpersonen dargestellt werden, die symbolisch für eine größere Gruppe stehen. Bartholomei hat die Liste für die Analyse von Darstellungsmustern im Film erarbeitet, die eigenen medialen Logiken unterliegen. Was für die Analyse von Radiobeiträgen hilfreich erscheint, ist Bartholomeis Plädoyer, den Schuldbegriff als „universal“, „breit“ und „uneingeschränkt“ (ebd. 2015, S. 51) zu verstehen: Grundlegend sei das Verständnis einer kriminellen Dimension von Schuld für die Verbrechen, die von den Nazis zwischen 1933 und 1945 von Deutschen an anderen Nationen, Ethnien, Minderheiten begangen wurden. Auch die moralisch-ethische Vorstellung einer „Zweiten Schuld“ (Giordano 1998) sollte berücksichtigt werden, die die Mitschuld derer bezeichnet, die die Verbrechen nicht verhindert haben.

Um Schuld und Verantwortung in der Analyse von Radiobeiträgen möglichst weit auslegen zu können, werden weitere Kategorien berücksichtigt wie die des Politikwissenschaftlers Raul Hilberg (1992). Er hat ein Modell zur Differenzierung der verschiedenen Rollen im Holocaust entwickelt. Neben „Täter“ und „Opfer“ stellt er den „Zuschauer“ und weist über diese Beteiligungsrolle auf gesellschaftliche Akteur\*innen im „Dritten Reich“ hin, ohne die die Ermordung der Juden nicht möglich gewesen wäre. Hilbergs Verständnis nach sind die „meisten Zeitgenossen der jüdischen Katastrophe [...] weder Täter noch Opfer. Doch viele sahen oder hörten von dem Geschehen“ (ebd., S. 11). Die Zuschauer „wollten weder einem Opfer etwas zuleide tun noch von den Tätern mißhandelt werden. In einigen Bereichen wurden Zuschauer selbst zu Tätern. Oft nutzten sie das Unglück der Juden aus und schlugen Profit daraus; aber es gab auch jene, die den Gejagten halfen“ (ebd.). Hilberg unterteilt die Kategorie der Zuschauer in „Helfer, Gewinner, Schaulustige“ sowie in „jüdische Retter“, „Boten“ und „Nationen in Adolf Hitlers Europa“, um darauf hinzuweisen, dass es sich dabei um eine breite Bevölkerungsgruppe der von dem Nazi-Regime besetzten Ländern handelte. Auch die Alliierten und Vertreter\*innen der Kirche zählt er dazu. „Es waren in der Regel gewöhnliche Menschen, die harte Zeiten durchmachten und zuschauten, wie andere noch härtere Zeiten durchmachten, was in gewissem Maße dazu führte, dass die Judenvernichtung ungehemmt weitergehen konnte.“ (Rosenfeld 2015, S. 14) Diese Passivität ist „aus moralischer Sicht nach und nach als stillschweigende Komplizenschaft“ (ebd.) verstanden worden. Die Grenzen zwischen aktiven Täter\*innen und passiven Zuschauer\*innen sind „fließend“ (Bajohr/Löw 2015, S. 12).

Auffällig ist, dass sowohl Hilberg als auch Kämper und Bartholomei für die Bezeichnung der Personenkategorien die männliche Form benutzen. Weibliche Beteiligungsrollen kommen eher beiläufig zur Sprache. So widmet Hilberg den Frauen unter der Kategorie „Opfer“ gemeinsam mit Kindern ein eigenes zentrales Kapitel. Unter der Kategorie „Zuschauer“ deutet er zwei Typen von Frauen an: die der Denunziantin, die sich an der „durchgängigen Überwachung“ beteiligte und „ständig bereit war, alles Verdächtige in der jüdischen Gemeinschaft ständig zu berichten“ (ebd., 1992, S. 216) und die der Frauen, die männlichen Juden halfen und unter Umständen eine Beziehung mit ihnen eingingen (vgl. ebd., S. 235). Unter der Kategorie „Täter“ hingegen nennt er Frauen kaum. Laut der Historikerin Kathrin Kampisch haben Frauen das NS-Regime als Wehrmachtshelferinnen, Gestapo-Angestellte oder Mitarbeiterinnen in Behörden unterstützt. Die Täterforschung hat die weibliche Rolle im „Dritten Reich“ lange ausgeblendet (vgl. ebd. 2008, S. 7), da nur wenige Frauen für ihre Taten juristisch belangt wurden, wie bspw. KZ-Wärterinnen oder Ärztinnen in Euthanasie-Einrichtungen.<sup>29</sup> Um Verstrickungen von Frauen in die NS-Tötungsmaschinerie zu berücksichtigen, werde ich im Folgenden die Genderform benutzen und von Täter\*innen, Mitläufer\*innen oder Zuschauer\*innen sprechen.

Eine breite Auslegung von Begrifflichkeiten und narrativen Strukturen gilt auch für das Deutungsmuster der „Emotion“. Frevert und Schmidt (2011) regen an, die Darstellungsweisen in Bezug auf die Reaktionen und Empfindungen der Rezipient\*innen zu hinterfragen. So müssten die Thesen überprüft werden, die seit den 1990er Jahren hinsichtlich der Medialisierung des Holocaust im Bewegtbild immer wieder in die Diskussion gestellt werde: ob Emotionen automatisch zur Geschichtsvermittlung dazugehörten, ob Bilder tatsächlich emotionaler als das Wort seien und ob „eine immer stärkere Dramatisierung des Stoffs die andauernde Emotionalisierung des Publikums“ (ebd., S. 20) bewirke oder mit diesen Annahmen alte Muster fortgeschrieben würden. Auch Assmann und Brauer fordern, sich systematisch mit dem Umgang und der Herkunft der Annahme zu beschäftigen, dass Emotionen zur Geschichtsvermittlung des Holocaust dazugehörten. Sie verweisen auf die Arbeit von Jeffrey Alexander, der sich als einer der wenigen „explizit mit der emotionalen Dimension des Holocaust beschäftigt“ (ebd. 2011, S. 74). Der amerikanische Soziologe analysierte die Rezeptionsgeschichte des Holocaust nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und zeigt, dass der Holocaust im Zuge seiner Aufarbeitung als „tragic narration“ (ebd., S. 54) zum universellen Symbol des Bösen geworden ist, das sich nicht eingrenzen lässt und alles durchtränkt, womit es in Berührung kommt. Durch die symbolisch und emotional aufgeladene

---

<sup>29</sup> Vor Gericht gestellt wurde 2021 die 95-jährige Irmgard F. als „erste Sekretärin, die sich wegen Beihilfe zum Mord in einem Konzentrationslager verantworten muss.“ Eine weitere Sekretärin sei verstorben, „bevor die Staatsanwaltschaft ihre Ermittlungen abschließen konnte.“ (Rogalla 2021)

narrative Konstruktion ist der Holocaust zum ewig wiederkehrendem „trauma drama“ (ebd.) geworden, das sich auf die Überlebenden und ihre Nachkommen auswirkt. Die Menschen reagieren nicht auf die historischen Ereignisse der Judenvernichtung an sich, sondern auf die medialen Repräsentationen, die bereits mit Vordeutungen behaftet sind. Dabei kann nicht davon ausgegangen werden, dass „emotionale Sendungen“ automatisch „emotionalisierte Zuschauer“ erzeugen, wie es ein „problematische Medien- und Kommunikationsverständnis“ und ein „überholtes *Stimulus-Response-Modell*“ (Frevert/Schmidt 2011, S. 17) nahelegt. Das Verhältnis von medialer Darstellung des Holocaust und seiner Rezeption ist viel komplexer: Medien legen Interpretationen, Wahrnehmungen, Emotionen und Deutungen nahe, aber nicht fest. Mediale Produkte sind oft viel ironischer und paradoxer, als sie auf den ersten Blick vermittelten, und Rezipient\*innen erzeugen oft Bedeutungen ganz eigener Art (vgl. ebd.).

Ein Grund für eine bislang eher einseitige wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Emotion ist vermutlich die uneinheitliche Definition des Begriffs. Werner Wirth zufolge sind die kulturellen, sprachlichen und wissenschaftlichen Wurzeln zu vielfältig, als dass sich ein klarer Konsens herausbildet (vgl. ebd. 2014, S. 29). Übereinstimmung finden die verschiedenen Strömungen weitestgehend in der Forderung, zwischen „Emotion“ und „Stimmung“ zu unterscheiden und „Affekt“ als Oberbegriff für beides zu sehen. Affekte werden allgemein als mentale Zustände verstanden, die „evaluative Gefühle als Antwort auf Situationen umfassen, in denen sich Personen wohl oder unwohl fühlen und die ablehnen oder begrüßen“ (ebd.). Stimmungen äußern sich darin, dass sich Menschen im Alltag ständig begleiten, oft über längere Zeiträume. Emotionen hingegen sind akut, wirken meist kurz und haben einen klaren Anfang und ein deutliches Ende. Emotionen werden häufig als sehr intensiv erlebt, weil sie unwillkürlich und reflexartig auftreten. Sie sind von der Situation abhängig, innerhalb derer sie entstehen (vgl. ebd., S. 37). Eine immer gleiche Situation muss nicht immer zu derselben Emotion führen. Emotion ist davon abhängig, worauf der/die Rezipient\*in in dem jeweiligen Moment seine/ihre Aufmerksamkeit richtet – auf die Umgebung, das Medienangebot oder andere Menschen um ihn/sie herum – und wie er/sie diese Situation subjektiv bewertet. Das wiederum hängt von seiner/ihrer Persönlichkeit ab. Für die Rezeption von Medieninhalten ist typisch, dass sich oft gemischte Emotionen herausbilden und ihnen sowohl positive als auch negative Wahrnehmungen zugrunde liegen können. Des Weiteren können Emotionen – einzeln oder in Wechselwirkung miteinander – „weiterführende Reflexionsprozesse“ (Bartsch 2014, S. 213) anregen. In der Forschung werden jedoch meist nur einzelne Emotionen gezielt untersucht.

Darüber hinaus kann Emotion aus einer „sozial-konstruktiven“ (Wirth 2014, S. 31) Perspektive heraus betrachtet werden. Sie verweist auf das, was in bestimmten sozialen Situationen und soziokulturellen Kontexten als „angemessene“ Reaktion und „angemessenes“ Verhalten angesehen wird. In Verbindung mit der Geschichte des Holocaust lautet die Reaktion häufig „Betroffenheit“ oder „Empathie“. Historische Vermittlung soll die Menschen befähigen, sich in andere hineinversetzen, um auf dieser Grundlage politische Verantwortung und moralische Sensibilität für heutige Formen der Ausgrenzung entwickeln zu können. Nur wer sich in die Leiden eines KZ-Häftlings einfühlt, kann das Leiden von gegenwärtigen Vertriebenen begreifen, die einer Ausgrenzung und Verfolgung ausgesetzt sind, drückt es Peter Steinbach aus (vgl. 2015, S. 56). Emotionstheoretisch ist eine solche „emotionalen Perspektivenübernahme“ (Brauer 2013, S. 76) über narrative Strukturen durchaus möglich. Dieses Ein- und Mitfühlen in und mit Anderen kann über die Medienrezeption erfolgen und bewirken, dass Rezipient\*innen ähnliche oder ganz andere Emotionen als die betroffene Person erleben. Es ist anzunehmen, dass über Medien vermittelte Empathie weniger intensiv als „unvermittelte“ (Früh/Wünsch 2009, S. 212) ausfällt, die sich durch einen direkten Kontakt mit anderen Menschen ergibt. Gründe dafür sind empirisch noch nicht erhoben. Vermutlich tragen kognitive Entscheidungen dazu bei.

Neuere pädagogisch-didaktische Ansätze hinterfragen, ob der/die Rezipient\*in prinzipiell dazu bereit ist, sich in die Perspektive der Opfer hineinzusetzen und in welcher Situation dies möglich oder gar förderlich ist. Bert Pampel von der *Stiftung Sächsische Gedenkstätten* erklärt, dass aus Sicht der Wahrnehmungs- und Gedächtnispsychologie Emotionen darüber entscheiden, welche Informationen aus dem Strom sinnlicher Reize gefiltert, weiterverarbeitet und dauerhaft ins Gedächtnis eingespeist werden (vgl. ebd. 2007, S. 236). Daher setzt Gedenkstättenarbeit und Geschichtsdidaktik auf Emotionen, um historisches Lernen zu ermöglichen. Emotionalisierende Zugänge, die rein auf Betroffenheit und Einfühlung abzielen, lehne man dabei jedoch ab, weil darüber keine historischen Hintergründe erklärt werden könnten. Vielmehr werde auf Parteinahme mit den Opfern gesetzt, die einen Reflexionsprozess anstoßen sollen. Besucher\*innen werden ermutigt, über ihre Versuche, sich in die Opfer einzufühlen, offen zu sprechen, Grenzen zu erkennen und über eventuelle Gefährdungen von demokratischen Werten nachzudenken. Wie wichtig offen ausgesprochene Reflexionsprozesse in diesem Bereich sind, zeigt eine Studie von Daniel Münch. Demnach erwarten einige Lehrer\*innen von einem Besuch in einer Holocaust-Gedenkstätte eine „emotional bewegende Erfahrung“ (ebd. 2019, S. 91), weil sie dies als Lernerfolg deuten. Ob Tränen von Schüler\*innen womöglich auch für emotionale Überforderung stehen, wird selten hinterfragt.

Mit dem Blick auf das Deutungsmuster der Emotion ist die Relevanz einer differenzierten Untersuchung deutlich geworden. Neben der Frage, welche Emotion auf welche Weise die mediale Vermittlung des Holocaust bei Rezipient\*innen hervorrufen kann, ist auch die Intensität der Emotionen zu betrachten. Die „Stärke der Emotion“ dient als „Gradmesser für die Aktualität und Relevanz eines Themas für den Einzelnen“ (Roby/Hagemann 2015, S. 28). Ergebnisse aus der Studie der *Bertelsmann Stiftung* lassen annehmen, dass mit steigender zeitlicher Distanz zu den NS-Verbrechen Emotionen wie Verantwortung und Bedauern an Intensität verlieren (vgl. ebd.).

Die Forderung, die emotionale Qualität von Dramatisierungsstrategien zu hinterfragen, muss insbesondere für das Radio als „emotionales Medium“ gelten. In fast allem Radioformen kommen Dialoge, Monologe und erzählende Elemente vor, die zum Teil mit Musik unterlegt sind. Götz Schmedes (2002) schlägt vor, diese Elemente gleichberechtigt zu den Montage- und Collageverfahren zu betrachten, anhand derer sie miteinander in Verbindung gesetzt sind. Er nimmt an, dass neben verbalen Aussagen auch technische Verfahren Bedeutung generieren können. Daher stellt Schmedes neben die *allgemeinen* Zeichensysteme Sprache und Stimme, Geräusch, Musik, Stille und Originalton auch *audiophone* Zeichensysteme wie Blende, Schnitt, Mischung und elektroakustische Manipulation. „Schnitt“ bezeichnet das technische Verfahren, um das Material in eine bestimmte Reihenfolge zu bringen. Dieses gilt als akustisches Zeichen im Radio, wenn es sich hörbar um „hart aneinander gesetzte[r] Elemente“ handelt, so dass ein wahrnehmbarer „akustischer Bruch entsteht“ (ebd., S. 87). „Elektroakustische Manipulation“ meint eine Entfremdung von akustischem Material, um Figuren oder Handlungen den Effekt der Irrationalität zu verleihen (vgl. ebd., 74 ff.). Schmedes regt an, die einzelnen Zeichensysteme nicht nur für sich alleine zu betrachten, sondern auch, wie sie zu anderen Zeichensystemen montiert ist. Durch das Zusammenspiel können neue narrative Bedeutungen entstehen (vgl. Huwiler 2005, S. 295). So steht Musik für sich genommen weniger für Orte, wie es hauptsächlich Geräusche tun, und auch weniger für Begrifflichkeiten, wie vergleichsweise Sprache. Musik evoziert Gefühle und Stimmungen „und kommt eher emotional als rational zur Geltung“ (Schmedes 2002, S. 80). Darüber hinaus hat Musik eine symbolische oder leitmotivische Funktion. Je nachdem unterstützt sie andere Elemente, erweitert oder vermittelt vollkommen neue Bedeutungen. Musik „kann in die Funktion von Antizipation, Kommentar, Ironisierung, Kontrast, Kontrapunkt, Verfremdung eintreten“ (Hobl-Friedrich 1991, S. 78). Sie entwickelt eine „Eigenständigkeit“ gegenüber dem Text, „die es ihr nicht nur erlaubt, sondern sie geradezu zwingt, aus ihrem Schattendasein hervorzutreten, um weit mehr in das Bewusstsein der Hörer gerückt zu werden, als dies bisher geschah“ (ebd., S. 79).

Empirische Untersuchungen, die diesen Zusammenhang für radiophone Darstellungsformen formulieren, sind ein Desiderat (vgl. Huwiler 2005, S. 285 f.). Daher kann auf keine grundlegenden Kategorien für diese Arbeit zurückgegriffen werden. Die Bedeutungszuschreibungen müssen je nach Kontext in jedem einzelnen Beitrag festgestellt werden. Als Orientierung kann die Dissertation von Manuela Gerlof (2010) dienen. Sie hat am Beispiel des Hörspiels der ehemaligen DDR herausgearbeitet, dass neben „Zuggeräuschen als Symbol für die Deportation in Konzentrationslager [...] Schweigen und Stille die am häufigsten eingesetzten auditive Zeichen bei der Thematisierung des Holocaust“ darstellen. Stille steht „als radikaler Bruch der Kommunikation [...] für die Traumatisierung der Opfer, die eine Überführung der erlittenen Gewalt in Sprache unmöglich macht“, aber auch „für das Gedenken der Toten“ und „für das Verdrängen und Verschweigen der Täter“ (ebd., S. 352). Musik und Geräusche verweisen oft auf die „Gewaltförmigkeit des nationalsozialistischen Systems“ (ebd., S. 351) und unterstützen die Narration der Opfer.

Wolfgang Spang zieht Ansätze der Medienpsychologie heran, um zu zeigen, dass Deutungen im Radio von vielen Faktoren abhängen. So ist davon auszugehen, dass Musik im Hörfunk als positiv wahrgenommen wird, wenn sie Hörer\*innen nicht überfordert oder langweilt (vgl. ebd. 2006, S. 128). Rhythmus und Tempo eines Musikstücks haben „Einfluss auf Herzschlag und Atemfrequenz“ (Schwab 2008, S. 177) der Hörer\*in. Je nach Lautstärke kann die Musik „aufstören oder beruhigen“. Werden laute Töne gespielt, die als schrill und durchdringend wahrgenommen werden, können sie Angstgefühle und Unbehagen auslösen, weil sie unmittelbar mit etwas Bedrohlichem assoziiert werden. Werden dieselben Töne leise gespielt, wirken sie „geheimnisvoll und ätherisch“. Werden die Töne zwar leise, jedoch hart und akzentuiert gespielt, ist der „Eindruck dramatisch und furchterregend“ (ebd.). Dabei ist es höchst subjektiv, was als gut gestaltet und nicht als zu komplex empfunden wird. Es richtet sich nach der musikalischen Vorbildung und der jeweiligen Situation, in der die Musik rezipiert wird (vgl. de la Motte-Haber 2002, S. 161 f.). Wer vormittags Radio hört, ist in einer anderen Stimmung als am Abend und nimmt das Angebot entsprechend anders wahr (vgl. Spang 2006, S. 128; Seifert/Bräuer 2005, S. 171). Dass sich Rezipient\*innen diesem Zusammenhang nur zum Teil bewusst sind, zeigt eine Studie von Renate Ehlers für den *Süddeutschen Rundfunk*, in der über 1.000 Menschen in einem Mehrmethodendesign befragt wurden, welche Wirkung sie der Musik im Radio beimessen. Während 84 Prozent eine beruhigende Wirkung von Musik betonen, bestätigten 9 Prozent die Aussage: „Musik nehme ich eigentlich nur wahr, wenn sie mich stört“ (ebd. 1989, S. 387). Des Weiteren ist davon auszugehen, dass Hörer\*innen ein Musikstück als positiv wahrnehmen, wenn es ihrem eigenen Musikgeschmack entspricht.

Mit diesen Vorüberlegungen sind mehrere Herausforderungen an diese Arbeit benannt: Zum einen muss die Methodik eine offene Forschungsfrage zulassen und eine Vielzahl an empirischen Zugängen ermöglichen, um „deutsche Schuld“ in allen ihren Facetten erfassen und untersuchen zu können, an welchen Bedeutungsstrukturen sich diese ablesen lässt. Zum anderen muss sie dem Umstand Rechnung tragen, dass sich die Deutungsangebote der Journalist\*innen nicht mit der Deutungsleistung der Rezipient\*innen decken müssen und dass Aneignungen häufig komplex und widersprüchlich sind. Aus diesen Gründen wird eine qualitative Inhaltsanalyse mit einer Rezeptionsanalyse verknüpft. Sowohl für die Auswertung der Radiobeiträge als auch den Diskussionsbeiträgen wird das Verfahren der *Grounded Theory* herangezogen. Mit ihr können offensichtliche Deutungsmuster herausgearbeitet und latente Bedeutungsstrukturen rekonstruiert werden, die nicht auf der Oberfläche der Beiträge und Aussagen zu finden sind (vgl. Keller 2010, S. 110). Weil die *Grounded Theory* „multi- und interdisziplinär ausgerichtet“ und „auf ein breites Spektrum sozial-, kultur- und kommunikationswissenschaftlicher Bereiche anwendbar“ (Breuer et al. 2018, S. 12) ist, zeigt sie sich auch in Hinblick auf jene Analysewerkzeuge für eine phonetische und akustische Untersuchung hilfreich, die bislang nicht für die eine qualitative Inhaltsanalyse aufgearbeitet worden sind (vgl. Finke 2019, S. 89). Die Methodik werde ich im Folgenden näher erläutern.

### 3.2 (Reflexive) Grounded Theory als Forschungszugang

Die *Grounded Theory* ist ein Forschungszugang, der „zum Fundus qualitativer sozialwissenschaftlicher Methoden“ (Breuer et al. 2018, S. 2) gehört. Der amerikanische Soziologe Anselm L. Strauss hat sie zu Beginn der 1960er Jahre gemeinsam mit Barney Glaser begründet und in den 1980er Jahren mit Juliet M. Corbin weiterentwickelt. Die *Grounded Theory* gilt heute als „eine der verbreitetsten Vorgehensweisen der qualitativen Sozialforschung“ (Strauss/Corbin 1996, S. VII) und wird weltweit in vielen Wissenschaftsfeldern angewandt. Nach und nach findet sie auch in den Kommunikations- und Medienwissenschaften Einzug (vgl. Lampert 2005; Scheu 2006; Pentzold et al. 2018).

Da die deutschen Ausgaben im Titel den englischen Begriff tragen, deutet Lampert als Indiz dafür, dass es bis heute keine einheitliche und adäquate Übersetzung für *Grounded Theory* gibt (vgl. ebd. 2005, S. 516). In der 1996 erstmals auf Deutsch erschienen Ausgabe wird die Übersetzung „gegenstands- oder datenverankerte Theoriebildung“ vorgeschlagen (Strauss/Corbin 1996, S. 7, Hervorhebung im Original). Zwar habe sich der englische Begriff mittlerweile auch in der deutschen

Wissenschaft durchgesetzt. Allerdings bestehe oft Verwirrung, da unter *Grounded Theory* sowohl das methodische Verfahren als auch das Ergebnis des datennahen Forschungsprozesses bezeichnet werde (vgl. ebd. 2005, S. 516 f.; Pentzold et al. 2018, S. 2). Diese Doppeldeutigkeit ist auf den Anspruch der Gründer zurückzuführen, Prozess und Ergebnis miteinander zu verbinden, „weil das Ergebnis angemessen nur aus dem Arbeitsprozess heraus zu verstehen ist, in dem es produziert wurde“ (Strübing 2018, S. 28). Theorie meint in diesem Fall „eine Integration des aus der Analyse eines fraglichen Phänomens neu entwickelten Wissens mit dem bereits verfügbaren Bestand an alltäglichem oder wissenschaftlichem Wissen“ (ebd. 2014, S. 51). Mey und Mruck schlagen vor, über die Abkürzungszeichen zwischen *Grounded Theory* als Forschungszugang (GTM) und *Grounded Theory* als Ergebnis (GT) zu unterscheiden (vgl. ebd. 2011, S. 12). Da es in dieser Arbeit sowohl um Ergebnisse als auch um eine Strategie geht, Aussagen aus einem eher unbekanntem Forschungsmaterial heraus generieren zu können, der von methodischen Leerstellen geprägt ist, werde ich im Folgenden das Kürzel GTM verwenden.

Die theoretische Grundlage der GTM ist der *Symbolische Interaktionismus*, der menschliches Handeln und menschliche Interaktionen in den Mittelpunkt stellt. Diese Theorie basiert auf der Annahme, dass Handeln und Interaktion durch symbolvermittelte Interpretationen bestimmt werden. Wissenschaftstheoretisch ist die GTM auf der Hermeneutik begründet. Diese meint sämtliche „Formen der systematisierten und wissenschaftlich angeleiteten Auslegung menschlicher Symbole und Symbolsysteme“ (Reichert 2016, S. 36). War die Hermeneutik „von Beginn an vornehmlich mit der Auslegung von Texten beschäftigt“, diene sie später „als Grundlage aller Geisteswissenschaften“, bei der es über die Auslegung von heiligen und juristischen Schriften hinausging und alle „Zeichengebilde“ umfasste, „die explizit von einzelnen Menschen mit bestimmten Absichten erzeugt wurden“ (ebd.). Hermeneutik ist dem heutigen Verständnis nach eine Methode des Verstehens, die auch die Deutung von Tönen und Geräuschen berücksichtigt. Dem amerikanischen Literaturwissenschaftler Alvin H. Rosenfeld zufolge eignet sich die Hermeneutik für offensichtliche und tieferliegende Deutungsmuster von Holocaust-Repräsentationen. Mit dieser Methode kann berücksichtigt werden, dass Erzählen in Bezug auf die Geschichte der Judenvernichtung mit der Identifikation von Personen und Gruppen, mit moralischen und politischen Werten sowie mit der Frage verbunden ist, wie diese Geschichte erzählt und wie sie nicht erzählt werden sollte (vgl. ebd. 2015, S. 16 f.).

Laut Legewie ist die GTM wissenschaftstheoretisch in der Hermeneutik begründet (vgl. ebd. 1994, S. 12). Andere Autor\*innen stellen die GTM in die Nähe von qualitativen Inhaltsanalysen und

sprechen ihr einen Bezug zur Hermeneutik eher ab (vgl. Breuer et al. 2018, S. 54). In Weiterentwicklungen des Forschungsstils wird der „sozialwissenschaftliche Grundgedanken der Hermeneutik als eine tragende Säule“ (ebd., S. 38) betrachtet. Der *Reflexiven Grounded Theory* nach zeigt sich die Hermeneutik in Form einer „Zirkel-Bewegung“ (ebd., S. 55) zwischen (Vor-)Verständnis und Deutung. Der/die Forschende tritt mit einer Annahme an das Material heran, die sich aus der Auseinandersetzung mit theoretischen Hintergründen und Erwartungen ergeben. Vor diesem Hintergrund sucht er/sie empirische Phänomene und deutet diese, was das Verständnis für die weiteren Interpretationsschritte verändert. Entweder werden Vorannahmen gefestigt, verunsichert oder widerlegt. Demnach wandeln sich die Voraussetzungen für die weiteren Deutungsakte.

Das Kernstück der GTM ist das *Theoretische Kodieren*. Es ist eine „systematische und zugleich kreative Methode der Textinterpretation durch Sinnverstehen“ (Legewie 1994, S. 15). Dabei werden in einem fließenden Prozess parallel Hypothesen gebildet, Daten erhoben und analysiert, abhängig von dem/der Forscher\*in, seinem/ihrem Wissen und seinem/ihrem Forschungsinteresse. Die drei Stufen eines *offen*, *axialen* und *selektiven Kodierens*, die die GTM in der Weiterentwicklung nach Strauss/Corbin auszeichnen (1996), werden dabei nicht nacheinander angewandt, wie es bei qualitativen Inhaltanalysen üblich ist, sondern gleichzeitig, in einem fließenden Prozess von Datenerhebung und -analyse. Das Verfahren ist so konzipiert, dass es „starre Abläufe im Forschungsprozess“ (Scheu 2006, S. 82) auflöst. Anstelle von vorgefertigten Hypothesen und Kategorien, die die Analyse in eine bestimmte Richtung zwingen könnten, tritt theoretische Offenheit, um neue, unbekannte Zusammenhänge aus dem Datenmaterial heraus gewinnen zu können. Ziel ist es laut Strauss und Corbin, den „Anwender in die Lage zu versetzen, auf eine neue Art und Weise über die Daten nachzudenken“ (ebd. 1996, S. XII).

Die traditionelle GTM wird laut Scheu häufig als *induktive* Entwicklung von Kategorien und die darauf bezogene Analyse verstanden, um vom Besonderen, den Daten, zum Allgemeinen, den theoretischen Konzepten, zu gelangen. Das sei jedoch ein Missverständnis. Die GTM setze auch auf eine „deduktive Logik“ (Reichertz 2016, S. 90), um theoretische Kategorien mit Aussagen aus den Dateien abzugleichen. Spätestens mit den Überlegungen von Strauss und Corbin ermögliche die GTM auch *abduktive* Schlüsse, „wenn Daten auf Basis des bisherigen Wissens nicht sinnvoll interpretiert werden können“ (Scheu 2016, S. 91). Sie ermögliche einen „gedanklichen Sprung“, wenn beispielsweise ein „Spannungsfeld zwischen Empirie und Theorie wahrgenommen wird“ (ebd.). Die Abduktion fördere die „kreative Komponente“ (Breuer et al. 2018, S. 8) der GTM, die jenseits „vorgegebener Denkschablonen“ (ebd., S. 430) ansetzt und die aktive Rolle der Forscherin/des Forschers stärkt. Das zirkuläre Verfahren des Kodierprozesses kann wie folgt ablaufen: Es

wird mit einem neuen, noch nicht erfassten Phänomen begonnen, diesem *abduktiv* durch einen „kreativen Gedankenblitz“ (ebd., S. 57) eine hypothetische Deutung zugeschrieben, aus der wiederum *deduktiven* Erwartungen an weitere Fälle abgeleitet werden. Daraufhin wird das Material nach Beispielen untersucht, die diese Erwartungen *induktiv* und empirisch stützen.

Weil die GTM kein „striktes Regelwerk“ (Legewie 1994, S. 18) darstellt, sondern „ein an die konkrete Forschungspraxis flexibel anzupassendes Gerüst von Verfahrensvorschlägen“ (Strübing 2018, S. 36) kann sie auch als „Werkzeugkasten“ (Breuer et al. 2018, S. 129) für die qualitative Analyse betrachtet werden. In Bezug auf die Untersuchung der Holocaust-Berichterstattung schlägt die Sozialwissenschaftlerin Gabriele Rosenthal ein Verfahren zur „Analyse der Kontextdaten“ (ebd. 2015, S. 256) vor, ein sequenzielles und feinanalytisches Vorgehen in Anlehnung an die *Objektive Hermeneutik* nach Ulrich Oevermann. Ein Fragment soll zunächst für sich und anschließend im Kontext der Gesamtgestalt des Beitrages betrachtet werden. Diese Herangehensweise beruht auf der Annahme, dass die Abfolge eine „eigene Art von Ordnung“ (Willems 1996, S. 446) darstellt. Damit ist gemeint, dass jede Entscheidung über die Anordnung von narrativen Strukturen Sinn herstellen, einschränken und zu neuen Deutungen führen kann. Nach dem Kontext zu fragen, war von Corbin und Strauss selbst vorgesehen (vgl. ebd. 1996, S. 8). Rosenthal geht es jedoch um die Rekonstruktion der sequenziellen Gestalt des Gesamttextes und seines Entstehungszusammenhangs, was ihrer Aussage nach nur im Vergleich mit anderen Beiträgen festgestellt werden kann. Sie sieht in der Erweiterung des klassischen Kodierverfahrens einen bedeutenden Vorteil gegenüber anderer qualitativer Methoden. Mit dem feinanalytischen und sequenziellen Verfahren ließen sich „Auslassungen und Strategien des Ausweichens in jenen Stellen des eines Textes rekonstruieren [...], die sich *vor* einer gründlichen Betrachtung und der Rekonstruktion des latenten Bedeutungsgehaltes kaum Kategorie zuordnen lassen“ (ebd., S. 237, Hervorhebung im Original). Das demonstriert Rosenthal an einem österreichischen Pressebericht und einem lebensgeschichtlichen Interview, aus denen antisemitische Deutungsmuster herausgearbeitet werden konnten, ohne dass das Wort Antisemitismus gefallen war. Während der Bericht mit vagen Andeutungen und Auslassungen arbeitet, die an Strategien rechtspopulistischer Parteien erinnern, enthalten die Interviews Argumentationsfiguren, die Menschen jüdischen Glaubens eine Schuld am Zweiten Weltkrieg geben, die offenbar durch die staatliche Entrechtlichungs- und Vernichtungspolitik geprägt worden waren. Durch die Berücksichtigung der Gesellschaftsgeschichte wird deutlich, dass in den Nachfolgenerationen das Thema „Nazi Verbrechen“ und „Völkermord“ gar nicht angesprochen und das Wort „Jude“ vermieden wird. Blicke dieses Phänomen bei der Analyse unberücksichtigt, „trügen wir dazu bei, auch im wissenschaftlichen Dis-

kurs über den Nationalsozialismus diese Dethematisierung bzw. den in latenter Form kommunizierten Mythos zu wiederholen, dass Auschwitz auf einem anderen Planeten stattgefunden habe“ (ebd., S. 236 f.).

Neben dem Prinzip des „Werkzeugkastens“ zeichnet die GTM das „Theoretische Sampling“ (Strauss/Corbin 1996, S. 148) aus. Dieses ist als „Kette von aufeinander aufbauenden Auswahlentscheidungen entlang des Forschungsprozesses“ (Strübing 2014, S. 29) zu verstehen. Dazu werden „Daten, Datenquellen oder sogar in Frage kommende Literatur [...] mit Blick auf den größten Mehrwert für die Theorieentwicklung“ (Scheu 2006, S. 86) ausgewählt. Das bedeutet, „dass die Forschungsfrage und die bis dahin entwickelte Theorie die Leitlinien für die Auswahl“ (Krotz 2005, S. 191) bilden. Die gezielte und „absichtsvolle“ (Breuer et al. 2018, S. 156) Suche nach möglichst unterschiedlichen Phänomenen und Fällen ersetzt Zufallsstichproben. „So wird sichergestellt, dass die untersuchten Phänomene in ihrer ganzen Vielfalt – einschließlich atypischer Fälle – in den Daten repräsentiert sind“ (Legewie 1994, S. 15). Der Prozess der wechselseitigen Datenerhebung und Interpretation wird „so lange fortgesetzt, bis keine neue Gesichtspunkte mehr“ zu erwarten sind. Bei diesem Prinzip der „Theoretische[n] Sättigung“ (Glaser/Strauss 2008, S. 68) handelt sich „um ein pragmatisches Abbruchkriterium“ (Legewie 1994, S. 15), das sich aus der Fragestellung und einem vertretbaren Forschungsaufwand ergibt.

Die Offenheit des traditionellen Forschungszugangs der GTM wird zugleich als ihre Schwäche beschrieben. So gibt Claudia Lampert zu bedenken, dass Konzeption und Terminologie der GTM u.U. den Eindruck vermitteln, dass es sich um ein leicht erlernbares qualitatives Verfahren handelt (vgl. ebd. 2005, S. 523 f.). Es benötige jedoch Erfahrung im Umgang mit diesem Verfahren, weil nicht festgelegt sei, wann die verschiedenen Stufen der Kodierung wechselten. Auch die Planbarkeit der Forschungsarbeit im Gesamten könne sich als schwierig erweisen, weil zu Beginn der Datenerhebung nicht ersichtlich sei, wie viele Fälle herangezogen werden müssten, um eine *Theoretische Sättigung* zu erzielen. Für Studien mit einem begrenzten zeitlichen Rahmen könne das zu einem Problem werden und ggf. zum Scheitern der gesamten Arbeit führen.

Diesen Einwänden begegnen Corbin und Strauss, indem sie „ergänzende Verfahren“ nennen, um „mit den eigenen Analyse-Ergebnissen in Kontakt zu bleiben“ (ebd. 1996, S. 6), wie bspw. *Memos*. Gemeint sind „schriftliche Analyseprotokolle, die sich auf die Ausarbeitung der Theorie beziehen“ (ebd., S. 174). Sie bieten Platz für den/die Forschende, um „erste Eindrücke, Gedanken und Orientierungen für sich selbst festhalten zu können, ohne Skrupel [...], was ‚korrekt‘ oder wahr ist“ (ebd.). In erster Linie sollen Forscher\*innen mit ihnen ihre Arbeits- und Vorgehensweise begründen können. Sie notieren Entscheidungen, Schlussfolgerungen und halten Vermutungen

über Zusammenhänge festzuhalten, die es während des gesamten Forschungsprozesses immer wieder zu überprüfen gilt (vgl. Breuer et al. 2018, S. 117). Im Laufe des Forschungsprozesses nehmen die Memos an Abstraktionsniveau und Aussagekraft zu. Reiner Keller zufolge sind Memos relevant, um zu argumentieren, welcher Aspekt der Daten als Kategorie ausgewählt wird. Auf diese Weise kann die *Grounded Theory*, die entwickelt wurde, um soziale Handlungs- und Interaktionsfelder zu untersuchen, auf die kommunikationswissenschaftliche Forschung angepasst werden (vgl. ebd. 2007, S. 13).

Die fortlaufende Dokumentation hat darüber hinaus den Vorteil, *intersubjektive Nachvollziehbarkeit* zu steigern. Strauss und Corbin nehmen auf klassische Gütekriterien der empirischen Sozialforschung Bezug und formulieren mehrere Leitfragen, die an den Forschungsprozess gestellt werden können, um die methodischen Schritte und erzielten Ergebnisse zu überprüfen (vgl. ebd. 1996, S. 214 ff.). Auch wenn es laut Scheu eher dem Bemühen geschuldet ist, die Qualität der Forschung „zu sichern, ohne dabei die Grundidee eines offenen Verfahrens fallen zu lassen“, sind die zentralen Verfahrensweisen der GTM darauf ausgelegt, „reliable und valide Ergebnisse“ (ebd. 2016, S. 92) zu produzieren. Durch das *Theoretische Sampling* und die *Theoretische Sättigung* wird die „ökologische Validität der Ergebnisse abgesichert“ (Legewie 1994, S. 5). Repräsentativität wird durch die bewusste Auswahl von Fällen hergestellt. Sie meint in diesem Fall keine Ergebnisse, die in einem statistischen Sinne repräsentativ sind, indem sie sich auf eine bestimmte Grundgesamtheit beziehen. In diesem Fall geht es darum, Theorien zu bilden, die durch verschiedene Phänomene spezifiziert sind. Um diese Unterscheidung deutlich zu machen, schlägt Jörg Strübing vor, dieses (Güte-)Kriterium als „*konzeptuelle Repräsentativität*“ (ebd. 2014, S. 31, Hervorhebung im Original) zu bezeichnen.

Die Autor\*innen der *Reflexiven Grounded Theory* befürworten die fortlaufende Dokumentation während der Analyse. Sie schlagen vor, die klassische GTM um „Modalitäten und Prozeduren des selbst-/reflexiven ‚Sich-Sammelns‘“ (Breuer et al. 2018, S. 5) zu ergänzen, weil sie der/dem Forscher\*in ein besonderes Potential bei der Erhebung von Ergebnissen zusprechen. Neben Gesprächen mit anderen Forscher\*innen, um den Forschungsweg und Prozess der Gedanken zu reflektieren, schlagen sie das Führen eines Forschungstagebuchs vor. Dieses soll als „*Ventil*“ (ebd., S. 174, Hervorhebung im Original) für eigene Emotionen fungieren und helfen, Veränderungen am eigenen Körper festzuhalten, weil diese ggf. selbst einen „Erkenntnisgewinn“ (ebd., S. 141) darstellen. Diese Form der Dokumentation sehen sie zudem als hilfreich, um den „persönlich-subjektiven Verquickungen“ zwischen dem/der Forschenden, seinem/ihrem Thema und dem

Forschungsfeld auf die Spur zu kommen. Sein/ihre Haltung wird dazu sich im Laufe des Prozesses ändern, was es ebenfalls „achtsam zu registrieren und zu reflektieren gilt“ (ebd.).

### 3.3 Qualitative Inhaltsanalyse

Wie das vorausgegangene Kapitel zeigt, können die methodischen Instrumente der GTM dazu beitragen, das Potential qualitativer Daten weitestgehend auszuschöpfen (vgl. Lampert 2005, S. 525). Im folgenden Kapitel soll es darum gehen, die zentralen Prinzipien dieses Forschungszugangs auf Radiobeiträge zu übertragen, um Deutungsmuster in den Medientexten ausfindig machen zu können. Dazu wird im Folgenden ein Kodierschema entworfen, das auf den Überlegungen von Strauss und Corbin (1996) aufbaut und weitere Forschungsliteratur berücksichtigt. Weil sich die GTM durch eine wechselseitige Erhebung an Datensammlung, Interpretation und Themenbildung auszeichnet, gibt das Kodierschema nur eine grobe Richtung vor. Die einzelnen Schritte müssen je nach Fall wiederholt, unterbrochen oder im Schritt zuvor umgesetzt wurde. Entscheidungen, wann es welche Stufe zu verlassen galt, wurden in dem Forschungstagebuch, den Memos und über Gespräche mit anderen Forscher\*innen reflektiert. Weil damit auch Verfahren zur Dokumentation und Reflexion der erhobenen Daten eingesetzt werden wie es die *Reflexive Grounded Theory* vorsieht, ist im weiteren Verlauf dieser Arbeit von R/GTM die Rede.

#### 3.3.1 Spezifiziertes Kodierschema für radiojournalistische Beiträge

Wie bereits erwähnt, ist das Kernstück des Kodierprozesses der R/GTM das *Theoretische Kodieren*, das sich durch die Modi des *offen*, *axialen* und *selektiven Kodierens* auszeichnet. Grundlegend für alle drei Schritte sind zwei analytische Verfahren, das ständige „*Stellen von Fragen*“ an das Material und das permanente „*Anstellen von Vergleichen*“ (Strauss/Corbin 1996, S. 44, Hervorhebung im Original). Bevor ich damit beginne, führe ich einen Analyseschritt in Anlehnung an den Soziologen Norman K. Denzin ein. Er schlägt die Phase „*Sehen und Fühlen*“ (ebd. 2013, S. 427) vor, um einen kritischen Umgang mit symbolischen Repräsentationen anzuregen. Ich bezeichne sie mit Blick auf das Radio als *Hören und Fühlen*. Ich nehme einen Beitrag zunächst als Ganzes wahr und notiere erste Empfindungen und Eindrücke in Form von *selbst/-reflexiven* Memos. Auf diese Weise kann ich das Material auf mich wirken lassen, Fragen aufschreiben, die mir in den Sinn kommen, mögliche Schlüsselszenen markieren und erste Deutungsmuster notieren, die für den späteren Verlauf relevant sein können.

*Offenes Kodieren:* Mit diesem Schritt beginnt der eigentliche Analyseprozess, wie von Strauss/Corbin (vgl. ebd. 1996, S. 43 ff.) vorgesehen. Dazu gehe ich Zeile für Zeile eines transkribierten Beitrags durch, der gleichzeitig abgespielt wird. Durch das intensive Lesen und parallele Hören wird der zu untersuchende Text „aufgebrochen“ (ebd., S. 39). Auffälligkeiten im Material kodiere ich als sogenannte „*In-vivo-Kodes*“ (Strauss/Corbin 1996, S. 50). Das Material wird in möglichst kleine Sinneinheiten zerlegt, um eine Fülle an Kodes zu erhalten, die später zu Kategorien zusammengefasst werden können. Dieser Schritt ist mit dem Zerlegen einer Nuss vergleichbar, um den Kern einer Aussage und die ihr zugrundeliegende Bedeutung freizulegen (vgl. Breuer et al. 2018, S. 270). Dazu ordne ich einer transkribierten Stelle Begriffe mit dem jeweiligen Wortlaut zu. Das können einzelne Worte, ganze Sätze oder längere Sinnabschnitte sein, die eine Nähe zum Datenmaterial verdeutlichen. Um auf erste Indikatoren möglicher Deutungsmuster aufmerksam zu werden, dienen „generative“ (ebd., S. 283) W-Fragen. Wer? Wann? Wo? Was? Wie? Wieviel? Warum? (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 58). Bezogen auf mein Forschungsinteresse lauten diese: *Was ist das Hauptthema des Textes? Welches Phänomen tritt in den Daten (immer wieder) auf? Von wem wird es repräsentiert und auf welche Weise?*

Ich beginne mit einem Beitrag, der für meine Fragestellung typisch erscheint und vergleiche ihn mit einem möglichst kontrastierenden Beispiel. Auf diese Weise identifiziere ich vorläufige Kodes und Kategorien, die ich in MAXQDA festhalte, einer Software für computerunterstützte Datenanalyse. Laut Kuckartz eignet sich diese für die R/GTM, da die transkribierten Texte samt zugehöriger Audiodatei in das System eingespeist, Kodes bzw. Kategorien direkt einem Text zugeführt, per Mausklick umbenannt und mit Memos dokumentiert werden können (vgl. ebd. 2007, S. 81).

*Axiales Kodieren* (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 75 ff.): Diese Art des Kodierens sieht es vor, die vorläufigen Kategorien weiterzuentwickeln, indem das komplexe Bedingungsgefüge des Phänomens herausgearbeitet wird, so dass sich eine Kategorie auf mehr als einen Fall bezieht. Dazu werden die Kategorien, die im vorherigen Schritt entstanden sind, geordnet, gestrichen, ergänzt und in Beziehung zueinander gesetzt und so die Daten reduziert. Textpassagen, die besonders wertvoll erscheinen, unterziehe ich der sequenziellen, rekonstruktiven und kontextuellen Analyse, wie sie Rosenthal vorschlägt (vgl. ebd. 2015, S. 237 ff.). Dazu breche ich eine ausgewählte Passage weiter auf, um tiefer in ihre impliziten Bedeutungsschichten vorzudringen, ehe ich sie von ihrem jeweiligen inhaltlichen und äußeren Kontext interpretiere. Das heißt, ich interpretiere eine Passage zunächst für sich und klammere Vorwissen weitestgehend aus. Erst im zweiten

Schritt ziehe ich weiteres Wissen heran und interpretiere die Sequenz in der Abfolge des Gesamttextes, um möglichst viele Lesarten zu konstruieren. Nach Rosenthal ist das die Stufe, auf der Bezüge zur „Schuld“ die genauer betrachtet werden können. Die grundlegenden Leitfragen für diesen Kodierschritt lauten: *An welcher Stelle tritt das Phänomen – bspw. der Schuld – auf? Wo ist es kopräsent, wo fehlt es ganz? Mit welchen Strategien wird es vermittelt? Wie wird es formuliert? Mit welchen Standpunkten und Argumenten? Mit welchen Normen? Mit welcher Funktion und Wirkung? Mit welcher Dramaturgie?*

Bei diesem Analyseschritt bietet es sich an, genauer auf die journalistische Konstruktion zu schauen, also die Art und Weise, mit welchen Strategien der Holocaust thematisiert wird. Ich berücksichtige die zentralen Funktionen des Journalismus für die Erinnerungskultur nach Ammann (vgl. ebd. 2012, S. 163 ff.): *Wen lässt der journalistische Beitrag zu Wort kommen, welche Belange welcher Akteur\*innengruppen thematisiert er? Berücksichtigt er dabei Pluralität? Legitimiert oder delegitimiert Journalismus? Wird Vergangenheit thematisiert, um aktuelle politische Praktiken zu legitimieren? Unterstützt er identitätsbildende Funktionen? Gedenkt er der Vergangenheit oder der Zeremonie? Wird Vergangenheit anhand weiterer Folge-Ereignisse kontextualisiert und interpretiert?*

Auf die journalistischen Zeitkonstruktionen geht Horst Pöttker näher ein. Er sieht in der Art und Weise, wie Journalismus die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet, grundlegende Erzähl- und Interpretationsweisen erfüllt. Er definiert drei „Aktualisierungstypen“ (ebd. 2012, S. 34 ff.), denen jeweils eine eigene Interpretationsweise eingeschrieben ist: *kritisch*, *analogisch* und *genetisch*. Wird die Gegenwart als Kontrast zur Vergangenheit gesetzt, handelt es sich um den *kritischen Typen*, der die Vergangenheit als Kontrast zur Welt der Rezipient\*in setzt und darüber Orientierung geben soll. Wird die Gegenwart hingegen als etwas interpretiert, das aus der Vergangenheit hervorgeht, das eventuell in der Gegenwart noch sichtbar ist, handelt es sich um den *genetischen Typ*. Werden Parallelen zwischen der Gegenwart und Vergangenheit gezogen, nach Gemeinsamkeiten und Differenzen gefragt, die auf die Zukunft verweisen, die es „zu vermeiden gilt“ (ebd. 2013, S. 179) trifft der *analogische Typ* zu.

Das *Axiale Kodieren* macht es darüber hinaus möglich, die Akustik und Phonetik im Zusammenspiel mit inhaltlichen Aussagen zu betrachten: Stützen sich die beiden Ebenen gegenseitig oder werden verschiedene Bedeutungen generiert? Um die Phonetik genauer einordnen zu können, ziehe ich weitere Literatur heran. Laut Spang handelt es sich bei der Stimme allgemein um ein Phänomen, das nur schwer deskriptiv zu fassen ist (vgl. ebd. 2006, S. 226). Um eine grundlegende Beschreibung leisten zu können, die eine weitere Analyse möglich macht, orientiere ich mich an

den „Faktoren des Sprechstils“ (ebd. 1973, S. 102), wie sie der Sprechwissenschaftler Hellmut Geißner vorschlägt. Dazu gehören Faktoren wie Melodie, Dynamik, Temporalität und Artikulation. Diese differenziert er weiter in Parameter der Tonhöhe, Satzmelodie, Klangfarbe, Betonung, Lautstärke, Geschwindigkeit, Pausendauer und Deutlichkeit. Geißner verweist darüber hinaus auf eine linguistische Funktion und interpunktionsgerechte Vermittlung, die den Zuhörer\*innen zeigen, wie sie einen Satz oder eine Phrase zu verstehen haben. Zum Beispiel geht bei einer Frage die Satzmelodie am Ende des Satzes hoch, bei einer Aussage nach unten. Für eine tiefergehende Analyse der Sprechweise und stimmlichen Präsentation von Radiojournalist\*innen ziehe ich eine Merkmalsliste von Schubert und Sendlmeier heran, die an einer Gruppe mit Rezipient\*innen auf ihre Anwendbarkeit hin überprüft wurde (vgl. ebd. 2005, S. 24). Für meine Analyse scheinen Eigenschaftspaare hilfreich wie hohe – tiefe Stimme, überschwänglich – sachlich, übertrieben – angemessen, rational – emotional. Darüber lässt sich bestimmen, an welcher Stelle im Satz eine Betonung vorkommt, ob das Neue und Relevante hervorgehoben wird und ausreichend Pausen gemacht werden. Stimmen, die diese satzbezogenen Funktionen erfüllen, können dem Bereich des Sachlichen und Rationalen zugeordnet werden. Eine Funktion von „emotionale[n] Hervorhebungen“ (Geißner 1973, S. 103) übernehmen Stimm melodien dann, wenn Satzmelodie, Klangfarbe und Klangfülle auffällige Parameter aufweisen. Stimmen können bspw. als „überschwänglich“ gedeutet werden, wenn sie über mehr Obertöne als Grundtöne verfügen und die Betonungen eher willkürlich als satzbezogen erscheinen. Je nach Klangfülle und Klangfarbe können weitere Emotionen bestimmt werden. Freude bspw. äußert sich durch eine hohe Tonhöhe mit vielen Obertönen, die mit einer gesteigerten Lautstärke und einem schnellen Sprechtempo einhergeht. Der Trauer zuzuordnen sind hingegen Stimmen, die wenige Silben betonen, eher tief, langsam und leise sprechen (vgl. Eibl-Eibesfeldt 1997). Diese Auseinandersetzung mit sprechwissenschaftlichen Faktoren fließt als Katalog weiterer Fragen in das *axiale Kodieren* ein: *Was fällt bei der stimmlichen Präsentation auf? Wird die Aufmerksamkeit auf das Wesentliche, inhaltlich Wichtige gelenkt? Sind Lautstärke, Betonung und Akzentuierung der Situation angemessen? Gibt es Abweichungen?*

Für die Untersuchung der Akustik gehe ich ähnlich vor. Da es in Bezug auf die (kommunikationswissenschaftliche) Musikforschung im Hörfunk kaum nennenswerte Studien gibt (vgl. Schätzlein 2001; Schramm/Knoll 2011; Spang 2006; Wolling/Füting 2007), orientiere ich mich an allgemeinen Überlegungen von Musik. Ich betrachte zunächst jedes Musikstück eines Radiobeitrags hinsichtlich Dynamik, Rhythmik, Tempo und Tonhöhe. Hinzu kommen die Musikform (Mittelalter, Barock oder Moderne), der Musikstil (Klassik, Pop oder Jazz) und die Klangfarbe (tief, warm oder schrill). Die Leitmotive eines Musikstücks lassen sich über Intervalle, Akkorde

und der Modulation zwischen Dur und Moll bestimmen. Laut Ulrike Schwab können diese nur über fortgeschrittene Kenntnisse der Musikwissenschaft ermittelt werden (vgl. ebd. 2008, S. 178). Weil diese Kenntnisse im Rahmen dieser Arbeit nicht leisten sind, bitte ich um Unterstützung von Andreas Kehr, Mitarbeiter der Angewandten Musikwissenschaft an der *Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt*. Gemeinsam hören wir die Musik der Radiobeiträge an, besprechen die entsprechende Notation und halten weitere Auffälligkeiten fest. Dazu zählt bspw., ob es sich um ein instrumentales oder vokales Stück handelt, ob der Gesang einer männlichen oder weiblichen Stimme zuzuordnen ist und welche Instrumente zum Einsatz kommen. Anhand einer von Spang vorgeschlagenen Skala kann die Musik anschließend hinsichtlich ihres „emotionalen Ausdruck[s]“ näher beschrieben werden: von „heiter, fröhlich“ über „melancholisch“, „traurig“ bis hin zu „aggressiv“ (ebd. 2006, S. 209). Tiefe und langsame Töne in Moll vermitteln eher einen traurigen Eindruck, schnelle und hohe Töne in Dur eher einen fröhlichen. Für die Musikstimme gelten ähnliche Parameter wie bei der Sprechstimme. So ist sie eher als traurig zu beschreiben, wenn jegliche Expression fehlt. Darüber hinaus recherchiere ich den Entstehungsprozess der Musik. Zur grundlegenden Beschreibung der Akustik tragen folgende Leitfragen bei: *Was fällt bei der Musik im Radiobeitrag auf? Welche Grundstimmung vermittelt sie? Wann setzt sie ein, an welcher Stelle hört sie auf? Wie sind Musik und Wort zueinander montiert? Woher stammt die Musik, wer hat sie komponiert und zu welchem Zweck?*

Nachdem ich eine Passage mit Hilfe der Leitfragen zur Akustik und Phonetik analysiert habe, betrachte ich die Sequenzen, die der ausgewählten Passage vorausgehen und folgen, um sie in ihrer Abfolge und im Kontext der Gesamtheit des Beitrags fassen zu können: *Wie sieht der rote Faden des Beitrags aus? Wo nimmt die Erzählung ihren Anfang, wo ihren Ausgang und wohin bewegt sie sich?*

Dabei betrachte ich die äußeren Kontextdaten des Beitrags, weil sie ggf. weitere Aufschlüsse darüber geben, wie das Phänomen einzuordnen ist. So kann es relevant sein, an welchem Tag, in welchem Sender, mit welcher Darstellungsform der Beitrag ausgestrahlt wurde. Daraufhin überarbeite ich die bis zu diesem Punkt entstandenen Kategorien. Ich arbeite *Dimensionen* und *Subkategorien* heraus, die verschiedene Merkmale und Ausprägungen eines Phänomens bezeichnen und auf diese Weise differenzieren. Wichtig bei diesen neuen Kategorien ist, dass sie immer wieder an der Gesamtheit des Materials geprüft werden. Dazu wird das *axiale Kodieren* wechselseitig mit dem *offenen Kodieren* angewandt.

*Selektives Kodieren* (vgl. Strauss/Corbin 1996, S. 94 ff.): Dieses Kodierverfahren entspricht weitestgehend dem *Axialen Kodieren*, mit dem Unterschied, dass *Selektives Kodieren* auf einer „höheren, abstrakteren Ebene der Analyse“ (ebd., S. 95) erfolgt. Dazu gehört, die Bedingungen zu berücksichtigen, unter denen ein Phänomen steht. Dazu ordne ich die bis zu dieser Stufe erarbeiteten Kategorien um das Hauptthema herum an und prüfe, welche das Phänomen am besten abbilden. Als Leitfragen für diesen Schritt dienen: *Was kann als zentrale Kategorien genannt werden? Wie stehen sie mit anderen Kernkategorien in Verbindung? Mit welchem roten Faden sollen die Ergebnisse präsentiert werden?* Die Memos, das Forschungstagebuch sowie weitere Literatur fließen in die Interpretation ein. Das *Selektive Kodieren* schließe ich ab, sobald sich aus den Daten keine neuen Kernkategorien mehr herausarbeiten lassen. Auf Basis der Memos verschriftliche ich die Ergebnisse, die ich in Kapitel 4 detailliert vorstelle

### 3.3.2 Beschreibung des Materialkorpus

Die Radiobeiträge, die ich mit dem spezifizierten Kodierschema auswerte, trage ich gemäß „rol-lende[r] Planung“ (Legewie 1994, S. 10) der R/GTM über die Jahre 2015 bis 2019 fortlaufend zu-sammen. Dazu sichte ich regelmäßig die Mediatheken der öffentlich-rechtlichen Landesrund-funkanstalten der ARD<sup>30</sup> (siehe Abbildung 1), des *Deutschlandfunks*.<sup>31</sup> Ich sichte darüber hinaus die Audiothek<sup>32</sup> der ARD, die die Beiträge ihrer Mitglieder zur Verfügung stellt und einen schnel-leren Zugriff auf die Schlagworte ermöglicht, als über die einzelnen Webseiten.

Die Herausforderung bei wissenschaftlichen Untersuchungen von öffentlich-rechtlichem Ton-material ist, dass die Gesetzgebung vorsieht, dass Beiträge nur zeitweise online zur Verfügung stehen. Seit 2009 ist mit § 11f des 12. Rundfunkstaatsvertrags (RÄStV) die Bestimmung festge-schrieben, dass die Rundfunkanstalten weite Teile ihres Internetangebotes „depublizieren“ müs-sen, um „dauerhafte Risiken von Wettbewerbsverzerrungen sowie entsprechende Klagen [zu] mi-nimieren“ (VAUVNET 2018). Zu dieser Bestimmung führte eine im Jahr 2003 bei der Europäi-schen Kommission eingereichte Klage des *Verbands Privater Rundfunk und Telemedien* (VPRT). Demnach dürfen Angebote des öffentlich-rechtlichen Rundfunks nur dann dauerhaft im Internet bleiben, wenn sie den „Drei-Stufen-Test“ bestehen. Dieser bezieht sich auf § 32 des am 7. Novem-

---

<sup>30</sup> Bei der ARD handelt es sich um die *Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland*.

<sup>31</sup> Dabei handelt es sich um eine öffentlich-rechtliche Körperschaft, die aber im Unterschied zu den Lan-desrundfunkanstalten der ARD die gesamte Bundesrepublik bedient.

<sup>32</sup> Dabei handelt es sich um das gemeinsame Audio-Portal aller Landesrundfunkanstalten, die Mitglied der ARD sind, siehe <https://www.ardaudiothek.de/> (zuletzt aufgerufen am 24.09.2020).

ber 2020 in Kraft getretenen Medienstaatsvertrages (MStV), der die Legitimität öffentlich-rechtlicher und damit beitragsfinanzierter Online-Angebote sicherstellen soll. Das Genehmigungsverfahren stellt durch den dreistufigen Test fest, ob bestimmte Online-Angebote der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten von deren Auftrag erfasst sind. Andernfalls dürfen die Angebote entweder nicht eingeführt werden oder sind umgehend zu entfernen. Zu prüfen ist demnach,

1. inwieweit das neue Telemedienangebot oder die wesentliche Änderung den demokratischen, sozialen und kulturellen Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht,
2. in welchem Umfang durch das neue Telemedienangebot oder die wesentliche Änderung in qualitativer Hinsicht zum publizistischen Wettbewerb beigetragen wird und
3. welcher finanzielle Aufwand für das neue Telemedienangebot oder die wesentliche Änderung erforderlich ist.

Für den Untersuchungszeitraum dieser Arbeit galt die Regelung, dass je nachdem, welche Qualifikationsstufe die Inhalte erreichen, diese nach sieben Tagen, drei Monaten, sechs Monaten oder einem Jahr aus dem Netz genommen werden müssen. Die 7-Tage-Regelung wurde im Mai 2019 aufgehoben (vgl. Medienkorrespondenz 2019).

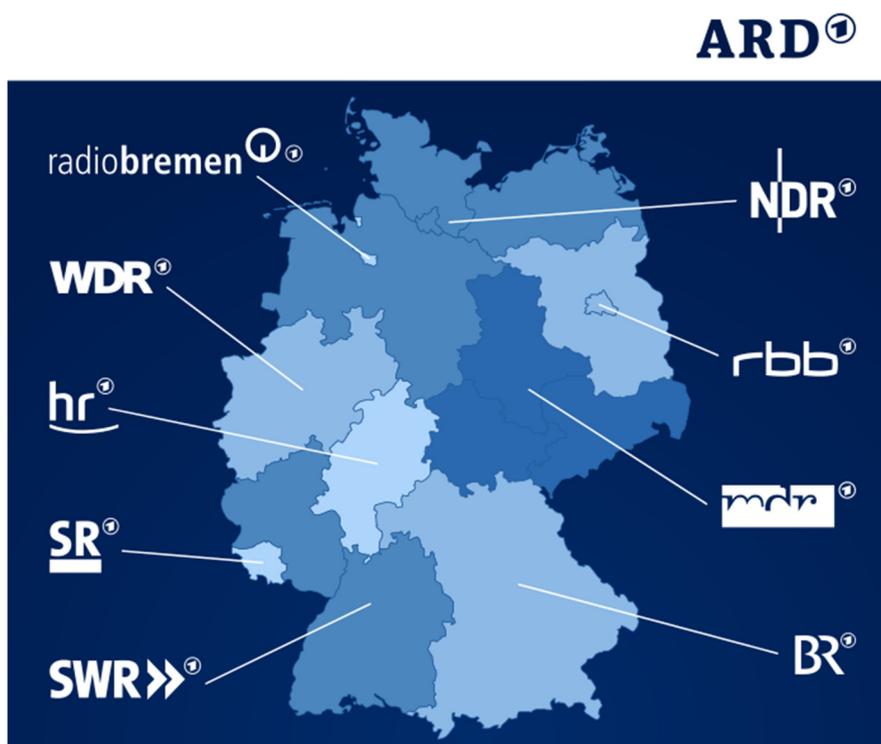


Abbildung 1: Karte der Landesrundfunkanstalten der ARD  
(Quelle: Martin Kraft, Public domain, via Wikimedia Commons)<sup>33</sup>

<sup>33</sup> URL: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Landesrundfunkanstalten.svg?uselang=de#metadata> (zuletzt aufgerufen am 24.09.2020).

Eine weitere Gesetzgebung betrifft die „endarchivische Verantwortungshoheit“ (Kramp 2015, S. 12). Das bedeutet, dass den Sendearchiven die „Kompetenz der Sicherung ihrer Überlieferungen“ (ebd.) obliegt, da „das Bundes- und die Landesarchivgesetze sowie das Gesetz zur Deutschen Nationalbibliothek den Rundfunkbereich in Deutschland von der staatlich organisierten Bewahrung der Kulturgutsicherung ausblenden“ (ebd.). Demnach müssen bei der Quellensuche „im Regelfall die betreffenden Sender direkt angesprochen werden“. Offensichtlich geht jeder Sender anders mit Anfragen aus der Wissenschaft um. So sagt mir eine Redakteurin des MDR, dass sie mir nicht weiterhelfen könne, da sie ihre Sendungen prinzipiell nach sieben Tage löscht und das Material für sie selbst nicht mehr zugänglich sei. Das bestätigt möglicherweise die Annahme von Kramp, dass die Sender in Bezug auf ihre Rechte und Pflichten unsicher seien (vgl. ebd. 2015, S. 19). Der HR hingegen stellt mir die gewünschten Beiträge mit Verweis auf das Urheberrecht in Bezug auf öffentliche Verbreitung per Download zur Verfügung. Ein öffentliches Vorführen und Onlinestellen erfordere weitere Absprachen mit der Redaktion bzw. dem Sender. Beim *Deutschlandfunk* stehe ich vor der Wahl, dass mir Mitarbeiter\*innen des Archivs ausgewählte Beiträge gegen Entgelt zuschicken (maximal zehn Stück bei 30 Euro pro Beitrag) oder ich die Beiträge selbst in einem der Sendearchiven in der Datenbank recherchiere, unter der Bedingung, sie lediglich anhören zu können. Ich entscheide mich für einen Besuch im Kölner Sendearchiv, der Termin dient hauptsächlich der Bildung von Hypothesen und der Auswahl von Schlüsselszenen.

Unter den geschilderten Bedingungen durchforste ich das Angebot der öffentlich-rechtlichen Sender und versuche eine möglichst große Bandbreite an Beiträgen zusammenzustellen, wie es das *Theoretische Sampling* der GTM vorsieht. Forschungsleitend sind dabei die Suchbegriffe „Holocaust“, „Shoa“, „Auschwitz“, „Judenvernichtung“ und „Endlösung“.<sup>34</sup> Zunächst sichere ich alle Suchtreffer<sup>35</sup> aller Darstellungsformen wie Meldungen, Features, Reportagen, Hörspiel, Interviews, Phone-Ins und Kommentare. Der älteste Beitrag stammt aus dem Jahr 2008. Mit dem Jahr 2013 steigt die Anzahl der Beiträge, die in den Mediatheken zu finden sind.<sup>36</sup> Um Vergleichbarkeit sicherstellen zu können, reduziere ich die Suche im Laufe des Analyseprozesses auf Beiträge, die den Holocaust am Beispiel des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz thematisieren und mit der Gegenwart in Verbindung setzen. Beiträge, die rein die Vergangenheit behandeln, wie bspw. über Todestage von geschichtlich bedeutsamen Personen, sortiere ich aus.

---

<sup>34</sup> Die Begrifflichkeiten habe ich in Kapitel 1.5 erläutert.

<sup>35</sup> Suchergebnisse ohne hörbare Dokumente, die im Titel, Teaser und in der Kurzzusammenfassung annehmen lassen, dass der Beitrag für die Analyse relevant sein könnte, vermerke ich auf einer Liste und frage bei den entsprechenden Sendern nach.

<sup>36</sup> Anfangs waren auch Beiträge der Landesrundfunkanstalt MDR dabei. Im Rahmen dieser Arbeit ist es mir nicht möglich ist, die Erinnerungskultur der ehemaligen DDR zu aufzuarbeiten.

Auf diese Weise stelle ich ein Materialkorpus von knapp 100 Dateien zusammen, die ich einer weiteren Analyse unterziehe. Die Beiträge stammen aus einem Zeitraum von 2013 bis 2019 und dauern zwischen drei und 60 Minuten. Anfangs transkribiere ich die Beiträge vollständig. Sobald sich erste Deutungsmuster abzeichnen, transkribiere ich relevante Schlüsselszenen

### 3.3.3 Transkription der Beiträge

Seinem Ursprung nach stammt das Wort „transkribieren“ aus dem Lateinischen „transcribere“ und bedeutet „schriftlich übertragen“.<sup>37</sup> In der empirischen Forschung bedeutet Transkribieren, mündliche Sprache eines Datenmaterials wie bspw. von Radio- oder Videoaufzeichnungen in einen schriftlichen Text zu überführen. Für Ruth Ayaß ist die Transkription mehr als ein technisches Verfahren, um rein akustische und audiovisuelle Aufzeichnungen der empirischen Analyse zugänglich zu machen. Transkribieren ist „eine spezielle methodologische Haltung, sich nämlich *nicht* auf Erinnerungen und Rekonstruktionen von Forschern und Befragten zu verlassen, sondern einen *registrierenden* Zugriff auf soziale Wirklichkeit zu erreichen“ (ebd. 2005, S. 377; Hervorhebung im Original). Diese Annahme sei bei vielen qualitativen Methoden mittlerweile selbstverständlich, trotzdem werde die Prozedur der Transkription oft missverstanden oder unterschätzt. Mit der Wahl des Transkriptionsverfahrens falle eine Vorentscheidung, welche Aspekte des Materials in der Analyse berücksichtigt werden, und während des Transkribieren entwickle man Ideen zur Interpretation der Daten. Weil der Transkription damit „ein ähnlich hoher Stellenwert“ wie der Entscheidung für eine bestimmte Methode der Analyse zukomme, bezeichnet Ayaß Transkribieren als „*konstitutiven* Teil des empirischen Forschungsprozesses und methodologisch [als] unverzichtbar“ (ebd.; Hervorhebung im Original). Je nach Auswahl des Transkriptionsverfahrens fließen erste Annahmen über den Untersuchungsgegenstand mit ein. Um das möglichst zu vermeiden, unterscheidet Ayaß zwischen *Basistranskript* und *Feintranskript* (vgl. ebd., S. 378). Das *Basistranskript* ist die Grundform, die wesentliche Merkmale des Materials für die Analyse festhält. Das *Feintranskript* baut darauf auf und fügt weitere Merkmale hinzu, die je nach Fragestellung notwendig sind.

Eine wissenschaftliche Hilfskraft und ich erstellen *Basistranskripte* für die ersten Beiträge, ohne dabei das gesprochene Wort ins Standarddeutsche zu korrigieren. Wir übertragen Dialekte und umgangssprachliche Ausdrücke ins Schriftliche, um so „viele authentische Bestandteile des Ma-

---

<sup>37</sup> Duden (o.J.): „Transkribieren“, URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/transkribieren> (zuletzt aufgerufen am 26.1.2021).

terials wiedergeben wie nur möglich“ (ebd., S. 378). Ich erstelle das *Feintranskript* unter der Berücksichtigung der Stimme und Akustik. Die Transkriptionsregeln lehnen sich an Tolson (vgl. ebd. 2006, S. 23) und Kuckartz (vgl. ebd. 2007, S. 45) an. Sie helfen, Auffälligkeiten im Sprechen zu fassen und anschließend zu deuten. So gehe ich u.a. davon aus, dass „Pausenfüller“ (Deppermann 2008, S. 39) und Worte wie „äh“ und „mhm“ Hinweise auf eine Sprechsituation geben, indem sie Unsicherheit im Umgang mit dem Holocaust ausdrücken (vgl. Abbildung 2).

(Pause)	lange Pause
Mhm/ähm	Pausenfüller
>...<	schneller bzw. langsamer
<u>Unterstrichen</u>	akzentuierte Silbe/Wort, auffällige Betonung
----	gedehnt
(...),(...)	unverständlich
(Kommt es?)	vermuteter Wortlaut
((lacht))	Anmerkungen zu nonverbalen Handlungen
WORT	größere Lautstärke
(.)	fallende Melodie, Senken der Stimme
(-)	Stimme in der Schwebe
(')	Heben der Stimme
(?)	Frageintonation
!	nachdrücklich gesprochen

*Abbildung 2: Artikulatorische Transkriptionsregeln*

Schätzlein (2012) schlägt vor, neben den artikulatorischen Merkmalen auch medienspezifische Eigenschaften festzuhalten, wie hörbare Eingriffe in den Sendeverlauf oder Ein- und Ausblendungen von Musik (vgl. Abbildung 3).

//	Schnitt
β	Ausblenden/Aufblenden
-	Abblenden/Überblenden
p	lauter
f	leiser

*Abbildung 3: Medienspezifische Transkriptionsregeln*

Wir legen für jeden Beitrag ein in Anlehnung an Arnulf Deppermann entworfenes Deckblatt an (vgl. ebd. 2008, S. 31). Es fasst die wichtigsten Kontextdaten des Beitrages zusammen, wie Sendedatum, Sendeort und Autor. Zudem beinhaltet es Bemerkungen unseres ersten Hör- und Fühleindrucks sowie weitere Merkmale, die uns während des Transkribierens aufgefallen sind.

Neben der Wahl der Transkriptionskonventionen ist laut Ayass auch die Wahl der Software wichtig. Ich entscheide mich für MAXQDA, eine Software der Firma VERBI, die eigens für die qualitative Analyse entwickelt wurde. Sie ermöglicht die Transkriptionsregeln direkt auf die Beiträge anzuwenden. Das erfolgt mit *f4/f5transkript*, einer Software, die für wissenschaftliche Audiotranskription und inhaltsanalytische Auswertungen entwickelt wurde und mit MAXQDA kompatibel ist. Diese Kombination macht es möglich, das transkribierte Dokument mit der Audiodatei zu verknüpfen, so dass bei der Auswertung ein Mausklick genügt, um die Passage anhören zu können. Zudem setzt die Software automatisch Zeitmarken, um die entsprechende Sequenz schneller wiederfinden zu können.

### 3.4 Rezeptionsanalyse

Nach der qualitativen Inhaltsanalyse werden Aneignungsmuster zu den ausgewählten Radiobeiträgen erhoben. Mit dem Begriff Aneignungsmuster sind die „verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten“ der Rezipient\*innen von Medieninhalten gemeint, die sich nicht mit Konzepten ein-dimensionale[r] Wirkung, Manipulation oder (individuellen) Gratifikationen“ fassen lassen, sondern als „kommunikative[r] Aneignung im engeren Sinne“ zu verstehen sind, als „das sowohl kulturell kontextualisierte als auch Kultur (re)artikulierende ‚Sich-zu-Eigen-Machen‘ von Medieninhalten durch personale Kommunikation“ (Hepp 2005, S. 68). Grundlegend für diese Arbeit ist die Annahme, dass die Medienrezeption bei ein und derselben Person mehrere Assoziationen und auch widersprüchliche Emotionen anstoßen kann (vgl. 3.1). Für die Erhebung dieser Form von Deutungszuschreibungen stellt die Sozialwissenschaft eine ganze Reihe von Methoden mündlicher Befragungen zur Verfügung. Im Folgenden stelle ich die Methode der Gruppendiskussion vor, die sich für mein Forschungshaben eignet.

#### 3.4.1 Erhebungsmethode der Gruppendiskussion

„Die Gruppendiskussion ist ein Gespräch mehrerer Teilnehmer zu einem Thema, das der Diskussionsleiter benennt, und dient dazu, Informationen zu sammeln“ (Lamnek 2014, S. 384). Als nicht-standardisierte mündliche Befragung zielt sie darauf ab, bestimmte Informationen in einer Gruppensituation zu erheben. Sie ist eine „Erhebungsmethode, die Daten durch die Interaktion

der Gruppenmitglieder gewinnt, wobei die Thematik durch das Interesse des Forschers bestimmt wird“ (ebd., S. 27).<sup>38</sup> Diese Definition verweist auf die Stärke der Gruppendiskussion, die sie von anderen Erhebungsmethoden wie bspw. von Einzelinterviews unterscheidet: Die Gruppensituation ist für die Gewinnung von Daten maßgeblich (vgl. Lühje 2016, S. 158).

Eine erste Form der Gruppendiskussion stammt von dem Frankfurter *Institut für Sozialforschung* aus dem Jahr 1955. Es entwickelte die sozialwissenschaftliche Methode des Gruppenexperiments als Kritik an den damaligen Methoden und Vorstellungen, dass individuelle Meinungen zu einer öffentlichen Meinung summiert werden könnten. Der damalige Leiter des Projekts Friedrich Pollock vertrat vielmehr die Auffassung, dass sich die „nicht-öffentliche Meinung“ (ebd., 1973, S. XII) von Individuen von der öffentlichen Meinung unterscheidet, diese aber nicht von ihr isoliert betrachtet werden kann. Die individuelle Meinung wirkt und entsteht „in ständiger Wechselbeziehung zwischen dem Einzelnen und der unmittelbar und mittelbar auf ihn einwirkenden Gesellschaft“. Allerdings sind die persönlichen Einstellungen der Menschen „oft nicht sonderlich dezidiert, sondern stellen eher ein vages und diffuses Potential dar. Dem Einzelnen werden sie häufig erst während der Auseinandersetzung mit anderen Menschen deutlich“ (ebd., S. 32). Das begründete Pollock damit, dass sich Gesprächspartner\*innen gezwungen sehen, ihre Standpunkte zu bezeichnen und gegenüber anderen zu behaupten. Weil darüber „Rationalisierungen“ und „psychologische Sperrungen“ (ebd., S. 33) überwunden werden, sieht er in der Gruppendiskussion das Potential, auch den latenten Sinngehalt einer Aussage und die dahinterliegenden Motive zu erfassen (vgl. ebd., S. 60). Er vergleicht die Gruppendynamik mit einer Situation im Zugabteil. Die „Unverbindlichkeit und Zwanglosigkeit“ (ebd., S. 35) eines Gesprächs unter Fremden stiftet dazu an, sich spontan und frei zu äußern. Das bewies Pollock mit Ergebnissen seiner Studie aus den Jahren 1950/1951 mit 1.800 Menschen verschiedener Bevölkerungsteile in 120 Gruppen, in der es um Nationalsozialismus und Demokratie in der Gegenwart der Bundesrepublik Deutschland ging. Die Diskutant\*innen offenbarten Vorurteile und antisemitisches Denken, indem sie sich im Gespräch aufeinander bezogen und gegenseitig beeinflussten. In Einzelinterviews wären die Bezüge vermutlich nicht so schnell zum Vorschein gekommen (vgl. Mayring 2006, S. 77).

Laut Burkhard Schäffer ist das Gruppenexperiment von Pollock als erstes von insgesamt drei Stadien zu betrachten, die die Entwicklung der Gruppendiskussion als Verfahren durchlaufen hat. Jede Phase ist mit einer Veränderung grundlagentheoretischer und methodologischer Ansätze

---

<sup>38</sup> Diese Aussage gilt, sofern man sich für die *ermittelnde* Variante der Gruppendiskussion entscheidet, um „Informationen und Befunde substanzieller Art“ oder „über gruppendynamische Prozesse, die zu diesen Ergebnissen und Erkenntnissen führen“ zu erheben. Die *vermittelnde* Gruppendiskussion hingegen wird eingesetzt, um „Verhaltensänderungen auf seiten der Befragten zu bewirken“, wie es „in erster Linie in der „Handlungs- und Aktionsforschung“ (Lamnek 2005, S. 30) der Fall ist.

einhergegangen und zeigt sich in einem anderen Untersuchungsgegenstand. So ordnet Schäffer die zweite historische Phase der Gruppendiskussion der Perspektive zur Ermittlung der situationsabhängigen Gruppenmeinung zu (vgl. ebd. 2005, S. 304). Diese bezieht sich auf theoretische Überlegungen des *Symbolischen Interaktionismus* und nimmt individuelle Bedeutungszuschreibungen als situationsabhängige Aushandlungsprozesse in den Blick, wie die Arbeit von Manfred Nießen von der *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen*. Dieser ging davon aus, dass mit der Gruppendiskussion soziale Konstitutionsprozesse rekonstruieren werden können, wenn Diskussionsgruppen als Realgruppen zusammengestellt sind. Dabei nehmen Situation und Kontext Einfluss auf die Meinungen und Einstellungen der Teilnehmer\*innen, so dass „sich die Bedeutungen ändern, daß die Handlungsobjekte anders definiert und interpretiert werden, so daß sie aufgrund der Diskussionsergebnisse gemachten Annahmen über das Handeln der Realsituation nicht zutreffen“ (ebd. 1977, S. 68). Damit ist gemeint, dass die Ergebnisse über die Gruppendiskussion hinaus keine Geltung haben.

Als drittes Stadium nennt Schäffer die „*Gruppe als ein Medium*“ (ebd. 2005, S. 305, Hervorhebung im Original), die er mit der Arbeit von Werner Mangold verbindet. Mangold hat die methodologischen Überlegungen von Pollock aufgegriffen, ist jedoch zu dem Schluss gekommen, dass mit der Gruppendiskussion keine individuellen Meinungen, sondern ausschließlich „informelle Gruppenmeinungen“ (ebd. 1960, S. 49) erhoben werden können. Diese sind „in der Realität unter den Mitgliedern des betreffenden Kollektivs bereits ausgebildet“ (ebd. 1967, S. 216) und werden durch das Gruppengefüge aktualisiert. Der Diskussionsprozess unterliegt einer „Gruppenkontrolle“ (ebd. 1960, S. 30), die dazu führt, dass sich das Individuum aus Angst vor Isolation der Mehrheitsmeinung anschließt. So kommt es zur kollektiven Meinung. Diese Perspektive hat Ralf Bohnsack als „dokumentarische Methode der Interpretation“ (ebd. 1989, S. 376) weiterentwickelt. Bohnsacks Ansicht nach werden mit der Gruppendiskussion kollektive Sinn- und Bedeutungszuschreibungen erhoben, die sich nur bei Diskutant\*innen zeigen, die über ähnliche Erfahrungsräume und milieuspezifische Gemeinsamkeiten verfügen, wie dasselbe Geschlecht, dieselbe Generation oder eine ähnliche Ausbildung. Er bezeichnet die Diskussionsgruppe daher als „Epiphänomen, an dem sich die eigentlichen Phänomene, die kollektiven Erfahrungen, dokumentieren“ (ebd. 1997, S. 497). Dies bedarf „der wechselseitigen Bezugnahme und Herausforderung im (Gruppen-)Diskurs“ (ebd., S. 492). Die Perspektive von Bohnsack verschiebt den Fokus von Gruppenmeinungen auf die dahinterliegenden Strukturen, die zeigen, dass die Aussagen von Einzelpersonen durch kollektive Orientierungsmuster miteinander verbunden sind (vgl. Lamnek 2014, S. 428).

Corinna Lüthje (2016) stellt fest, dass die Gruppendiskussion heute „grundsätzlich im Bereich der qualitativen empirischen Sozialforschung angesiedelt“ (ebd., S. 157) ist. Sie gehört zum „traditionellen Medienrepertoire der Medien- und Kommunikationsforschung“ (ebd., S. 159). Der Begriff „Gruppendiskussion“ dient als Sammelbegriff für eine ganze Reihe von Methoden, bei denen mehrere Personen gleichzeitig befragt werden. In der Kommunikationswissenschaft werden zwei Formen der Gruppendiskussion eingesetzt, die sich nach dem Grad der Standardisierung, der Offenheit, dem Moderationsstil und dem Untersuchungsgegenstand unterscheiden: „Focus groups“ und „offene Gruppendiskussion“ (ebd., S. 162). In *Fokusgruppen* werden meist nach einem Zufallsprinzip sich unbekannte Personen zu einer Gruppe zusammengesetzt und das Individuum in der Gruppe anhand eines vorgegebenen Leitfadens befragt. Diese Form kommt vor allem bei Markt- und Evaluationsforschungen zum Einsatz. Die *offene Gruppendiskussion*, die sich an die „dokumentarische Methode“ an Bohnsack (1989) anlehnt, zielt über Realgruppen darauf ab, kollektive Orientierungs- und Verhaltensmuster in der Gruppe abzufragen. Diese Form ist in den Kommunikationswissenschaften eher selten zu finden.

Auch wenn laut Lüthje Mischformen zwischen „Fokusgruppe“ und „offener Diskussionen“ möglich sind, erscheint mir für meine Arbeit diese Einteilung eher hinderlich. Wie ich im nachfolgenden Kapitel (vgl. 3.4.2) zeigen werde, ist die Gruppenbildung eine Herausforderung und eine strikte Trennung von künstlichen und realen Gruppen nicht immer möglich. Zudem geht es in meiner Arbeit weniger um kollektive Strukturen, als vielmehr um die individuellen, widersprüchlichen und vielschichtigen Deutungen, die auch Teile der öffentlichen Meinung enthalten können. Ich orientiere mich daher an der Arbeit von Pollock und anderen Schriften, die der Perspektive des Gruppenexperiments folgen. Lamnek zufolge sind deren „zugrundeliegende Hypothesen vielfach aufgegriffen worden“ und beanspruchen „auch heute noch eine gewisse Gültigkeit“ (ebd. 2005, S. 56). Demnach eignet sich diese Form der Gruppendiskussion, um die individuellen Meinungen in der Gruppe zu ermitteln, die sich mit öffentlichen Meinungen decken, zugleich von ihr abweichen und die insgesamt schwanken und widersprüchlich sein können. Teilnehmer\*innen reflektieren durch andere Personen in einer Gruppe eigene „subjektive Bedeutungsstrukturen“, die in vielen Alltagssituationen überhaupt erst entstehen, weil sie an soziale Zusammenhänge gekoppelt sind. In „gut geführten Gruppendiskussionen“ können zudem latente Einstellungen von Teilnehmenden offenbart werden, „die auch im Alltag ihr Denken, Fühlen und Handeln bestimmen“ (Mayring 2006, S. 76).

Obwohl sich die Methode der Gruppendiskussion aus den genannten Gründen geradezu für die qualitative empirische Forschung eignet, wird sie laut Mayring „doch viel zu wenig angewandt“

(ebd., S. 77). Lamnek führt den Mangel darauf zurück, dass die Gruppendiskussion „im Bereich der quantitativ-standardisierten Forschung zumeist nur in der Explorations- und Pretestphase von Forschungsprojekten eingesetzt wird, was [...] nur eine (verkürzte) Funktion neben vielen anderen sein kann“ (ebd. 2005, S. 11). Laut Röser ist diese Stagnation auch in Bezug auf die Weiterentwicklung dieser Methode zu sehen (vgl. ebd. 2001, S. 106).

### 3.4.2 Gruppenbildung

Um den Herausforderungen der Gruppenbildung zu begegnen, folge ich Burkard Schäffer. Er rät, dass die Teilnehmer\*innen möglichst auch im Alltag eine Gruppe bilden sollen. Das kann über so viele Übereinstimmungen an soziodemografischen Merkmalen wie möglich erfolgen. Wichtig ist im Vorfeld der Diskussion sicherzustellen, dass eine „*selbstläufige Diskussion*“ entstehen kann, die sich „selber trägt und nicht immer wieder von den Gruppendiskussionsleitern [...] in Gang gehalten werden muss“ (ebd. 2005, S. 307, Hervorhebung im Original). Um eine selbstläufige Diskussion sicherzustellen, versichere ich mich bei der ersten Kontaktaufnahme mit möglichen Teilnehmer\*innen, dass ihrerseits Interesse am Diskutieren des Holocaust und die Bereitschaft besteht, dies auf Grundlage von Radiobeiträgen zu tun. Regelmäßiger Radiokonsum ist wünschenswert, jedoch keine Voraussetzung, ebenso wenig Fachwissen zu Medien oder zur Geschichte des Holocaust. Um auf die Gruppendiskussionen aufmerksam zu machen, verteile ich Aushänge auf dem Universitätsgelände und in anderen Bildungseinrichtungen wie Volkshochschulen. Ich erstelle Posts auf den Social-Media-Kanälen *twitter* und *Facebook*. Darüber hinaus spreche ich Personen gezielt an. Da sich in den ersten Gesprächen herausstellt, dass große Vorbehalte bestehen, über den Holocaust offen zu sprechen, weite ich meine Suche auf ganz Bayern aus.

Bei der Gruppenzusammenstellung folge ich dem Grundgedanken des *Theoretischen Samplings*. Laut Lamnek ist mit der Gruppendiskussion keine Repräsentativität im Sinne eines *Statistischen Samplings* abzubilden. Dies ist ihm zufolge auch nicht notwendig, wenn mehrere Gruppendiskussionen geplant sind (vgl. ebd. 2005, S. 115). Ich versuche daher eine möglichst große Bandbreite an Gruppenteilnehmer\*innen durch eine gezielte Auswahl abzubilden. Dazu zählen Schüler\*innen im Alter von 16 bis 18 Jahren, Studierende verschiedener Studiengänge und Fakultäten, Erwachsene und Senior\*innen, verschiedene Personenkreise mit einem unterschiedlich gelebten Bezug zum Holocaust, die darüber hinaus verschiedene Bildungsschichten vertreten, wie Akademiker\*innen, Arbeiter\*innen, Rentner\*innen oder sich noch in der Ausbildung Befindliche. Erfahrungen aus der qualitativen Zuschauer\*innenbefragung zeigen, dass 30 Teilnehmer\*innen ausreichen, um grundlegende Bedeutungsmuster herauszuarbeiten (vgl. Schmidt 1994). Ich plane fünf Gruppen mit jeweils sechs bis acht Personen. Diese Gruppengröße lässt sich gut überblicken, stellt

inhaltlichen Tiefgang und Intensität sicher und gleicht kurzfristige Absagen aus, die in fast allen Gruppen eintreten. Schlussendlich diskutieren 32 Personen in fünf Gruppen, die ich möglichst nach Realgruppen zusammenstelle. Diese bilde ich in Anlehnung an Lamnek (vgl. ebd. 2005, S. 146 ff.) in einer Matrix ab (vgl. Abbildung 4). Sie benennt die Teilnehmer\*innen mit ihren wichtigsten Merkmalen. Diese werden im Gespräch vor oder in der Vorstellungsrunde während der Gruppendiskussion erhoben. Die Angaben zum Punkt „Bezug zum Holocaust/Radio“ waren freiwillig.

Diskussionsrunde	Kode	Bezug zum Holocaust/Radio
G1: Eichstätt I (Studierende)	Absolvent Geschichte, 30	Weniger am Holocaust als vielmehr an Geschichtswissenschaft interessiert
	Bachelorstudent Geschichte, 23	Großes Interesse an Geschichte, bereits mehrere Seminare zum Thema besucht
	Bachelorstudent Politik, 23	Eher nebensächlich mit Holocaust beschäftigt
	Masterstudent Politik, 27	Großes Interesse an Holocaust aus Politikwissenschaften heraus
	Bachelorstudent Politik und Soziologie, 20	Leidenschaftlicher Radiohörer, interessiert an Journalismus
	Studentin der Germanistik, 24	Interesse an NS-Zeit, bisheriger Zugang über Literatur, arbeitet im Hörfunk
G2: Nürnberg (Didaktiker*innen)	Stadtführerin „Reichsparteitag“ NÜ, 36	Beruflich täglich mit NS-Zeit befasst, oft Kontakt mit Schüler*innen
	Geschichtslehrer und Europawissenschaftler, 35	An neuen Vermittlungsweisen für Schüler*innen interessiert
	Geschichtslehrer WU, 40	Interessiert, weil Geschichte ihn als Deutschen betrifft
	Deutschlehrer NÜ, 45	Gibt mehrere Seminare über den Umgang mit Zeitzeug*innen
	Lehrerin Englisch und Geschichte WU, 50	Interessiert an der Frage, inwieweit das Thema vermittelt werden kann und muss
	Projektmanager, 50	Findet das Thema als Deutscher wichtig, findet es aber zugleich omnipräsent
G3: Weißenburg (Schüler*innen)	Schüler F., 16	k.A.
	Schüler, 17	k.A.
	Schülerin S., 17	k.A.
	Schülerin J., 18	k.A.
	Schülerin V., 18	k.A.
	Schüler m. Migrationsbiografie A., 17	Hat kurdische Wurzeln
	Schüler m. Migrationsbiografie, B. 17	Hat kurdisch-griechische Wurzeln

G4: Eichstätt II (gemischt)	WiMi (w) Flucht und Migration, 28	Fach interessiert, forscht selbst zum Holocaust
	WiMi (m) Flucht und Migration Eichstätt, 36	Hört gerne Radio
	WiMi (w) Amerikanistik, 37	Interessiert an NS-Zeit und leidenschaftliche RadiohörerIn
	Schreinermeister, 37	Ist an Geschichte generell interessiert
	Accountmanager, 47	Ist an Geschichte generell interessiert
	Oberstudienrat Eichstätt, 47	Hat die Geschichte seines jüdischen Urgroßvaters recherchiert
	Psychologe, 64	Ist an Journalismus interessiert
G5: München (gemischt)	Studentin Amerikanistik, 20	Ist ehrenamtliche Mitarbeiterin in Gedenkstätte KZ Dachau
	Student Engl. Literaturwissenschaften, 26	Stark am Thema interessiert, hat <i>Schindlers Liste</i> sieben Mal gesehen
	WiMi Medienethik München, 32	Parteilpolitisch am Thema interessiert
	Geschichtslehrer Schrobenhausen, 33	Beruflich interessiert, war auf dem „Reichsparteigelände“ Stadtführer
	Bilanzbuchhalter, 62	Betreut ehrenamtlich Zeitzeug*innen bei Schulbesuchen

Abbildung 3: Matrix der Diskutant\*innen

### 3.4.3 Konzeption der Sitzungen

Nach der Gruppenbildung konzipiere ich die einzelnen Sitzungen. Ziel ist es, auf Basis von ausgewählten Radiobeiträgen individuelle Deutungen und Aneignungen herauszuarbeiten. Die Diskutant\*innen sollen möglichst persönliche Eindrücke in Bezug auf die auditive Form der medialen Holocaust-Vermittlung kommunizieren, die sich an öffentlichen Meinungen orientieren können. Die Radiobeiträge habe ich mittels der *Reflexiven Grounded Theory* aus der Gesamtheit meines Materialkorpus erhoben. Sie repräsentieren dominante Deutungsmuster, weswegen ich sie im Folgenden als „Musterbeitrag“ bezeichne. Bei der Zuordnung der Musterbeiträge zu den jeweiligen Gruppensitzungen sind drei wesentliche Aspekte zu beachten:

1. Um Hemmungen abzubauen und zur Diskussion einzuladen, sollte mit einem „Grundreiz“ (vgl. Mayring 2016, S. 78; Lamnek 2005, S. 151) begonnen werden, einem möglichst provokanten Radiobeitrag bzw. einem Ausschnitt daraus.
2. Die ausgewählten Ausschnitte sollten aus aufmerksamkeitsökonomischen Gründen nur etwa drei Minuten dauern.
3. Die Sitzung insgesamt sollte nicht länger als zwei Stunden dauern (mit Vor- und Nachbesprechung), sie sollte der Diskussion der einzelnen Beiträge ausreichend Zeit einräumen,

jedoch unterbrochen werden, wenn die Teilnehmer\*innen Ermüdung zeigen oder sich die Deutungen wiederholen (vgl. Lamnek 2005, S. 105).

Die Beiträge wähle ich je Diskussionsgruppe aus. Für die Gruppe der Eichstätter Student\*innen (G2) wähle ich als Kontrastbeispiele junge, zielgruppengerichtete Formate aus. Ich nehme an, dass sie politisch interessiert und im Diskutieren geübt sind, so dass sich auf ein entsprechendes Format zurückgreife. Bei den Schüler\*innen hingegen entscheide ich mich für Beiträge, die eine mögliche Identifikationen mit jugendlichen Sprecher\*innen ermöglichen. Als Anregung dient das Webprojekt *#Uploading Holocaust*, das mittels eines Dokumentarfilms über israelische Jugendliche im Umgang mit dem Holocaust deutsche Schüler\*innen dazu bewegen möchte, ihre Erinnerungskultur zu hinterfragen.<sup>39</sup> Laut der Macher\*innen dieses Projektes hilft die Perspektive von Gleichaltrigen in einer ähnlichen Situation, sich auf neue Weise mit der Geschichte auseinanderzusetzen, da sie eine ganze „Palette an Gefühlen“ (vgl. Kappes/Wegner 2017, S. 370) berücksichtigt. Neben „Trauer“, „Neugier“ oder „Schuldgefühlen“ zählt auch „Unmut“ oder „Genervtheit“ (ebd., S. 371). Von den Didaktiker\*innen und Geschichtsvermittler\*innen erwarte ich ein großes historisches und pädagogisches Vorwissen, weswegen ich auf Beiträge zurückgreife, die den heutigen Umgang mit Holocaust-Erinnerung kontrovers diskutieren. Abbildung 5 zeigt, welcher Gruppe ich welche Musterbeiträge zugeordnet und an welcher Stelle ich die jeweiligen Beiträge vorgespielt habe. Inhalt und Kontext der jeweiligen Beiträge werden in Kapitel 4 genauer vorgestellt.

Diskussionsrunde	Vorgespielte Musterbeiträge	Ausgewählte Aspekte
G1: Eichstätt I (Studierende)	1. Jarczyk 2013 (die ersten drei Minuten, verschiedene Zeug*innen zu Auschwitz)	Reiz (konventionell)
	2. Jarczyk 2013 (die letzten drei Minuten),	Reiz (Vertiefung)
	3. Rosenplänter 2017 (Analogie von Auschwitz-Opfern und Flüchtlingen)	Lernen aus Geschichte (jugendliches Format)
G2: Nürnberg (Didaktiker*innen)	1. Jarczyk 2013 (die ersten drei Minuten, verschiedene Zeug*innen zu Auschwitz)	Reiz (konventionell)
	2. Jarczyk 2013 (die letzten drei Minuten),	Reiz (Vertiefung)
	3. Senel 2015 (Dialog zwischen Anrufer, Studiogast und Journalistin)	Umgang mit Erinnerung, Schlussstrich (kontrovers)

<sup>39</sup> Vgl. <http://www.uploading-holocaust.com/page/project> (zuletzt aufgerufen am 26.10.2020).

G3: Weißenburg (Schüler*innen)	1. Trebbin 2014 (Einzelner Zeuge zu Auschwitz, vollständig),	Reiz (konventionell)
	2. Trebbin 2015 (letzten Minuten der Ge- schichte des Zeugen nach Auschwitz)	Reiz (Vertiefung)
	3. Abidan 2017 (Dialog zwischen Rechts- radikalen und Zeitzeugen),	Lernen aus Geschichte
	4. Geschwinde 2015 (Dialog von Mig- rant*innen mit Zeitzeug*innen)	Umgang mit Erinnerung, Iden- tifikation (auf Wunsch)
G4: Eichstätt II (gemischt)	1. Trebbin 2014 (Einzelner Zeuge zu Auschwitz, vollständig)	Reiz (konventionell)
	2. Trebbin 2015 (Start der Lebensge- schichte des Zeugen)	(auf Wunsch der Teilneh- mer*innen)
	3. Trebbin 2015 (letzte Minuten der Ge- schichte des Zeugen nach Auschwitz)	(Vertiefung)
	4. Engelen 2018 (Kommentar zur Ge- denkfeier, vollständig)	Umgang mit Erinnerung heute/AfD (mehrdeutig)
G5: München (gemischt)	1. Trebbin 2014 (Einzelner Zeuge zu Auschwitz, vollständig),	Reiz (konventionell)
	2. Trebbin 2015 (erste Minuten der Ge- schichte des Zeugen nach Auschwitz)	Reiz (Vertiefung)
	3. Focke 2017 (Sequenz über Schuld-Kult)	Aspekt der Schuld (direkt)
	4. Wakonigg 2015 (letzte drei Minuten, Anekdote zwischen der Autorin und dem Zeitzeugen)	Aspekt der Schuld (indirekt, of- fene Deutung)

*Abbildung 4: Zuteilung der Hörbeiträge nach Gruppe*

Das offene Verfahren der R/GTM sieht vor, dass jederzeit Beiträge ausgetauscht werden können, wenn der Forschungsprozess ins Stocken gerät. So erscheinen mir Erkenntnisse zu dem Beitrag von Jarczyk (2014) nach den ersten zwei Sitzungen ausgeschöpft. Um die Diskussion nicht mehr führen zu müssen, dass nach Ansicht der Gruppendiskutant\*innen mehrere anonymisierte Zeug\*innen keinen adäquaten Zugang zur Geschichte des Holocaust bilden, greife ich mit der dritten Diskussionsgruppe auf den Beitrag von Trebbin aus dem Jahr 2014 zurück, in dem ein einzelner Zeitzeuge spricht. Dieser Beitrag hat zudem den Vorteil, dass er aufgrund seiner Kürze am Stück vorgespielt werden kann.

Um die jeweiligen Aspekte, die ich mit den einzelnen Gruppen verbinde, im Blick zu behalten, erarbeite ich einen groben, thematischen Leitfaden. Diesem ist eine „dimensionale Analyse“ (Lamnek 2005, S. 104) vorausgegangen. Das bedeutet, dass ich die wichtigsten Aspekte meines Forschungsinteresses aufliste, die als erster Anhaltspunkte zur Strukturierung der Gruppendiskussion fungieren. So unterteile ich in inhaltliche und ästhetische Parameter und berücksichtige darüber, dass einzelne Elemente eines Beitrags eigenständige Bedeutungen generieren können.

Musik kann neben der Stimme einen großen Einfluss auf die Wahrnehmung und Aneignung der Hörer\*innen nehmen, was ihnen aber nicht immer bewusst sein muss. Deswegen bereite ich Diskussionsfragen vor, mit denen ich die Reflexion auf die Akustik und Phonetik lenken kann. Schematisch sieht der Ablauf der Gruppendiskussionen so aus:

1. Musterbeitrag: Ein für die Darstellung des Holocaust typisches und zugleich provokantes Muster einer journalistischen Inszenierung. *Was fällt auf? Welche Assoziationen und Deutungen äußern die Diskutant\*innen? Welche Aspekte stoßen ihnen auf? Stellen sie Moralisierung fest? Wenn ja, an welcher Stelle? Was fehlt ihnen?*
2. Musterbeitrag: Vertiefen des typischen Musters anhand eines anderen Ausschnitts, erweitert um Aspekte der Wahrnehmung. *Was fällt ihnen nun auf? Welchen Anteil haben Stimme und Dramaturgie an den Assoziationen und Deutungen?*
3. Musterbeitrag: Alternativ verlaufendes Beispiel bzw. Szene. *Was wird im Vergleich zu den vorausgegangenen Beispielen offensichtlich? Werden Aspekte eingelöst, die den Diskutant\*innen gefehlt haben?*

Der Leitfaden ist kein Korsett, er dient vielmehr als Gedankenstütze, die verhindern soll, dass wichtige Punkte vergessen werden oder die Diskussion zu weit abschweift. So kann ich mich auf die Diskussionsteilnehmer\*innen konzentrieren und auf überraschende Wendungen im Gespräch reagieren. Der Leitfaden hilft zudem, bei der Formulierung der Fragen darauf zu achten, dass ich möglichst offene Fragen stelle, damit die Teilnehmer\*innen selbst bestimmen können, auf welchen Aspekt der Frage sie antworten. Den Leitfaden ergänze ich um weitere Punkte, die eine kontroverse und lebhafte Diskussion begünstigen sollen: „Jeder soll etwas sagen (keine Schweiger); keiner soll dominieren (Meinungsführer)“ und am Ende „doch ein Konsens oder zumindest ein eindeutig gewichtiges Meinungsbild“ (Dammer/Szymkowiak 1998, S. 37 f.) zustande kommen. Dazu zählen bspw. Nachfragetechniken wie: „Könnten Sie das eben Gesagte noch ein wenig erläutern?“, „Könnten Sie uns ein Beispiel geben?“ oder auch „Wie haben Sie das gemeint?“ (Lamnek 2005, S. 152). Darüber hinaus können weitere „Grundreize“ eingestreut werden, wie bspw. einer „*überspitzten* oder *aggressiven Formulierung*, um Widerspruch herauszufordern“, sie dienen der „*Provokation*“ (ebd., S. 151, Hervorhebung im Original).

### 3.4.4 Durchführung der Gruppendiskussionen

Die Gruppendiskussionen finden in möglichst neutralen Räumlichkeiten in Eichstätt, Nürnberg und München statt. Mir scheinen Seminarräume an Universitäten oder Schulen geeignet, da sie zum einen über die technischen Grundvoraussetzungen verfügen, um die Gruppendiskussionen

durchführen und aufzeichnen zu können, und zum anderen, weil die Gebäude die Teilnehmer\*innen weder ablenken noch ihre Wahrnehmung in irgendeiner anderen Weise beeinflussen. Das entspricht Pollocks Idee einer Situation im Zugabteil, in der „hemmende Faktoren“ ausgeschaltet sind, „die durch äußere Verhältnisse hätten hervorgerufen werden können“ (ebd. 1973, S. 35). Darüber hinaus schlägt er Orte vor, die den Diskutant\*innen bekannt oder vertraut sind, also Orte, an denen sie „natürlicherweise zusammenfinden und miteinander zu sprechen“ (ebd.) kommen. Für die Gruppe der Studierenden und Akademiker\*innen sind Seminarräume auf dem Campus vertraut. Für die gemischte Gruppe in München wähle ich einen Institutsraum mit dem Flair einer Altbauwohnung. Zeitlich werden die Diskussionen in den frühen Abendstunden abgehalten, damit auch Berufstätige teilnehmen können. Die Diskussion mit den Schüler\*innen halte ich in ihrem Klassenzimmer in den von ihnen gewohnten Schulzeiten ab.

Vor jedem Termin sind meine Hilfskraft und ich eine Stunde früher vor Ort und bringen die Tische in eine runde Anordnung, damit sich die Teilnehmer\*innen sehen und aufeinander beziehen können. Des Weiteren stellen wir Verpflegung zur Verfügung und testen die Technik. Um einen strukturierten Ablauf für die Diskussionen gewährleisten zu können, greife ich auf ein Ablaufmodell zurück, bei dem ich in Anlehnung an Mayring (vgl. ebd. 2016, S. 78 f.) die Sitzung in Phasen eingeteilt habe. Mayring schlägt sechs Phasen vor. Ich fasse diese aus Gründen der Übersichtlichkeit zu drei Phasen zusammen.

*Phase 1: Einführung.* Ich erläutere Ablauf und Ziele der Gruppendiskussion. Zunächst bedanke ich mich bei den Anwesenden für ihr Kommen und verweise auf die Wichtigkeit ihrer Teilnahme für meine Forschungsarbeit. Zudem erkläre ich, dass die Diskussionen aufgezeichnet werden müssen, um eine systematische Auswertung im Anschluss vornehmen zu können. Das Mikrofon stellt demnach eine „notwendige Maßnahme“ (Lamnek 2005, S. 148) dar. Ich bitte die Teilnehmer\*innen um ihr Einverständnis, ihre Beiträge aufzeichnen zu dürfen. Für die Verschriftlichung der Ergebnisse sichere ich ihnen Anonymität zu. Ich weise den Teilnehmer\*innen einen Code zu, den ich aus ihrer Berufsbezeichnung, ihrem Alter und ihrem Wohn- bzw. Arbeitsort ableite. Dann stelle ich mich selbst vor und erkläre meine Rolle als Moderatorin. Ich gebe einen groben inhaltlichen Rahmen vor und bleibe während der Gruppendiskussion möglichst neutral, um die Deutungen der Teilnehmer\*innen nicht zu beeinflussen. Ich stelle meine Hilfskraft vor, die mich bei der Organisation der Gruppendiskussion unterstützt. Daraufhin bitte ich die Teilnehmer\*innen, sich mit ihrem Namen, Beruf, Alter und zu ihrem Bezug zum Holocaust und zum Radio vorzustellen. Diese Frage dient zum einen der Vervollständigung der Codes, die ich in der Matrix der

Personen für die Auswertung zusammenstelle (vgl. Abbildung 3). Zum anderen soll sie als „Eisbrecherfrage“ (Lamnek 2005, S. 98) ein Gemeinschaftsgefühl unter den Diskutierenden schaffen. Die Vorstellung der Teilnehmer\*innen wird – sofern alle einverstanden sind – auf Video aufgenommen, um dieses als Nachweis heranzuziehen, falls während der Analyse eine Stimme einer Person nicht zugeordnet werden kann. Dann erkläre ich den Ablauf der Sitzung und teile Stifte und Papier aus. Ich bitte die Diskutant\*innen während des Hörens der Beiträge ihre Gedanken und Assoziationen zu notieren, um diese nicht zu vergessen.

*Phase 2: Diskussion.* Diese entspricht weitestgehend der Konzeption der Sitzungen (vgl. 3.4.3): Ich beginne mit einem Grundreiz, einem möglichst provokanten Beispiel, und formuliere eine entsprechende Leitfrage. Zudem nenne ich Hintergründe zu dem Beitrag, um welches Format es sich handelt, aus welcher Sendung und welchem Ressort es stammt und wann es gesendet wurde. Dieses Prinzip wiederhole ich bei den kontrastierenden Beiträgen. Damit ausreichend Zeit bleibt, alle Beiträge diskutieren zu können, plane ich für jeden Hörausschnitt eine Diskussionszeit von etwa 25 Minuten ein.

*Phase 3: Abschluss.* Ich bedanke mich für die Teilnahme und die Diskussion. Dann bitte ich um „ein Gespräch über das Gespräch“ bzw. um eine „Metadiskussion“ (Mayring 2005, S. 78). Sie gibt den Teilnehmer\*innen die Möglichkeit, zu reflektieren, wie sie die Diskussion empfunden haben. Darüber hinaus wird sichergestellt, dass jeder/jede seine/ihre Gedanken formulieren konnte. Falls ein/eine Teilnehmer\*in für sich selbst einen Lernprozess feststellt, ist er/sie eingeladen, diesen zu kommunizieren. Ich schließe die Sitzung mit der Bitte ab, sich bei Interesse an den Forschungsergebnissen bei mir zu melden.

### 3.4.5 Transkription und Auswertung der Beiträge

Auch für die Gruppendiskussion steht mir eine wissenschaftliche Hilfskraft zur Seite, die die Beiträge ohne sprachliche Glättungen in Form eines *Basistranskript* vorbereitet. Ich arbeite im Sinne des *Feintranskripts* nach (vgl. 3.3.3) und erstelle für jede Gruppendiskussion ein Deckblatt nach Deppermann (vgl. ebd. 2008, S. 33), um die spezifischen Merkmale der jeweiligen Sitzung zu dokumentieren. So notiere ich, wie viele Mitschnitte für eine Sitzung vorliegen, da die verfügbare Technik ein gleichzeitiges Aufzeichnen der Diskussion und Abspielen der Beiträge nicht zulässt. Für die Auswertung der Gruppendiskussion arbeite mit einem Kodierschema, das in den Grundzügen dem der Inhaltsanalyse folgt (vgl. 3.3.1). Auch die Kodierung der Diskussionsbeiträge wird in MAXQDA umgesetzt.

Die Vorstufe *Hören und Fühlen* ergibt sich aus den Notizen, die ich während der Gruppendiskussionen und nach der jeweiligen Sitzung als Gedächtnisprotokoll verfasst habe. In diesen Schritt fließt auch der Austausch mit meiner Hilfskraft ein, die in der Rolle des „stillen Beobachters“ (Mayring 2016, S. 78) während der Sitzungen „Besonderheiten der Diskussion“ festhält. Daraufhin beginne ich das *Offene Kodieren*, das vorsieht, möglichst unvoreingenommen an das Material heranzugehen und jeden einzelnen Diskussionsbeitrag in *In-vivo-Kodes* „aufzubrechen“ (Strauss/Corbin 1996, S. 61). Dieses Vorgehen ist laut der Autor\*innen der *Reflexiven Grounded Theory* dem Alltagshandeln sehr ähnlich: Menschen gehen in ihren kognitiv-sprachlichen Deutungsroutrinen häufig so vor, dass sie Verhaltensweisen, die sie an einer Person wiederholt feststellen, begrifflich in einem verallgemeinerbaren Konzept zusammenzufassen. Dieses „alltagsweltliches Kodieren“ (ebd., S. 258) zeigt sich in meinen Gruppendiskussionen oftmals darin, dass die Diskutant\*innen von der Sprechweise eines Journalisten/einer Journalistin auf seine/ihre Intention hinter dem Beitrag schließen.

Weil die Diskutant\*innen oft von demselben Phänomen sprechen, jedoch andere Begriffe und andere Kontexte dabei verwenden, erfordert diese Stufe der Kodierung mehrere Runden einer Überarbeitung an Kodes und Kategorien. Der zweite Schritt des *Axialen Kodierens* ist demnach relevant, um herauszuarbeiten, ob und an welchen Stellen sich Übereinstimmungen und Abweichungen zwischen den Aussagen der Diskutant\*innen über alle Gruppen hinweg finden lassen. Dabei ziehe ich die Leitfragen zum Ablauf der Gruppendiskussionen zur Überprüfung heran: Wo im Verlauf der Diskussion geht es zunächst um inhaltliche Deutungen, an welcher Stelle führen die Teilnehmer\*innen das auf die narrativen Strukturen der Radiobeiträge zurück? Wo geht es um die Wahrnehmung von Emotionen und auf welche Elemente des Beitrags führen sie das zurück? Welche Deutungen nennen die Diskutant\*innen im Vergleich zu anderen vorgespielten Beiträgen?

Neben der feinanalytischen Auswertung der Gruppendiskussionen gehe ich sequenziell vor, da die Diskutant\*innen einen Gedanken oft zu einem späteren Zeitpunkt fortsetzen oder erst im den Vergleich mit anderen Beispielen entwickeln. Auf diese Weise reduziere ich die Kernkategorien und spezifiziere sie während der Phase des *Selektiven Kodierens*, bis ich sie der Herausarbeitung von Aneignungsmustern zugänglich machen kann. Diese Kodierphase schließe ich damit ab, dass ich als Ergebnis der Gruppendiskussion Aneignungsmuster herausarbeite, die ich in Kapitel 5 genauer vorstelle.

## 4. Der Holocaust im Radio: Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse

Im Folgenden geht es um die Muster, die mit der R/TGM aus den ausgewählten Radiobeiträgen des öffentlich-rechtlichen Rundfunks herausgearbeitet worden sind. Ich beginne, wie es der Forschungszugang der R/GTM vorsieht, mit Beiträgen, die eher typisch für meine Fragestellung sind und ein bestimmtes Erzählmuster bestätigen: Sie vermitteln ein eher konventionelles Geschichtsbild des Holocaust, das sich durch Reduktion und Zuspitzung auszeichnet. Mit dem zweiten Deutungsmuster folgen Beiträge, die den Holocaust auf andere Weise darstellen und andere Aspekte in den Vordergrund stellen. Bei jedem Deutungsmuster gehe ich wie folgt vor: Ich stelle zunächst den äußeren Kontext mit Informationen zu Sender, Format und Anlass des Beitrags vor. Dann schildere ich, mit welchen Mitteln der Holocaust auf welche Weise dargestellt ist und welche Deutungen und Interpretationen nahegelegt werden.

### 4.1 Deutungsmuster: Konventionelle Darstellung nach einem Grundmuster öffentlicher Erinnerung

Für das erste Deutungsmuster der typischen Darstellung stelle ich drei Radiobeiträge vor, die eine wiederkehrende Routine in Anlass, Aufbau und Dramatik abbilden. Die Beiträge stammen aus dem BR, wurden zwischen 2012 und 2015 gesendet und unterscheiden sich in der Form der Darstellung (Bericht, Feature, Hörspiel) sowie in der Länge (3 Minuten, 11 Minuten, 25 Minuten).

#### 4.1.1 „Ich denke, dass Verantwortung besteht, dieses Teils der Geschichte zu gedenken.“ Emotion und Moral in der Rahmung von historischen Fakten

Musterbeitrag: „Ort des Unbegreifbaren“ von Henryk Jarczyk, gesendet am 20. Dezember 2013 auf BR2 *radioWissen*, Dauer: 11:05 Minuten

Bei *radioWissen* handelt es sich um eine einstündige Hörfunksendung auf *Bayern 2*, dem Kultur- und Informationsprogramm des *Bayerischen Rundfunks*. Sie wird montags bis freitags um 9:05 Uhr und montags bis donnerstags um 15:05 Uhr ausgestrahlt. Neben Themen aus Geschichte, Literatur und Musik, Philosophie und Psychologie, Natur und Umwelt werden auch Hinter-

gründe zu Wirtschaft und Politik behandelt. Laut Sendeeinformationen sind diese Themen „spannend erzählt, gut aufbereitet“ und richten sich an alle „Bildungsinteressierten“. <sup>40</sup> Eine Folge der Sendung besteht in der Regel aus zwei Features zu einem speziellen Oberthema und dem *Kalenderblatt*, einem Kurzbeitrag zu ungeraden Tagesjubiläen. <sup>41</sup> Am 20. Dezember 2013 handelt die Sendung von der Befreiung des ehemaligen Konzentrationslagers Auschwitz am 27. Januar 1945. Die Sendung startet mit einem Beitrag von Henryk Jarczyk zur Befreiung des ehemaligen Lagers, gefolgt von einem Beitrag zum Auschwitzprozess mit Blick auf die juristische Aufarbeitung der Gräueltaten. Daran angeschlossen ist ein Interview mit dem Historiker Ulrich Herbert. Er beantwortet die Frage, welche Rolle Auschwitz in der NS-Vernichtungsmaschinerie eingenommen hat und heute in der Erinnerungskultur spielt. Den Abschluss der Sendung bildet das *Kalenderblatt* mit einer Meldung zum Physiologen Alan Lloyd Hodgkin, der am 20. Dezember 1998 verstorben ist. <sup>42</sup>

Da der Beitrag von Jarczyk als eigenständiger Beitrag in einer anderen Sendungen des BR gelaufen ist, werde ich mich im Folgenden auf das Feature konzentrieren. <sup>43</sup> Es zeigt sich gemäß Medienlogik als Mischung aus faktenbasiertem Bericht und künstlerischer Gestaltung, die dem Publikum abstrakte Sachzusammenhänge auf emotionale Weise vermitteln soll. Auschwitz wird darin als Ort beschrieben, an dem „unvorstellbare“ Schreckenstaten stattgefunden haben. Diese Deutung zeigt sich am Beginn und am Ende als ein Zusammenspiel aus Zeug\*innen-Aussagen, dramatischer Musik und geschilderten Fakten zum ehemaligen Arbeits- und Vernichtungslager.

Der Beitrag beginnt mit dem Orchesterstück *Trisagion* von dem estnischen Komponisten Arvo Pärt. Zunächst sind 16 Sekunden lang Streichinstrumente zu hören. Sie spielen langsame, langgezogene und melancholisch anmutende Töne in E-Moll, die von längeren Pausen durchzogen sind. Obwohl die Töne im Zusammenspiel harmonisch wirken, indem sie aus dem Leisen heraus lauter werden und sich immer wieder zurücknehmen, sorgt die Musik insgesamt für Schwere. Kurz darauf setzen die ersten Stimmen von Zeug\*innen ein. Es sind kommentarlos aneinandergereihte

---

<sup>40</sup> BR (o.J.): „radioWissen“, URL: <https://www.br.de/radio/bayern2/programmkalender/ausstrahlung-2552216.html> (zuletzt aufgerufen am 14.9.2021).

<sup>41</sup> Als „akustischer Abreißbkalender“ sendet es jeden Werktag „Erstaunliches und Skurriles für jeden Tag – so informativ wie ein Lexikon, so bunt wie das Leben.“ BR (o.J.): „Das Kalenderblatt“, URL: <https://www.br.de/mediathek/podcast/das-kalenderblatt/674> (zuletzt aufgerufen am 25.3.2021).

<sup>42</sup> BR (o.J.): „radioWissen Auschwitz“, URL: <https://www.br.de/radio/bayern2/programmkalender/sendung688232.html> (zuletzt aufgerufen am 25.3.2021).

<sup>43</sup> Am 3.4.2015 lief ein nahezu identischer Beitrag unter dem Titel „Ort des unfassbaren Leids“ in der Sendung *Notizen aus aller Welt* auf B5 aktuell. Vier Zeug\*innen-Aussagen sind ausgetauscht worden.

O-Töne polnischer Überlebender mit deutscher Übersetzung. Die O-Töne werden zuerst eingeblendet, dann die deutsche Übersetzung darüber gelegt.<sup>44</sup> Die Zeug\*innen berichten von ihrer Ankunft an der Rampe in Auschwitz, an der ein SS-Mann entschied, wer ins Krematorium geht. Der Geruch von verbrannten Haaren und Knochen lag in der Luft.

Zwischen den einzelnen Erinnerungen der Zeug\*innen liegen kurze Sprechpausen, in denen die Musik in den Vordergrund tritt. Es ist deutlich zu hören ist, dass die Töne des Streichorchesters lauter und höher werden. Die zunehmende Dramatik spiegelt sich im Gesagten wider. Geschildert wird eine besonders brutale Erinnerung an medizinische Experimente.

ZEUGE2/SPRECHER: „Der Häftling ist nackt, die Krankenpfleger halten ihn fest an den ausgestreckten Armen und der SS-Arzt macht eine Punktion, in dem er ohne Betäubung eine Nadel in die Wirbelsäule des gehaltenen Mannes einsticht. Das Heulen, das aus der Brust des Kranken kam, ist schwer zu vergessen.“ (Jarczyk 2013, #00:02:02-3#)

Nach diesem O-Ton hinaus treten die Töne des Orchesterstücks erneut in den Vordergrund, sie gehen grell in die Höhe, als ob sie den Schrei des Häftlings zu imitieren versuchen, der mit der Schilderung über den Stich in die Wirbelsäule angedeutet wird. Dann verstummt die Musik. Nach einem kurzen Moment der Stille setzt die Stimme des Journalisten ein.

JARCZYK: „Erinnerungen von Überlebenden. Es gibt viele Begriffe für Auschwitz: Todeslager, Mordfabrik, Hölle auf Erden. Und dennoch bleibt es schwer, sich vorzustellen, was hier genau passiert ist. Allein im Außenlager Auschwitz-Birkenau ließen die Nationalsozialisten bis zu 10.000 Männer und Frauen täglich vor allem in Gaskammern töten. Eine unvorstellbare Zahl.“ (Ebd., #00:02:28-3#)

Mit diesen Worten fasst der Journalist die Aussagen der Zeug\*innen zusammen und verbindet sie mit dem Diskurs der „Unvorstellbarkeit“. Weil die Zeug\*innen auf diese Weise mit den Gesamttopferzahlen verbunden und nicht beim Namen genannt werden, wirken sie illustrativ, als stünden nicht die Person im Vordergrund, sondern ihre Erinnerungen, die das Leid durch die Nazis bezeugen und der „unvorstellbaren“ Opferzahl eine Stimme geben sollen.

Daraufhin schildert der Journalist Fakten zum ehemaligen Lager: Auschwitz war anfänglich als Gefangenenlager für polnische Häftlinge geplant, mit dem Ausbau des Lagers Auschwitz-Birkenau wurden auch sowjetische Kriegsgefangene untergebracht. Jarczyk kommt auf den Lagerkommandanten und SS-Obersturmbannführer Rudolf Höß zu sprechen, der nach dem Vorbild des Konzentrationslagers Dachau über das Tor des Stammlagers Auschwitz die Inschrift anbringen ließ: „Arbeit macht frei“. Ein besonders zynischer Spruch.“ (Ebd., #00:03:22-2#) Was in den

---

<sup>44</sup> Da die Zeug\*innen polnisch sprechen und namentlich nicht genannt werden, ist es schwer, sie auseinanderzuhalten. Es scheinen zwei männliche und zwei weibliche Zeug\*innen zu sein. Für jeden männlichen Zeugen spricht ein männlicher Erzähler, für jede weibliche Zeugin eine deutsche Erzählerin.

vorausgegangenem Erinnerungen der Zeug\*innen pauschal als brutales Morden anonymen Täter\*innen angeklungen ist, erhält nun einen Namen und eine weitere Rollenzuschreibung: Die Täter werden als zynisch und sarkastisch beschrieben. Unterstrichen wird diese Deutung von einem O-Ton von Bawo Sawitzki, dem Sprecher der Gedenkstätte Auschwitz. Er sagt, ebenfalls auf Polnisch mit deutscher Übersetzung, dass es niemanden gegeben habe, der aus dem Lager herausgekommen wäre, weil er gut gearbeitet hätte: „Das war keine Ironie, sondern ein brutaler Sarkasmus.“ (Jarczyk 2013, #00:03:58-7#)

Dieses Erzählprinzip, Fakten zu Auschwitz zu vermitteln und diese in einen symbolischen und emotionalen Kontext zu stellen, wiederholt sich in den letzten drei Minuten des Beitrags. Ein Zeuge schildert im O-Ton eine Erinnerung, in der einem Mithäftling eine Selektion durch den KZ-Arzt Josef Mengele bevorstand und sagte: „Spätestens in zwei Stunden werde ich von hier durch den Schornstein zum Himmel fliegen.“ (Ebd., #00:08:16-3#) Mit diesen Worten setzt das Orchesterstück *Adagio for String* ein. Zwischen den langen Haltetönen der Streichinstrumente, die nach oben gerichtet sind und gleich wieder abwärtsgehen, treten einzelne Moll-Töne hervor. Während das Auf und Ab des Orchesters den Schmerz über die Opfer zu symbolisieren scheint, verweisen die hervorstechenden Töne auf die hoffnungsvolle, aber zugleich tragische Erlösung. Sie kündigen die Befreiung durch die Alliierten an, die daraufhin thematisiert wird: „Als am 27. Januar 1945 Auschwitz und die dazugehörigen Nebenlager von sowjetischen Truppen befreit wurden, gelang es nur knapp 8.000 Menschen zu retten.“ Jarczyk kommt vor diesem Hintergrund erneut auf die Opferzahlen zu sprechen. Nun zählt er alle Gruppen auf, die in Auschwitz inhaftiert waren und von denen schätzungsweise eine Million ums Leben kamen: „Die meisten von ihnen waren Juden aus den unterschiedlichsten Teilen Europas. Zu den Opfern zählten aber auch Polen, Sinti, Roma, sowjetische Kriegsgefangene, sowie zahlreiche andere vom NS-Regime Verfolgte.“ Dann vertieft Jarczyk das Rollenbild der Täter, indem er den Massenmord in Auschwitz als ein System „bestens ausgebildeter Menschen“ bezeichnet:

JARCZYK: „Architekten wie Fritz Ertl und Bauingenieure wie Karl Bischoff. Hier töteten Akademiker, wie der Arzt Josef Mengele und sein Kollege Friedrich Entress. SS-Männer, für die das Töten nichts Besonderes war. Viel mehr Teil eines perfekt funktionierenden Systems.“ (Ebd., #00:09:26-7#)

Auf diese Weise deutet er die Gräueltaten als Werk einer kleinen NS-Täterelite und hebt ihre Skrupellosigkeit mit Blick auf die industrielle Massenvernichtung nochmals hervor.

Dann folgt ein Bruch in der Dramaturgie, die historische Ebene wird unerwartet verlassen. Das Motiv der Unvorstellbarkeit dient als Brücke für die Gegenwart. Jarczyk sagt: „Das zu begreifen, meinen junge Besucher der Gedenkstätte aus Deutschland, falle ihnen schwer.“ (Ebd., #00:10:19-

2#) Daraufhin folgen zwei O-Töne von deutschen Jugendlichen, die offensichtlich die Gedenkstätte in Auschwitz besuchen. Während der Junge von „Unfassbarkeit“ spricht, hörbar schluckt und zugibt, nicht zu wissen, wie er damit umzugehen soll, benennt eine Schülerin die Konsequenzen, die sich aus den Erzählungen über die Vergangenheit für sie ergibt: „Ich denke, dass eine Verantwortung darin besteht, dieses Teils der deutschen Geschichte zu gedenken und das auch ohne Schuld zu tun. Aber trotzdem besteht die Verantwortung.“ (Ebd., #00:10:19-2#) Sie wählt ihre Worte sehr bedacht, zwischen den Satzteilen sind hörbare Pausen, als müsse sie um die richtigen Worte ringen. Da Jarczyk weder erwähnt, wie die Jugendlichen heißen noch woher sie stammen, mutet ihre Darstellung ähnlich symbolisch an wie die der Zeug\*innen zu Beginn des Beitrags. Auch ihre Aussagen werden von dramatischer Musik begleitet. Der O-Ton der Schülerin endet in Minute 10:39, das Orchester spielt weitere 16 Sekunden, die Geigen lassen einen letzten langgezogenen Ton erklingen, ehe er in der Stille verhallt.

Betrachtet man Aufbau, Dramaturgie und Rollenzuschreibung genauer, ist zu erkennen, dass die Erzählweise des Features auf einen konventionellen Umgang mit öffentlicher Erinnerung verweist. Dem Beitrag scheint die Deutung des Holocaust als „negativer Referenzpunkt“ (Jureit 2010, S. 24) zu Grunde zu liegen, der eng mit der Demokratieggeschichte der Deutschen verbunden ist. Das zeigt sich insbesondere dadurch, dass auf Basis der von Zeug\*innen geschilderten Gräueltaten Schüler\*innen als Repräsentant\*innen der Nachfolgenerationen emotionale Betroffenheit signalisieren und Lehren für die Zukunft aussprechen. Des Weiteren als konventionell betrachtet werden kann das Täterbild: Es steht für Brutalität und Sarkasmus einzelner Personen, die zur unmittelbaren Führungselite von Hitler zählen. Diese reduzierte Darstellung, die mit Thamer als „Dämonisierung“ (ebd. 2007, S. 84) bezeichnet werden kann, geht mit einem vereinfachten Geschichtsbild des Holocaust einher. Es ist auf Deportation, Selektion und Tod durch Vergasung reduziert und wird durch die Formulierung Auschwitz als „Mordfabrik“ zugespitzt. Folgt man Aleida Assmann, ist diese Darstellungsweise eine „Verengung auf einen genormten oder akzeptablen Ausschnitt“ (ebd. 2013, S. 99), die mit einer „Schwarz-Weiß-Zeichnung der Vergangenheit“ und einer „pauschale[n] Verurteilung“ (ebd., S. 92) der Täter in Verbindung steht, als Teil der „Moralisierung“ der gegenwärtigen öffentlichen Holocaust-Erinnerung.

Diese Deutung scheint durch die akustische Ebene gestützt zu werden. Auffällig ist, dass die Musik an jenen Stellen zu hören ist, in denen es um die Perspektive der Opfer geht. Der Musikwissenschaftlerin Claudia Bullerjahn (2013) zufolge handelt es sich dabei um eine typische Erzählweise fiktionaler Holocaust-Repräsentationen, geprägt durch Spielfilme. Traurige Musik ist meist in Sequenzen zu finden, in denen die Reaktionen der Opfer dargestellt und „fühlbar“ (ebd., S. 537)

gemacht werden sollen, wie Trauer, Leid oder Freude der Überlebenden über ihre Rettung. Betrachtet man das Musikstück *Adagio for Strings* genauer, fällt auf, dass es häufig in Spielfilmen mit Kriegskontexten zum Einsatz kommt, wie in *Platoon*, *Der Soldat James Ryan*, aber auch in Filmen zur Holocaustgeschichte wie in der deutschen Verfilmung von *Sophie Scholl – Die letzten Tage*.<sup>45</sup> Die häufige Verwendung von *Adagio for String* liegt vermutlich darin begründet, dass es als eines der traurigsten klassischen Stücke gilt (vgl. Howard 2007, S. 50). Es wurde 1938 von Samuel Barber komponiert. Er schrieb ein paar Jahre später eine Version, die für eine Beerdigung gedacht war, beklagte jedoch, dass das Stück ab den 1970er Jahren ausschließlich für sakrale Deutungen in Populärmedien herangezogen wurde (vgl. ebd., S. 52). Weil dieser Einsatz bis heute anzudauern scheint, kann insofern von einem konventionellen Umgang ausgegangen werden, als dass es sich um einen ritualisierten Umgang mit einem Musikstück unter Opferaussagen handelt, das in etlichen Holocaust-Repräsentationen eingesetzt wird.

Dasselbe scheint für die Anfangsmusik des Radiobeitrags zu gelten. *Trisagion* von Arvo Pärt aus dem Jahr 1992 entstand anlässlich des 500. Jahrestages der Gemeinde des Propheten Elias in Ilo-mantsi.<sup>46</sup> Dem Stück liegt ein kirchenslawisches Gebet zugrunde; am Ende wird Bezug zum „Vaterunser“ genommen. Das griechische Worte „trisagion“ bedeutet „dreimal heilig“ und dient in diesem Fall für die Bezeichnung „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher“, die in der Eucharistiefeier und im Stundengebet orthodoxer Kirchen gebraucht wird. Der Text ist in die Partitur hineingeschrieben, bleibt allerdings unausgesprochen. Hörbar ist lediglich der Rhythmus. Die religiöse Symbolik von Sünde und Erlösung, die dem Holocaust seinem Ursprung nach eingeschrieben ist (vgl. 1.4), lässt annehmen, dass die Musik ausgewählt wurde, um das Opfergedenken zu unterstreichen. Folgt man Bannasch und Hammer ist das Aussetzen des Orchesters an der inhaltlich dramatischsten Stelle des Radiobeitrags nicht zufällig gesetzt. Schweigen symbolisiert „die einzig angemessene Äußerungsform“ (ebd. 2004, S. 11) des Holocaust. Weil diese Deutung eine tiefe Auseinandersetzung mit dem Thema voraussetzt, ist eher davon auszugehen, dass es sich um einen ritualisierten Umgang handelt, indem die Erzählweise aus anderen Repräsentationen übernommen wird. Für diese Annahme spricht, dass die Musik des Komponisten auch in einem weiteren Beitrag des Samplings vorkommt (vgl. 4.1.3).

---

<sup>45</sup> Eine Übersicht über die Verwendungen in Film und Musik findet sich auf Wikipedia unter *Adagio for Strings*, URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Adagio\\_for\\_Strings](https://de.wikipedia.org/wiki/Adagio_for_Strings) (zuletzt aufgerufen am 25.3.2021).

<sup>46</sup> Universaledition (o.J): „Arvo Pärt: Trisagion“, URL: <https://www.universaledition.com/arvo-part-534/werke/trisagion-5466> (zuletzt aufgerufen am 25.3.2021).

Uneindeutiger ist die Ebene der Phonetik zu bestimmen. Der Journalist spricht auffallend langsam und gleichbleibend tief, er betont nur bestimmte Satzteile wie Opferzahlen, auf die offensichtlich die Aufmerksamkeit der Hörer\*in darauf gelenkt werden soll. Eine gleichmäßige tiefe Tonhöhe mit wenigen Obertönen und langsamen Sprechtempo ist einerseits ein Zeichen für Trauer (vgl. Eibl-Eibesfeldt 1997). Andererseits ist eine sparsame Lautung und Betonung auch Indiz für Sachlichkeit, die der Hörer\*in beim Verarbeiten von Informationen verhelfen sollen (vgl. Sendlmeier 2005, S. 1). Vergleicht man die Stimmlage mit weiteren Beiträgen von Jarzcyk, die von anderen Themen als dem Holocaust handeln, lassen sich keine eindeutigen Unterscheidungen feststellen.<sup>47</sup> Weil das Feature konzeptionell einen sehr durchdachten Eindruck macht, ist nicht auszuschließen, dass die stimmliche Betonung bewusst einen Unterton „artifizieller Betroffenheit“ (vgl. Giesecke/Welzer 2012, S. 49) mit Blick auf die Opferperspektive anklingen lässt und sich auch in diesem Punkt eine ritualisierte Umgangsweise mit dem Holocaust-Gedenken bestätigt.

#### 4.1.2 „Mir ist teilweise wirklich das Wasser in den Augen gestanden.“ Die Darstellung von Schmerz und Betroffenheit

Musterbeitrag „Ein Sinto, der Auschwitz überlebt hat“ von Ulrich Trebbin, gesendet am 27. Januar 2014 um 6:05 Uhr auf BR2 *radioWelt*, Dauer 3:42 Minuten

Auch in Nachrichtensendungen ist das konventionelle Muster zu finden, das über Zeug\*innen-aussagen ein von Leid geprägtes Bild des Holocaust vermittelt, das auf einzelne Personen der NS-Elite zurückgeführt und mit einem Appell an die Zukunft verbunden ist. Aufgrund der Kürze und des stärkeren Alltagsbezugs wird das Muster nur anders präsentiert. In dem vorliegenden Beitrag von Ulrich Trebbin dient ein Zeitzeugengespräch mit einer Schulklasse den Anlass für einen dreiminütigen Bericht.

Zunächst fällt der fehlende Aktualitätsbezug auf. Obwohl der Beitrag am 27. Januar, dem Gedenktag zur Befreiung von Auschwitz zu hören ist, wird der Jahrestag mit keinem Wort erwähnt. Dem Sendemuster von BR2 *radioWelt* zufolge, das dreimal täglich auf Sendung geht und über relevante Ereignisse aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft berichtet, kann davon ausgegangen werden, dass der Gedenktag in den vorausgegangenen Nachrichten erwähnt worden ist. Ein weiteres In-

---

<sup>47</sup> Genauere Ergebnisse lassen sich mit dem Programm *Praat* erheben, das auf die Analyse von Höhe, Frequenz und Intensität der Töne ausgelegt ist. Aus Zeitgründen war das nicht möglich.

diz, dass der Gedenktag der Auschwitz-Befreiung Anlass für den Bericht ist, zeigt sich in der Erwähnung, dass der Zeuge Höllenreiner vier Konzentrationslager überlebt hat, davon jedoch nur Auschwitz explizit thematisiert wird.

Der Bericht beginnt mit einer kurzen Vorstellung des Protagonisten: Hugo Höllenreiner habe erst 40 Jahre nach dem Holocaust die Kraft gefunden, über seine Erinnerungen zu sprechen. Daraufhin ist der Zeuge im O-Ton zu hören: „Es ist schlimm dann, aber mein Standpunkt ist: Ich möchte nur, dass so etwas nie mehr – nicht nur in Deutschland auch in andren Ländern – vorkommt. Solange ich lebe, kämpfe ich dafür.“ (Trebbin 2014, #00:00:22-8#) Was Höllenreiner genau meint, dass sich nicht wiederholen darf, fasst der Journalist mit folgenden Worten zusammen:

TREBBIN: „Die alptraumartigen Szenen, die er dort erleben musste, hat er tausenden Schülern erzählt, wie SS-Leute vor seinen Augen Schäferhunde auf nackte Menschen losgelassen und andere ins Gas getrieben haben, wie ein SSler ein Kleinkind an den Füßen gegen eine Wand geschleudert hat und auch wie die Wand danach ausgesehen hat, wie er mit ansehen musste als die Nazis Menschen in Gräben erschossen haben und wie er danach beim Zuschütten helfen musste. Oder wie er beim KZ-Arzt Josef Mengele auf dem Operationstisch lag.“ (Ebd., #00:00:53-2#)

Die Zusammenfassung fokussiert die Brutalität namensloser SS-Männer. Sie mündet in Höllenreiners Erinnerung an den KZ-Arzt Josef Mengele, die unmittelbar danach zu hören ist.

HÖLLENREINER: „Mengele macht aus Mädchen Jungs und aus Jungs Mädchen ohne Betäubung. Er wollte kein Schreien hören, er wollte nur das Jammern hern, wenn einer richtig weh, wenn's weh tut, und du schreist nicht, du jammerst nur – das wollte er haben ((Schnitt)). Ich hab' hingesehen, das Skalpell war kein Messer, es war so ein Rohr, ungefähr so 40-55 cm, hinten war a Schraube dran – vergess' ich nie mehr in meinem ganzen Leben – wo man sich festdrehen kann, da dacht ich, is' egal mit was du tust, tu mit mir, was du willst, nur ich will kein Mädchen werden. An der Leiste hat er mich dann probiert reinzustecken, hat lange gedauert, und die Schmerzen – i mein', so schlimm, i kann euch des net erklären, i bin da bewusstlos geworden.“ (Ebd., #00:01:30-6#)

Ein hörbarer Schnitt lässt annehmen, dass der O-Ton auf wesentliche Aussagen reduziert wurde, vermutlich ist das der Kürze des Beitrags geschuldet. Auf diese Weise wird ein besonders eindringliches sadistisches Täterbild gezeichnet.

Auffällig ist, dass unmittelbar danach der Blick auf die Schüler\*innen als Repräsentant\*innen der jüngsten Generation gelenkt wird, ohne zu erwähnen, wie alt die Jugendlichen sind noch in welche Schule sie gehen. Der Fokus liegt auf ihren Reaktionen. Die Schülerinnen sprechen von „Überforderung, das alles zu hören“, wie ihnen „das Wasser in den Augen“ stand und wie „unvorstellbar“ sie die Geschichten empfinden. Der letzte O-Ton versucht, über die emotionale Betroffenheit hinauszugehen.

SCHÜLERIN 4: „Ich mein‘, wir sagen alle `Wow‘, das nimmt uns mit, `ist krass‘. Aber im Grunde können wir uns absolut nicht vorstellen, was da abgeht. Ich find‘ das echt stark von ihm, dass der Mann wirklich sein ganzes Leben darunter leidet, nur um die Jugend zu warnen.“ (Ebd., #00:03:41-9#)

Die Schülerin spricht nicht eindeutig von Schuld oder Verantwortung, auch das Narrativ „Nie wieder!“ deutet sie nur an. Ebenso unklar ist, ob sie sich zu den Jugendlichen zählt, an die die Warnung des Zeugen gerichtet ist. Da der O-Ton jedoch Bezug zum Zeugen und seinem Appell vom Beginn des Beitrages nimmt, wirkt der Beitrag, als sei er darauf ausgelegt, eine symbolische Ordnung herzustellen, die auf dem Holocaust als negativer Gründungsmythos beruht und einen bestimmten Umgang mit der Erinnerung in der Gegenwart appelliert. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, dass die O-Töne von Höllenreiner genauso viel Platz einnehmen wie die der Schüler\*innen. Die Perspektive der Opfer und die damit verbundenen Emotionen – auf Seiten des Zeugen der Schmerz und auf Seiten der Schüler\*innen Betroffenheit – scheint bewusst fokussiert zu sein.

Die stimmliche Präsentation des Journalisten scheint in einem Widerspruch zu dieser Deutung zu stehen. Der Autor Ulrich Trebbin spricht selbst. Seine Stimme klingt eher emotionslos und distanziert. Seine Betonungen lassen kein eindeutiges Muster erkennen, nach dem Bedeutsamkeit hergestellt wird. Geht man von Wolfgang Spang aus, sind zu häufige Betonungen ein Indiz für „mangelnde gedankliche Durchdringung des Gegenstandes“ oder „reines ‚Ablesen‘“ (ebd. 2006, S. 233). In Verbindung mit dem rhetorischen Mittel der Aufzählung der brutalen Erinnerungen des Zeugen, macht es den Eindruck, als gehöre der Holocaust zum Alltagsgeschäft wie jedes andere Thema, das sich nach den Nachrichtenfaktoren Bekanntheit, Emotion und Sensation richtet. Giesecke und Welzer zufolge kann die Inszenierung einer Identifikation mit den Opfern auch ein Indiz für die Abwehr einer ernsthaften Auseinandersetzung mit Geschichte sein, sie verleitet, auf „Abstand“ zu gehen und „sich zu ersparen“ (ebd. 2012, S. 49) zwischen der rituell erstarrten Vergangenheit und der eigenen gelebten Gegenwart Bezüge herzustellen.

4.1.3 „Er ist für die Erinnerungs- und Geschichtspädagogik zur exemplarischen Gestalt geworden.“ Die Leidensgeschichte des Zeugen eingebettet in einen Metadiskurs über Erinnerung

Musterbeitrag: „Ich bin froh, wenn wieder alles draußen ist. Der Sinto Hugo Höllenreiner und seine Kindheit in Auschwitz“ von Ulrich Trebbin, gesendet auf BR2 *Land und Leute* am 1. November 2015 um 13:05 Uhr, Dauer 28:54 Minuten

Der Beitrag, der auf der Fassung von Ulrich Trebbin aus dem Jahr 2014 basiert, lief am 1. November 2015 in der Reihe *Land und Leute*. Die älteste Sendung des BR setzt sich zum Ziel, „authentische Geschichten“ zu erzählen, „die das unbekannte, auch das andere Bayern entdecken lassen“.<sup>48</sup> Da sie ausschließlich für Feiertage produziert wird, kann davon ausgegangen werden, dass der Totensonntag für das Ausstrahlungsdatum entscheidend war. Wie eine Sprecherin in der Anmoderation sagt, ist Hugo Höllenreiner wenige Monate zuvor verstorben. Abgesehen von dem vom Holocaust-Gedenktag abweichendem Datum<sup>49</sup> zeigt sich im Beitrag, was auch die Kurzfassung (vgl. 4.1.2) auszeichnet: Die Nahperspektive auf den Zeugen bei seinem Besuch in einer Schule dient als Anlass, um die Geschichte des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz zu thematisieren. Bei der Fassung aus dem Jahr 2015 kommt hinzu, dass die Erinnerungen Höllenreiners in seine Lebensgeschichte vor und nach Auschwitz eingebunden ist. Die persönliche Geschichte des Zeugen als Mitglied der Sinti\*ze und Rom\*nja dient als Perspektive, um einen Blick auf Auschwitz als „Zigeunerlager“<sup>50</sup> zu werfen, die Verfolgung dieser speziellen Opfergruppe zu schildern und den Holocaust in einen größeren Kontext zu stellen, der über die Lagermauern von Auschwitz hinausgeht. So wird vermittelt, dass „Zigeuner“ auch nach der Befreiung durch die Alliierten in der Bevölkerung diskriminiert wurden. Unterstützt wird die inhaltliche Dramaturgie von Geräuschen, sich abwechselnden Sprecher\*innen und fiktiven Szenen. Dieses Erzählprinzip zeigt sich besonders deutlich am Anfang und am Ende des Beitrags.

Nach der Anmoderation setzen langgezogene Orgel- und Geigentöne einer barocken Spielweise ein. Sie stammen aus einem Stück mit sphärischen Klängen von Männer- und Frauenstimmen, die Vokalisieren<sup>51</sup> singen. Weil es sehr ruhige und helle Töne mit wenig Dynamik sind, machen sie den Eindruck, aus einem sakralen Umfeld wie einer Kirche zu stammen. Es handelt sich um das Stück *South of no North* von dem ungarischen Komponisten Tibor Szemző. Auf dieser musikalischen Grundlage setzt ein Sprecher ein.

---

<sup>48</sup> BR (2012): „Land und Leute: Das unbekannte Bayern entdecken“ vom 14.2., URL: <https://www.br.de/radio/bayern2/sendungen/land-und-leute/land-und-leute-sendungsbeschreibung100.html> (zuletzt aufgerufen am 11.8.2021).

<sup>49</sup> Inhaltlich wurde kein offensichtlicher Bezug auf die Novemberpogrome 1938 genommen. E ist nicht auszuschließen, dass sie für die Wahl des Sendetermins in Erwägung gezogen wurden.

<sup>50</sup> Es lag in Auschwitz-Birkenau II im Lagerabschnitt B II. Von Februar 1943 bis August 1944 wurden dort hin mehr als 22.000 Menschen deportiert, die per Himmler-Erlass zur „Regelung der Zigeunerfrage aus dem Wesen dieser Rasse“ als „Zigeuner“ oder „Zigeunermischlinge“ kategorisiert waren.

<sup>51</sup> Es wird kein Text, sondern Umlaute wie „a“ oder „o“ gesungen.

ERZÄHLER: „Warnung. Der Inhalt dieser Sendung ist eine Zumutung. Es geht darin um nicht zu überbietende Brutalität, Grausamkeit und Menschenverachtung. Wenn Sie weiter zuhören, werden Sie aus erster Hand erfahren, wie Menschen auf bestialische Weise gequält wurden, für medizinische Experimente sadistisch missbraucht, erschlagen oder lebendig begraben.“ (Trebbin 2015, #00:00:45-3#)

Die Worte scheinen zunächst typisch für das konventionelle Muster öffentlicher Erinnerung zu sein: Sie verweisen auf die Deutung, dass es sich bei dem Holocaust um ein von beispielloser, sadistischer Grausamkeit geprägtes Kapitel der Geschichte handelt. Ungewöhnlich jedoch ist, dass eine ausdrückliche Warnung ausgesprochen und die Musik an der Stelle ausgeblendet wird, an der sich der Erzähler an das Publikum wendet.

ERZÄHLER: „Darf man seinen Hörern so etwas zumuten? Vielleicht nicht. Aber darf man die Erinnerungen eines Auschwitz-Überlebenden schönen oder gar zensieren? Ganz sicher nicht.“ (Ebd., #00:01:11-3#)

Mit der unerwarteten Stille soll offensichtlich die Aufmerksamkeit der Hörer\*innen gewonnen und auf das Gesagte gerichtet werden. Unklar ist, was mit den Worten gemeint ist. Offensichtlich wird eine journalistische Verantwortung in Bezug auf den Umgang mit Erinnerungen angedeutet.

Nach diesem eher ungewöhnlichen Einstieg ist der Überlebende zu hören. Im O-Ton erzählt Hugo Höllenreiner, dass ihm seine Mutter den Beinamen Adolf gab, weil Hitler in seinem Geburtsjahr 1933 zur Macht kam und bekannt war, dass Hitler „keine Ausländer haben will“. Der Beiname sei der Versuch der Mutter gewesen, dafür zu sorgen, „dass uns nichts passiert, aber sie hat sich getäuscht“ (ebd., #00:02:09-2#). Dieses Andeuten des Unheils, das über das Leben des Zeugen hereinbricht, „nur, weil er Sinti ist“ (ebd.), stellt ein wiederkehrendes Erzählmuster des Beitrags dar und zeigt sich auch in der nachfolgenden Sequenz.

Eine Erzählerin fasst zunächst die biografischen Daten des Zeugen zusammen: Vor 600 Jahren ist seine Familie in Regensburg erstmals urkundlich erwähnt worden, im Ersten Weltkrieg kämpfte der Onkel vor Verdun. Hugo Höllenreiner wurde in München-Giesing geboren, er wuchs in einer großen Familie aus Pferdehändler\*innen und Spediteur\*innen auf, tobte mit seinen Cousins über grüne Wiesen, spielte mit ihnen Fußball und Hockey. Er sei ein glücklicher Junge gewesen, mit dem Traum, Lokomotivführer zu werden. Diese Worte werden von dem Stück „Der Strand“ begleitet.<sup>52</sup> Die Musik macht den Eindruck, aus der Jugendzeit von Höllenreiner zu stammen. Das Klavier in Staccato, das kurze und schnelle Dur-Noten spielt und vom Rhythmus her einem Pferdetrab gleicht, vermittelt das unbeschwerte Gefühl eines spielenden Kindes. Doch ist dieser Eindruck nicht von langer Dauer. Über die heiteren Klaviertöne legt sich ein technisch verfremdetes

---

<sup>52</sup> Soundtrack zum Film *Der Felsen* (BRD 2002, Regie: Dominik Graf), komponiert von Dieter Schleip.

Zugpfeifen, das zunehmend lauter und hektischer wird. Die Töne gehen unangenehm grell in die Höhe, das einem Quietschen gleicht und die Assoziation mit Zügen aufkommen lässt. Offensichtlich wird die Deportation von Hugo Höllenreiner und seiner Familie nach Auschwitz angekündigt. Für diese Annahme spricht, dass kurz darauf ein Zitator eine Liste aller inhaftierten Höllenreiners und „zigeunerischen Personen“ vorliest, die am 8. März 1943 in München festgenommen werden. Davon stammen 30 aus der Familie des Zeugen.

ZITATOR: „Höllereiner Johan Baptist, Höllereiner Margarethe geborene Fischer, Höllereiner Hermann Josef, Höllereiner Josefine, Höllereiner Josef, Höllereiner Sofie geborene Adam, Höllereiner Emma, Höllereiner Manfred.“ (Trebbin 2015, #00:04:24-5#)

Die Aufzählung der Namen wird langsam ausgeblendet und vermittelt auf diese Weise den Eindruck, kein Ende zu finden. Der Zitator verschwindet hinter einem Erzähler, der nun erklärt, dass die Festnahmen „auf Befehl des Reichsführers SS“ angeordnet wurden. Demnach seien „Zigeunermischlinge, Rom-Zigeuner und nicht deutschblütige Angehörige zigeunerischer Sippen balkanischer Herkunft nach bestimmten Richtlinien auszuwählen und in einer Aktion von wenigen Wochen in ein Konzentrationslager einzuweisen“ (ebd., #00:05:02-2#). Der Zitator wird wieder eingebildet, er liest die Namen abgehakt, mit emotionsloser und gepresster Stimme vor, als handelten es sich dabei um keine Menschen, sondern um Sachgegenstände. Die Vermutung liegt nahe, dass auf diese Weise die Unmenschlichkeit des NS-Systems dargestellt werden soll. Der „Befehl des Reichsführers SS“ verweist auf den „Auschwitz-Erlass“, der am 29. Januar 1943 per Schnellbrief aus dem Reichssicherheitshauptamt V angeordnet wurde. Die Abteilung gehörte zu dem Reichskriminalpolizeiamt. Sie gilt als „Reichszentrale zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens“ in Berlin, das „wichtigste[s] Organ nationalsozialistischer Unterdrückungs- und Terrorherrschaft“, das sich aus „einer perversen Mischung von bürokratischer Handlungsweise und hemmungsloser Willkür“ (Rürup 1989, S. 70) auszeichnete und alle Anweisungen und Befehle des gesamten Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des „Dritten Reiches“ steuerte. Mit dieser Sequenz scheint ein neues Täterbild abgebildet zu werden, das mit gängigen Klischees in Bezug auf die Darstellung von Holocaust-Repräsentation bricht, die von „gebrüllten Befehle[n]“, über „qualvolle Stille nach dem Ausgehen der Munition und vor dem Durchladen der Gewehre“ bis hin zu „Lautsprecher- und Megafondurchsagen“ (Bullerjahn 2013, S. 541) reichen.

Diese eher unkonventionelle Darstellung des Holocaust findet sich auch in den letzten drei Minuten des Beitrags. Die Erzählerin schildert, dass Hugo Höllenreiner in drei weitere Arbeits- und Konzentrationslager verlegt wurde, ehe britische Alliierte ihn am 15. April 1945 aus Bergen-Belsen befreiten. Zurück in München verlor die Familie Haus und Job, Hugo wurde in der Schule gehänselt und ihm ein Abschlusszeugnis sowie finanzielle Entschädigung verweigert. Er baute

sich als Hausierer und „Bürsten-Hugo“ eine neue Existenz auf und gründete eine Familie. Mit dieser Sequenz wird angedeutet, dass „Zigeuner“ nach 1945 weiter diskriminiert wurden, weil antisemitisches Denken fest in der Gesellschaft verwurzelt war.

Daraufhin ist der Erzähler vom Beginn des Beitrags zu hören. Nun hebt er das Engagement des Zeugen hervor, in dem er sagt, dass sich Hugo Höllenreiner immer wieder dem Schmerz seiner Vergangenheit ausgesetzt hat, wenn er in Schulklassen von seinen Erlebnissen erzählte. Dieses Engagement bringt der Erzähler mit der im öffentlichen Diskurs vernachlässigten Opfergruppen der Sinti und Roma in Verbindung. Höllenreiner sei „für die Erinnerungs- und Geschichtspädagogik zu einer exemplarischen Gestalt geworden.“ Er habe „dem Leiden seines Volkes einen Namen und ein Gesicht gegeben und wesentlich dazu beigetragen, dass die Sinti und Roma heute mit großer Verspätung als Opfergruppe mit einer halben Million Toten anerkannt und gewürdigt“ (Trebbin 2015, #00:26:38-8#) worden sei. Daran schließt ein letzter O-Ton des Zeugen an. Er sagt, dass er sich dafür einsetzt, dass sich die Geschichte nicht wiederholt, „so lange ich lebe, kämpfe ich dafür“ (ebd., #00:27:29-3#). Nach diesen Worten tritt der Chor vom Beginn des Beitrags in den Vordergrund, er ist nun mit einem anderen Ausschnitt zu hören. Die Männerstimmen gehen abwärts und die Frauenstimmen aufwärts, ehe sie gemeinsam in der Stille verhallen. Auf diese Weise erweckt die Musik den Eindruck, als würde sie die Worte des Zeugen überdauern und sich in die Gegenwart der Hörer\*innen einschreiben. Bei dem Stück, so wird spätestens an dieser Stelle deutlich, handelt es sich um ein Requiem. Die Musik wurde für den Dokumentarfilm *Deza-Femijet (Kosovo 2000)* von Ferenc Moldoványi komponiert, der den Blick auf die Kinder als die wehrlosesten Opfer des Kosovo-Krieges lenkt.<sup>53</sup> Mit dem Totengesang schließt sich der Kreis zum Tag der Ausstrahlung, dem Totensonntag. Da der Beitrag wenige Monate nach dem Tod von Höllenreiner ausgestrahlt wurde, drängt sich der Gedanke auf, dass es auch seine letzten Worte im übertragenen Sinne sind. Höllenreiner gehört zu den letzten Zeugen, die persönlich vom Holocaust erzählen konnten. Latent schwingt die dringliche Frage mit, die sich gegenwärtig an die Erinnerungskultur stellt: Wie soll die Geschichte des Holocaust vermittelt werden, wenn bald keiner mehr persönlich davon berichten kann?

Greift man auf die Definition von Aleida Assmann zurück, dass Moralisierung im Kontext der Holocaust-Erinnerung zu einem vereinfachten Geschichtsbild tendiert (vgl. ebd. 2013, S. 92), scheint dieser Punkt in der vorliegenden Langfassung zunächst nicht zuzutreffen, weil mehr Informationen und Hintergründe zu den Mechanismen der rassistischen Diskriminierung durch

---

<sup>53</sup> Mehr dazu auf der Webseite des Films, URL: <https://ferencmoldovanyi.wixsite.com/mysite/children-kosovo-2000> (zuletzt aufgerufen am 26.3.2021).

Gesellschaft und NS-Staat vermittelt werden. Jedoch ist die Deutungsfreiheit gleichzeitig dadurch eingeschränkt, dass die Perspektive, aus der diese Mechanismen geschildert werden, auf einer eher konventionellen Darstellung zu beruhen scheinen. Das zeigt sich zum einen an einer „Schwarz-Weiß-Zeichnung der Geschichte“ (ebd. 2013, S. 92), die im Verlaufe des Hörspiels an einer wiederholten Kontrastierung von „Gut und Böse“, „Schuld und Unschuld“ zu erkennen ist, die trotz Berücksichtigung gesellschaftlicher Umstände in Richtung „pauschaler Dämonisierung“ der Täter\*innen geht, weil Motive des Sadismus und der Perversion des Systems durch die fiktiven akustischen Einspieler in den Vordergrund drängen. Die Hintergründe der Diskriminierung werden nicht erwähnt. Vermutlich wurde die Opfergruppe der Sinti\*ze und Rom\*nja deswegen öffentlich so spät thematisiert, weil ihre Verfolgung und Ermordung im Nationalsozialismus zunächst nicht als rassistisch motiviert anerkannt wurde (vgl. Mengersen 2015). Historisch gesehen waren „Zigeuner“ anfangs keine Objekte der Ideologie der NS-Rassentheoretiker\*innen. Erst nach und nach seien Gründe für ihre Verfolgung gefunden worden, wie etwa der Vorwurf einer „biologisch bedingten Neigung zu Kriminalität und ‚Asozialität‘“. Die Verfolgung dieser Opfergruppe war für einige Nazis ein „Arbeitsbeschaffungsprogramm mit besten beruflichen Karrierechancen“ (Jochheim 2012, S. 7). Den medizinischen Experimenten von Josef Mengeles liege demnach eher das Motiv der „Karrieresucht“ (ebd., S. 6) zu Grunde.

Geht man von Heidemarie Uhl aus, zeigt sich die Schwarz-Weiß-Zeichnung der Geschichte auch in der inhaltlichen Würdigung des Zeugen und der musikalischen Untermalung durch den Chor. Durch diese Kombination nehme der Beitrag eine „emotionale[n] Dimension des Erinnerns“ an, die in einer „nahezu sakrale[n] Überhöhung“ (ebd. 2012, S. 212) des Holocaust-Überlebenden und einem mit ihm verbundenen „Einfühlungs- und Empathiegebot“ (ebd.) Ausdruck finde. Diese Darstellung habe zur Folge, dass der moralische Aspekt von Erinnerung in den Fokus rücke und die Auseinandersetzung mit Schuld in den Hintergrund dränge. Zudem geraten mit der Hervorhebung der Opfergruppe Sinti\*ze und Rom\*nja andere Opfergruppen aus dem Blick, die im Holocaust-Diskurs bis heute noch weniger thematisiert werden.<sup>54</sup> Damit läuft der Bericht Gefahr einer ungewollten „Instrumentalisierung“, weil er die „Diskriminierungserfahrung“ dieser Minderheit „gegen die Erinnerung an die NS-Opfer in Stellung“ (Messerschmidt 2012, S. 235) bringt.

---

<sup>54</sup> Geschichten über Sinti\*ze und Rom\*nja kommen in meinem Sampling häufiger vor als Geschichten über andere Minderheiten, die von den Nazis diskriminiert, verfolgt, deportiert und ermordet wurden. Einzelne Beiträge über Euthanasie-Opfer liefen am „Holocaust-Gedenktag“ 2017, als mit Sebastian Urbanski erstmals ein Mensch mit geistiger Behinderung im Bundestagsrede sprach. Geschichten über Homosexuelle oder Muslim\*innen fehlen vollständig. Ausnahme ist die Geschichte eines Deserteurs.

## 4.2 Deutungsmuster: Journalistisches Ich und alternative Erzählweisen

Mit diesem Kapitel vorgestellt werden die Analysen der ersten Kontrastbeispiele aus meinem Sampling. Sie greifen auf ähnliche Grundmotive der konventionellen Deutungsmuster zurück, um die Vergangenheit des Holocaust zu thematisieren, präsentieren diese aber auf neuartige Weise. Den folgenden Beiträgen ist gemeinsam, dass sie der journalistischen Stimme einen besonderen Platz einräumen.

### 4.2.1 „...ein surreales Wetteifern um die emotionalsten Momente.“ Medienkritik und unausgesprochene Schuldfrage

Musterbeitrag: „Die Befreiung des KZ Auschwitz (am 27. Januar 1945)“ von Daniela Wakonigg, gesendet am 27. Januar 2015 um 9:45 Uhr auf WDR5 und um 17:45 auf WDR3<sup>55</sup> in der Sendereihe *ZeitZeichen*, Dauer: 14:48 Minuten

Die Sendereihe *ZeitZeichen* des WDR existiert seit 1972. Sie erscheint jeden Werktag und präsentiert in jeder Folge ausgehend von einem runden Jubiläum ein geschichtliches Thema. Dazu werden Ausschnitte aus Dokumentationen und historischen Quellen mit historischen O-Tönen und aktuellen Interviews kombiniert. In dem Beitrag aus dem Jahr 2015 nimmt die Journalistin Daniela Wakonigg den 70. Jahrestag der Befreiung des ehemaligen Vernichtungs- und Konzentrationslagers Auschwitz zum Anlass, einen 15-minütigen Bericht über den Ort und seine Geschichte zu senden. Der Beitrag läuft unter dem Tagesthema „Auschwitz und ich“, der auf einen zeitgemäßen Umgang mit Geschichte und Gedenken abzielt.<sup>56</sup> Dieses Tagesthema ist vermutlich der Grund, warum das „Ich“ bei Wakonigg eine tragende Rolle spielt. Für *ZeitZeichen* als etabliertes geschichtsjournalistisches Format scheint diese Perspektive eher untypisch.<sup>57</sup>

Wakonigg nimmt die Hörer\*innen auf eine persönliche Reise nach Auschwitz mit. Sie erkundet, was von der Vergangenheit in der Gegenwart zu spüren ist. Zunächst tritt sie als Teenager auf, die die Heimat ihrer Großeltern aus Oberschlesien kennenlernen will. Je tiefer die Autorin in das ehemalige Areal des Konzentrations- und Vernichtungslager vordringt, desto mehr erfährt sie

---

<sup>55</sup> WDR3 ist das Kulturradio und WDR5 das Informationsradio vom *Westdeutschen Rundfunk*.

<sup>56</sup> NDR (2015): „Für das Leben lernen: Auschwitz und Ich“. In: NDR.de am 28.1., URL: [https://www.ndr.de/geschichte/auschwitz\\_und\\_ich/Auschwitz-undIch,startseite173.html](https://www.ndr.de/geschichte/auschwitz_und_ich/Auschwitz-undIch,startseite173.html) (zuletzt abgerufen am 26.3.2021).

<sup>57</sup> Beiträge zu anderen Holocaust-Jubiläen, die im Untersuchungszeitraum veröffentlicht wurden, sind aus der Perspektive der dritten Person: „Die Judenpogrome in Deutschland (am 09.11.1938)“ von Heiner Wember (2013), der „Todestag des KZ-Arzt Josef Mengele (am 07.02.1979)“ von Uwe Schulz (2014) und „Die Juden-Massaker in NS-Vernichtungslagern (am 03.11.1943)“ von Martina Meissner (2018).

von der Geschichte des Holocaust. Aussagen von Überlebenden und Tätern, die aus Originaltonaufnahmen oder aus Memoiren stammen und von Zitatoren nachgesprochen werden, sind in die Darstellung historischer Fakten über einen Erzähler eingebunden. Dieses Zusammenspiel an gegenwärtigen und vergangenen Stimmen bildet die Grundlage, auf der sich die Autorin mit der eigenen Rolle in Bezug auf die Geschichte des Holocaust auseinandersetzt. Dieses Erzählprinzip wird vor allem in den letzten drei Minuten des Beitrags deutlich.

Wakonigg erzählt, dass sie bei den Krematorien das erste Mal von der industriellen Massenvernichtung erfahren habe. Den Ablauf schildert ein Erzähler: dass Menschen in einen Entkleidungsraum geführt, dort vergast, anschließend ihre Leichen und Habseligkeiten wiederverwertet und ihre Reste in den Öfen verbrannt wurden. Die Stimme des Erzählers klingt dunkel und gedämpft. Laut Manuskript ist es ein Sprecher des BR, seine Stimme wurde technisch verfremdet. Offensichtlich soll er den Eindruck erwecken, als werde er von einem tragbaren Gerät in dem Museum der Gedenkstätte abgespielt, in dem sich Wakonigg über die Geschichte des Ortes informiert. Auffällig ist, dass der Sprecher hauptsächlich Fakten vermittelt in einem überaus sachlichen Ton anschlägt. Kaum eine Melodiebewegung ist in seiner Stimme wahrzunehmen, als vermeide er jegliche Form von Emotion. Es ist anzunehmen, dass er einen Kontrast zu den persönlichen Eindrücken von Wakonigg bilden soll.

Der Museumsguide fährt fort, dass neben der Vergasung noch andere Mordverfahren in Auschwitz eingesetzt wurden. Zum einen, „wenn das Fassungsvermögen der vier Krematorien nicht ausreichte“, die für 4.500 Leichen pro Tag ausgelegt waren, und zum anderen „aus Sadismus“ (Wakonigg 2015, #00:09:23-8#). Daraufhin ist die Erinnerung des Zeugen Shaul Chasan zu hören. Er wird von einem Zitator nachgesprochen:

CHASAN: „SS-Hauptscharführer Moll, das war ein richtiger Sadist. Sein Sadismus kam in den Momenten zum Ausdruck, wenn er mit Müttern, die ins Gas gehen sollten, und ihren Kindern umherging, sich mit einem Lächeln auf den Lippen mit ihnen unterhielt, das Kind herzte, ihm eine Süßigkeit gab. Dann trug er das Kind zur Grube und warf es lebendig ins Feuer.“ (Ebd., #00:10:28-5#)

Offensichtlich soll das Motiv des Sadismus durch den O-Ton bezeugt oder zumindest veranschaulicht werden. Es folgt ein zweiter O-Ton von Heinrich Himmler, der als „Reichsführer SS“, „Chef der deutschen Polizei“, „Reichsinnenminister“ und „Oberbefehlshaber des Ersatzheeres“ für den Bau und Ausbau der Arbeits- und Konzentrationslager verantwortlich war. Er fragt zunächst ruhig und gelassen, warum auch Kinder getötet werden sollen. Im Hintergrund ist ein Knacken und Knistern zu hören, das belegt, dass es sich dabei um eine historische Aufnahme

handelt. Himmler beantwortet die Frage selbst, seine Stimme nimmt an Lautstärke und Stimmkraft zu: „Die Kinder werden eines Tages groß werden. Wollen wir so unanständig sein, dass wir sagen: Nein, nein, dazu sind wir zu schwach dazu.“ Dann schreit er ins Mikro: „Das wäre feige gewesen!“ (Ebd., #00:10:58-4#) Beide O-Töne bleiben unkommentiert. Der Museumsguide fährt vor dem Hintergrund eines mechanischen Rauschens fort, dass die SS Spuren zu verwischen versuchte und Zehntausende Häftlinge zu Todesmärschen zwang, von denen wenige überlebten. An dieser Stelle endet die erste Reise von Wakonigg.

Den Beginn der zweiten Reise markiert ein atmosphärischer O-Ton, der unmittelbar danach einsetzt. Zu hören sind das Pfeifen eines eisigen Windes und das Krähen eines Vogels. Wakonigg ist nun in der Rolle einer Nachwuchsjournalistin, mit dem Ziel, über den 50. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz zu berichten. Warum sie den Besuch 20 Jahre nach dem Jubiläum schildert, der als Anlass für den Beitrag dient, wird nicht genannt. Entweder hat sie sie erst jetzt Worte und Raum für die Auseinandersetzung gefunden oder es ist ein Hinweis darauf, dass sie davon ausgeht, dass ihre Eindrücke nicht an Aktualität eingebüßt haben.

Wakonigg erzählt, dass es sie erneut zu den Krematorien zieht. Was sie dort erlebt, bezeichnet sie als ein „surreales Wetteifern um die emotionalsten Momente und darum, wer an diesem Ort am meisten gelitten hat“ (ebd., #00:12:07-6#). Während sie „durch das internationale Blitzlichtgewitter“ taumle, stürzten sich andere Journalist\*innen „auf Politiker und KZ-Überlebende, auf Vertreter verschiedener Nationen, Religionen, politischer und sexueller Ausrichtungen“ (ebd.). Um diesem Trubel zu entgehen, sucht sie einen ruhigeren Platz, wo sie auf einen Überlebenden trifft. Dieses Aufeinandertreffen beschreibt sie so:

WAKONIGG: „Ob aus meiner Familie viele an diesem Ort gestorben sind, möchte er wissen. Ich sage ihm, dass ich aus Deutschland komme. Schlagartig verschwindet sein Lächeln, er weicht zurück und beginnt zu zittern. Verstört fragt er mich, was ich an diesem Tag an diesem Ort tue. Zu einem Gespräch wird es nicht kommen. Augenblicklich ist er umringt von Fotografen. Ein Auschwitz-Überlebender, der von seinen Gefühlen übermannt wird – ein Motiv, nach dem die Weltöffentlichkeit lechzt. Ich gehe. Meine Fotos von diesem Tag habe ich nie veröffentlicht.“ (Ebd., #00:12:59-7#)

Diese Sequenz zeigt besonders eindrücklich, wie die Autorin mit üblichen routineartige Darstellungsweisen in Bezug auf Auschwitz bricht. Sie benennt die Symbolisierung und Emotionalisierung, die sie gegenwärtig an dem Ort beobachtet, und hinterfragt diese zugleich. Obwohl sie harte Kritik an ihrer Zunft äußert, bleibt ihre Stimme erzählerisch. Ihr eher langsamer Sprachrhythmus, ihre ausgewogene und konstant dunkle Sprachmelodie mit einer sehr bedachten Akzentuierung mutet melancholisch an. Dieser Eindruck spiegelt sich auch in der Musik wieder: Einzelne Töne von Streichinstrumenten stechen hervor, die durch sanftes Antippen der Obertöne

sphärische und eher unharmonische Klänge erzeugen. Es sind leere Quinten, Töne weder in Dur noch Moll, die sich keiner eindeutigen Grundstimmung zuordnen lassen. Was die Begegnung mit dem Überlebenden für Wakonigg bedeutet, bleibt offen. Einen möglichen Hinweis gibt der abschließende O-Ton. Eine Zeugin berichtet von einer „aufsteigenden Flamme“ über den Öfen der Krematorien, die sich in die Erinnerung aller Überlebenden eingebrannt habe und deutlich mache, „wie unbegreiflich“ (ebd., #00:13:57-7#) diese Erinnerungen für jene seien, die nicht dabei gewesen waren. Die Musik dauert über den O-Ton hinaus, die Spielweise Pizzicato ist deutlich zu hören. Die Saiten werden nicht mit dem Bogen gestrichen, sondern gezupft, wodurch der Klang abdämpft wird. Da die Töne in Dur-Terz leicht nach oben gehen, gewinnen sie etwas Versöhnliches und Erlösendes. Gleichzeitig bleibt der anfängliche leere und düstere, mittelalterliche Klang erhalten, der dem Gesagten einen nachdenklichen, aber auch leicht verstörenden Eindruck verleiht. Dieser Klang hält noch für etwa drei Sekunden an, dann ist der Beitrag zu Ende. Aus dem Manuskript ist zu erfahren, dass der O-Ton von Charlotte Grunow stammt. Sie wurde am 15. April 1945 von den britischen Alliierten aus dem ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen befreit. Einen Tag später sprach sie im deutschen Programm der BBC über ihre Erlebnisse. Dass ihr Name und der Kontext der Aufnahme im Beitrag von Wakonigg nicht genannt wird, lässt annehmen, dass es weniger um die Person und den historischen Kontext geht, als vielmehr um die Aussagekraft des O-Tons. Dieser soll offensichtlich begründen, warum der Überlebende am Krematorium zu zittern beginnt: Die Erinnerung an die Verbrechen sind unvorstellbar schmerzhaft und werden auch Jahrzehnte später nicht vergessen. Wakonigg verleiht mit dieser Sequenz ihrer Kritik an den Kolleg\*innen Nachdruck, die in ihren Augen Erinnerungen für die Quote ausschachten und zu reflektieren versäumen, was die Erinnerung für die Überlebenden bedeutet.

Betrachtet man die Musik genauer, fällt auf, dass sie von dem Komponisten Arvo Pärt stammt, der auch im Beitrag von Jarzcyk zu hören war (vgl. 4.1.1). Das Stück *Fratres*, das bei Wakonigg zum Einsatz kommt, spielt häufig bei Kriegsdarstellungen eine Rolle, wie dem Spanischen Bürgerkrieg (vgl. Rothauge 2014, S. 280).<sup>58</sup> In Spielfilmen werden Musikstücke wie dieses bewusst verwendet, um Emotionen zu transportieren und um die Erfahrung der Opfer „fühlbar“ (Bullerjahn 2013, S. 537) zu machen. Bei Wakonigg zeigt sich diese emotionale Stützung der Opferperspektive an der Stelle, an der die fingierte Museumsstimme von der Befreiung durch die Alliierten berichtet. In diesem Moment setzt eine einzelne Violine ein, die grell in die Höhe geht,

---

<sup>58</sup> Zu hören ist es bspw. in dem Film *Soldados de Salamina* (Spanien, 2003, Regie: David Trueba), wenn die Kamera über die Leichenberge der Kriegsoffer schwebt.

in der Spielart Vibrato mit geschliffenen, schmierenden Tönen, als handle es sich um ein Wehgeschrei und lautes Klagen über die Opfer, von denen inhaltlich die Rede ist. Damit scheint auf der akustischen Ebene eine Bewertung und Moralisierung vorgenommen zu werden, die auf der inhaltlichen Ebene fehlt, weil die Aussagen zu den NS-Verbrechen unkommentiert bleiben. Eine Moralisierung scheint sich auch in der Sequenz zu finden, in der die verschiedenen Tötungsverfahren geschildert werden, unter die ein seltsames Rauschen gelegt ist. Geht man von Gerlof aus, unterstreichen Geräusche in Holocaust-Repräsentationen die „Gewaltförmigkeit“ (ebd. 2010, S. 351) des NS-Regimes. Diese Aussage lässt die Assoziation mit Auschwitz als „Massenvernichtungsmaschinerie“ aufkommen, die insofern eine Dämonisierung nahelegt, als sie den Tätern die Menschlichkeit abzusprechen scheint. Dem Beitrag von Wakonigg ist auf der akustischen Ebene offensichtlich eine konventionelle Deutungsweise eingeschrieben, die verwundert, da sie nicht widerspruchsfrei zu ihrer Kritik an der Jagd nach emotionalen Momenten ist.

Auch wenn die Darstellung stellenweise Gefahr läuft, die Erinnerungen der Zeug\*innen zu emotionalisieren und zu dramatisieren, bricht sie mit der üblichen Erzählweise. Weil die persönliche Perspektive nicht auf Allwissenheit ausgelegt ist, sondern eine subjektive Reise darstellt, die die Symbolisierung von Holocaust-Erinnerung in Frage stellt, lässt sie Deutungsfreiheiten zu. Vor diesem Hintergrund kann der O-Ton von Himmler auf mehrere Weisen gelesen werden. Der Auszug stammt aus seiner Rede vom 21. Juni 1944 in Sonthofen, die neben seiner Posener-Rede als wichtigster Nachweis über die Planung der Judenvernichtung in Europa dient, weil sie erstmals deutlich ausgesprochen wird (vgl. Longerich 2001, S. 181 ff.). Die Rede ist in dem Beitrag von Wakonigg stark gekürzt und aufgrund der Aufnahmequalität schwer verständlich. So wird ggf. nicht deutlich, dass Himmler seine Hörerschaft vom Mord an Menschen jüdischen Glaubens zu überzeugen versuchte, dass es wirklich „alle“ sein müssen, auch die wehrlosesten unter ihnen, nämlich Kinder. Folgt man den Überlegungen des Historikers David Cesarani gibt die Stimme Himmlers Einblick in die NS-Ideologie, die Antrieb war, diese Morde auszuführen. Die Verbrechen der SS an Kindern unterstreicht die Brutalität und Skrupellosigkeit des Regimes, indem sie vor dem Mord an Kindern nicht zurückschreckten. Sie zeigt zudem, dass mit dem Mord an Frauen und Kindern eine neue Stufe erreicht wurde: Es geht um Völkermord, weil auch die Nachkommen ausgelöscht werden sollten (vgl. ZDF 2014). Folgt man Raphael Gross verweist die Stimme auf das nationalsozialistische Moralsystem. Der Begriff der „Anständigkeit“ gehörte neben „Ehre“, „Treue“ und „Kameradschaft“ zu den „NS-spezifischen Tugenden“ und diente als Rechtfertigung für den Massenmord. Angestrebt sei eine

partikulare „Volksgemeinschaft“ gewesen, die Menschen jüdischen Glaubens radikal ausgeschlossen habe. Die eigene Ehre habe darauf beruht, „von allem Jüdischen unberührt zu bleiben“ und das „deutsche Blut“ zu schützen, was in unzähligen Gesetzen festgeschrieben worden sei. Dieses Moralsystem habe auf einer Weltanschauung gefußt, Menschen jüdischen Glaubens als „Rasse“ und nicht als „Religionsgenossenschaft“ zu betrachten. Mit der Folge, dass ihnen „besonders negative moralische“ Eigenschaften zugesprochen worden seien: „Sie müssen bekämpft werden, weil sie ‚schlechte‘ Menschen sind.“ (Ebd., S. 19)

Weil der Kontext des O-Tons von Himmler in dem Beitrag nicht benannt ist, kann seine Stimme ggf. ein Anreiz sein, sich mit den Hintergründen seiner Rede auseinanderzusetzen. Ein weiterer Anreiz für eine persönliche Reflexion ist eventuell das Ende. Welche Schlüsse genau Wakonigg aus der Begegnung mit dem Überlebenden in Auschwitz zieht, bleibt offen. Die Hörer\*innen müssen die Frage nach dem Umgang mit Schuld und Erinnerung in der Gegenwart für sich selbst beantworten. Auf diese Weise wird das Oberthema „Auschwitz und ich“ an die Hörer\*innen weitergegeben und auf diese Weise zu ihrem Thema gemacht.

4.2.2 „...das gilt aber auch mit gewissen Abstrichen für uns und die Flüchtlinge.“  
Analogisches Erzählen: Fragen nach Gemeinsamkeiten zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

Musterbeitrag: „Das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau“, moderiert von Meike Rosenplänter, Sendereihe *Eine Stunde History* am 12. Mai 2017 um 20 Uhr auf *Deutschlandfunk Nova*, Dauer: 37:21 Minuten

Als „jüngstes Programm der *Deutschlandradio-Familie*“ richtet sich *Eine Stunde History* an „alle, die besonders neugierig sind: jung, frisch, knackig, innovativ.“<sup>59</sup> Die Sendereihe erscheint jeden Montag auf *Deutschlandfunk Nova*, dem Jugendradio und Wissensradio von DLF. Es behandelt eine Stunde lang an einem historischen Beispiel die Fragestellung, wie Vergangenheit und Zukunft zusammenhängen. Als Anlass der ausgewählten Folge dient der 12. Mai 2017, der Beginn der industriellen Massenermordung durch den Einsatz von Zyklon B. Ausgehend von diesem Datum wird die Arbeitsweise des Vernichtungslagers, der Auschwitzprozess und die Frage nach den

---

<sup>59</sup> DLF (o.J.): „Deutschlandfunk Nova“, URL: <https://www.deutschlandradio.de/deutschlandfunk-nova.2144.de.html> (zuletzt aufgerufen am 24.3.2021).

Tätermotiven in den Blick genommen. Dazu sind verschiedene Darstellungsformen wie Bericht und Interview durch eine Moderation verbunden.<sup>60</sup>

Die Moderation zeichnet sich dadurch aus, dass sie einen neuartigen Blick auf das Thema wirft, indem sie Parallelen zwischen Gegenwart und Vergangenheit zieht und nach Gemeinsamkeiten und Differenzen fragt. Meike Rosenplänter formuliert als Einstieg in die Sendung eine Anekdote über ihre Begegnung mit einem Überlebenden im Holocaust-Museum in Washington D.C. Dieses Treffen habe „Schuldgefühle“ in ihr ausgelöst, „für das, was mein Volk dem seinen angetan hat“, daher möchte sie dazu beitragen, „damit es nie wieder passiert.“ Zudem habe sie nicht gewusst, wie sie sich dafür hätte „entschuldigen sollen. Ein Sorry reicht einfach nicht aus, um die Ermordung von etwa sechs Millionen Juden zu entschuldigen“ (Rosenplänter 2017, #00:00:07-6#). Diese Worte werden von einem Jingle begleitet, der vor dem Hintergrund einer kraftvollen Posaune den Namen der Sendung und den Titel der Folge verkündet. Die auf diese Weise präsentierte Moderation soll offensichtlich nicht nur den Inhalt der Sendung anpreisen. Sie gibt zugleich die Lesart für den weiteren Verlauf vor, wie die nachfolgende Sequenz zeigt.

Unmittelbar nach dem Jingle tritt Rosenplänter in einem „Mikrofondialog“ (Arnold 1999, S. 165) mit ihrem Kollegen Matthias von Hellfeld, dem Geschichtsexperten der Redaktion. Rosenplänter setzt ihren subjektiven Erzählstil fort: Wenn sie mit ihrer 92-jährigen Tante spreche, sage diese immer, sie habe nichts von den Verbrechen gewusst. „War das tatsächlich so? War der Plan, die Juden zu vernichten, in der deutschen Öffentlichkeit unbekannt?“ (Ebd., #00:03:32-4#) Von Hellfeld greift die Perspektive auf und verbindet sie mit der Gegenwart.

VON HELLFELD: „Wir hören ja ab und an Berichte, dass Menschen im Mittelmeer ertrunken sind, weil sie aus Afrika nach Europa mit wirklich See-untauglichen Booten geflohen sind. [...] Darüber und über die Umstände in den Flüchtlingslagern haben wir Informationen, aber mehr als Worte des Bedauerns habe ich jedenfalls bisher nicht gehört. Es ist nämlich für uns alle viel einfacher, das alles auszublenden und unser eigenes Leben einfach weiterzuführen.“ (Ebd., #00:03:45-5#)

Zwar gebe es heute keine Diktatur mehr und andere Möglichkeiten, sich zu informieren. Was den Holocaust mit den Geflüchteten im Mittelmeer für ihn vergleichbar mache, sei das „untätige Zuschauen der Gesellschaft“.

VON HELLFELDT: „Wenn wir selber uns also fragen, warum haben unsere Großeltern nicht gegen die Ermordung der Juden protestiert, dann müssen wir zwei Dinge mindestens im Auge behalten. Erstens, sie lebten damals unter den Bedingungen einer Diktatur ohne die Möglichkeit, sich

---

<sup>60</sup> Philipp Eins berichtet über „Einen Tag in der Hölle“, Annegret Schüle spricht über das Unternehmen *Topf & Söhne*, das Krematorienöfen für das Lager Auschwitz baute, Werner Renz wird zum Auschwitz-Prozess und Nicolas Wachsmann zu den Motiven der Täter\*innen interviewt.

umfassend zu informieren. Und zweitens, war es für viele Deutsche bequemer, nicht aufzumucken, wegzuschauen und eben einfach das Maul zu halten. Das macht es nicht besser, aber das gilt aber auch mit gewissen Abstrichen für uns in Bezug auf die Flüchtlinge, von denen wir wissen, dass viele im Mittelmeer ertrinken.“ (Ebd., #00:04:35-2#)

Offensichtlich sind in dieser Sequenz Ansätze der neueren Holocaustforschung angewandt, die den Blick von den Opfern und Täter\*innen weg hin zu gesellschaftlichen Akteur\*innen lenken. Raul Hilberg (1992) hat die Kategorie der Zuschauer\*innen geprägt, um zu berücksichtigen, dass die Ermordung der Juden ohne eine Vielzahl gesellschaftlicher Akteur\*innen und Mitwisser\*innen nicht möglich war. In der Geschichtsdidaktik und Erziehungswissenschaft wird diese Kategorie mit der Hoffnung verbunden, zum „besseren Verständnis“ des Holocaust zu verhelfen, weil sie ein „realitätsgerechtes Bild der Mehrheitsbevölkerung“ zeichnet, „die nicht funktional an der ‚Endlösung der Judenfrage‘ mitwirkte, aber durch ihre weitgehende Indifferenz, Empfindungslosigkeit und Trägheit zum reibungslosen Ablauf des Holocaust entschieden“ (Schinkel 2018, S. 29) beitrug. Giesecke und Welzer befürchten, dass mit der Kategorie der Zuschauer\*innen historische Akteur\*innen eine „vergleichsweise harmlose Rolle zugewiesen“ bekommen, weil sie suggeriert, das „Fehlverhalten“ der Zuschauer\*innen beschränkt sich darauf, „nicht (genug) eingegriffen und somit Schlimmes nicht verhindert zu haben“ (ebd., 2012, S. 37). Frank Bajohr und Andrea Löw gehen davon aus, dass in der nationalsozialistischen Ausgrenzungsgemeinschaft die Übergänge von Täter\*innen und Zuschauer\*innen fließend waren und halten die Kategorie daher für „sinnvoll“, weil sie zeigt, dass „im Holocaust eine große Gruppe von Menschen eine noch größere Gruppe anderer Menschen ermordete und das Gros der damaligen Zeitgenossen weder zur einen noch zur anderen Kategorie zählte“ (ebd. 2015, S. 10).

Matthias von Hellfeld greift die historische Perspektive der/des Zuschauenden auf und bringt sie mit der „Flüchtlingskrise“ in Verbindung. Geht man von Heidemarie Uhl (2012) aus, bringt er mit diesem Vergleich einen Aspekt in die Diskussion ein, die auf eine Neurahmung der deutschen Erinnerungskultur verweist. Diese Neudeutung äußert sich in einer gesellschaftlichen Übernahme der Verantwortung für die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die in der Formulierung „Wir“ (ebd., S. 207) sichtbar wird. Die *Universalisierung* des Holocaust schreibt die Judenvernichtung als Bewertungsmaßstab fest, an dem alle anderen Genozide und Menschenrechtsverletzungen gemessen werden. Kritiker\*innen befürchten, dass sich dadurch die Konkretion und Präzision der Judenvernichtung verlieren, die NS-Verbrechen banalisiert und Veränderungen des moralisierenden Diskurses fortgesetzt und ein historisches Urteilsvermögen verhindert werden könnten (vgl. Jureit 2010, S. 101 f.). Diese Befürchtung ist im Fall von *Eine Stunde History* nicht

gegeben. Die Sendung behält die Singularität des Holocaust im Blick, indem sie versucht, die Zusammenhänge der industriellen Massenvernichtung mittels der Rolle der Zuschauer\*innen zu erklären.

Auffällig ist, dass diese Herangehensweise mit einem stark moralisierenden Standpunkt verbunden ist. Von Hellfeld greift die Schuldfrage auf, die Rosenplänter zu Beginn des Beitrags in die Diskussion einbringt und überführt sie in einen Verantwortungsdiskurs dadurch, dass er sein Verhalten und das der Zeitgenoss\*innen reflektiert. Dabei kritisiert er auf harsche und umgangssprachliche Weise („Maul halten“) jene, die sich seiner Ansicht nach dieser humanistischen Aufgabe verwehren – „wir alle“. Es drängt sich der Eindruck eines „erhobenen Zeigefinger[s]“ (Assmann 2013, S. 96) auf, die an einen „erbitterten Ton der Tribunalisierung“ (Thamer 2007, S. 88) der „68er Bewegung“ erinnert. Spätestens an dieser Stelle stellt sich die Frage nach der Funktion des journalistischen Ich in dem Beitrag von Rosenplänter. Für eine Moderation ist Subjektivität nicht untypisch. Im Regelfall jedoch spricht eine Moderatorin in ihrer Rolle als Journalistin und als Vertreter eines Rundfunksenders und nicht als Privatperson (vgl. Jautz 2009, S. 265). Diese subjektive Erzählweise findet sich auch in anderen Folgen von *Eine Stunde History*. Von Hellfeld begründet die Subjektivität mit den Worten:

„Wir lassen keine Gelegenheit aus, uns klar zu positionieren. [...] Wir sagen, dass es Antisemitismus heute auch gibt und zwar massiv. Das impliziert natürlich auch, dass wir uns davon distanzieren und uns gegen diese Einflüsse wehren. Wir nehmen wirklich andauernd Stellung gegenüber populistischen Strömungen in Deutschland und Amerika und anderswo, weil wir einfach sagen, dass die Welt kompliziert ist und es keine einfache Antwort gibt.“ (Pläcking 2020)

Obwohl der Beitrag auf diese Weise stark moralisiert, bricht er mit konventionellen Erzählweisen des Holocaust. Der Blick auf neue Akteur\*innen knüpft an die Gegenwart der Hörer\*innen an. „Deutsche Schuld“ wird als Grundlage für einen Vergleich genommen, der Verständnis vor dem Hintergrund neuerer erinnerungskultureller Tendenzen und geschichtswissenschaftlicher Erkenntnisse schafft. Aufgrund des harschen Tons des Redakteurs drängt sich der Eindruck auf, dass es vordergründig um moralische Schuld geht, die ein Verdrängen und Verleugnen der NS-Verbrechen einer Gesellschaft kritisiert. Jedoch scheint sie weniger als Maßstab für gegenwärtige Menschenrechtsverletzungen zu dienen als vielmehr als Anreiz, sich neu mit dem Holocaust auseinanderzusetzen, weil es zur Identität jeder/jedes Deutschen gehört. Damit bestätigt sich die Annahme von Wetzel (2008), dass der Holocaust „als Schablone für viele aktuelle Probleme von Asyl, Flucht, Genozid, Mehrheit und Minderheit, Fremdheitsgefühle im eigenen Land dienen“ kann, sofern er mit dem „jeweiligen historischen Kontext vermittelt“ wird und „nicht zu einer Gleichsetzung“ führt, „die die Gefahr einer Verharmlosung des Holocaust birgt“.

### 4.3 Deutungsmuster: Reflexion über die Erinnerungskultur mittels aktueller politischer Debatten

Dieses Deutungsmuster zeichnet sich dadurch aus, dass die Sendungen weniger historische Jahrestage als vielmehr politische und gesellschaftliche Entwicklungen zum Anlass für eine Berichterstattung nehmen und darüber den Fokus auf den gegenwärtigen Umgang mit der Holocaust-Erinnerung legen. Die folgenden zwei Beiträge stammen aus tagesaktuellen Sendungen mit dem Schwerpunkt Politik und Kultur. Ihnen ist gemeinsam, dass sie ausgehend vom Einzug der AfD in den Bundestag im Jahr 2017 den Stand der Erinnerungskultur hinterfragen. Die Beiträge unterscheiden sich in den Darstellungsformen Kommentar und Bericht.

#### 4.3.1 „Ist damit eine neue Qualität des Umgangs mit der Verantwortung der Deutschen erreicht?“ Die Frage nach dem Zusammenhang von AfD und Antisemitismus.

Musterbeitrag: „Brauchen wir einen Neustart für die Erinnerungskultur?“ moderiert von Ariane Focke, gesendet am 17. November 2017 auf *hr-iNfo Politik*, Dauer 25:34 Minuten

Die Informationssendung *iNfo-Politik* des *Hessischen Rundfunks* behandelt „Innen- und Außenpolitik sowie politische Aspekte aus den Bereichen Bildung, Umwelt und Entwicklung“ und bringt laut Jingle „Perspektiven und Positionen auf den Punkt“. Am 17. November 2017 dreht sich die Sendung um die Frage, ob und wie sich Erinnerung mit dem Einzug der AfD in den Bundestag verändert hat. Die Journalistin Ariane Focke nimmt diese Frage zum Anlass, in einen Dialog mit der letzten 96-jährigen Auschwitz-Überlebenden Trude Simonsohn als eine der letzten Zeug\*innen zu treten und sie nach ihrer Meinung zu befragen: Wie sieht sie es, dass mit der AfD eine Partei mitregiert, die eine Änderung der Erinnerungskultur um 180 Grad fordere und wie man die Nachgeborenen, speziell die Jugendlichen mit Migrationshintergrund, heute dazu bringen könne, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen? Die Zeugin antwortet, dass sich erst die Politik um Alexander Gauland, einem der zwei Fraktionsvorsitzenden der Bundestagsfraktion der AfD, herum im Lande ändern müsse, bevor Erwartungen an die Jugend gestellt werden dürften. Weil Focke die Antwort der Zeugin als Grundlage für Gespräche mit weiteren Diskussionspartner\*innen nimmt, stellt der Beitrag ein eher unkonventionelles Beispiel dar.

Einer der Diskussionspartner ist ihr Kollege Matthias Käppeler aus der *hr-INfo* Politikredaktion. Sie fragt ihn, wie er den Zusammenhang zwischen AfD und Antisemitismus einschätzt: „Viele Zeitzeugen auch wie Trude Simonsohn nennen ja auch die AfD, wenn sie über antisemitische

Stimmungen berichten oder Verharmlosung des Holocaust.“ (Focke 2017, #00:18:42-7#) Käppeler bestätigt diese Aussage und entkräftet sie zugleich, indem er erklärt, dass dies nicht auf alle AfD-Parteimitglieder zutrifft und meist nur dann, wenn es um muslimische Flüchtlinge geht, „weil es eben sehr oft Israel-Feindschaft und Antisemitismus unter arabischstämmigen Menschen in Deutschland gibt“ (ebd., #00:17:42-0#). Doch seien es weniger judenfeindliche Aussagen, die man aus der AfD höre, als vielmehr die Klage, dass viele die Erinnerung an den Holocaust nicht enden lassen wollten. So benutze die AfD-Fraktionschefin im Bundestag Alice Weigel „ganz explizit dieses Wort Schuld-Kult“; Björn Höcke, der Thüringer Landeschef der AfD, fordere „eine erinnerungspolitische Wende um 180 Grad“ und Jörg Meuthen, der Parteivorsitzende, spreche vom „Selbsthass der Deutschen“ (ebd., #00:20:39-5#).

Durch diese differenzierte Betrachtungsweise macht der Dialog zunächst einen sachlichen und ausgewogenen Eindruck. Er beleuchtet mehrere Seiten, die Politiker\*innen sprechen für sich selbst bzw. werden direkt zitiert. Dieses Vorgehen scheint dem Thema der Sendung Rechnung zu tragen. Die Frage „Braucht es eine neue Erinnerungskultur?“ suggeriert, kritisch auf den gegenwärtigen Umgang mit Erinnerung zu blicken. Jedoch wirft das Vorgehen, wie die Frage beantwortet wird, den Verdacht auf, mehr einem moralisierenden denn aufklärenden Gedanken zu folgen. Geht man von Krankenhagen aus, knüpft die Frage an einen bestehenden „Machtdiskurs“ (ebd., 2001, S. 3) an, der einer tatsächlichen Auseinandersetzung mit Erinnerungskultur eher entgegensteht, weil eine Diskussion über „Schuldige und Nicht-Schuldige auf der Meta-Ebene“ fortgeführt wird, die sich „aus der konkreten Schuld der begangenen Morde und der daraus resultierenden Unterscheidung von Opfern und Täter der Vernichtung“ (ebd. 2001, S. 10) speist. Demnach geht es um die Frage nach einem angemessenen Umgang mit Schuld. Diese Annahme bestätigt, dass Focke den Beitrag mit der Perspektive auf die Opfer beginnt, in dem sie die Zeugin mit den Worten zitiert: „Das bin ich den Toten schuldig. Sagt Trude Simonsohn. 96-Jahre alt und Holocaust-Überlebende.“ Focke betont selbst, dass diese Subjektivität für sie ungewöhnlich ist.

FOCKE: „Für diese Sendung durfte ich Trude Simonsohn treffen. [...] Ich sage ganz bewusst ‚ich durfte sie treffen‘, das sage ich normalerweise nicht bei Interviewpartnern, aber bei Trude Simonsohn kann ich einfach nicht anders. Denn die Zeitzeugen, die von den Gräueltaten der Nazis noch aus eigener Erfahrung berichten können, die gibt es immer weniger.“ (Ebd., #00:00:48-1#)

Besonders deutlich scheint sich der moralisierende Bezug zu zeigen, als sich Focke an ihren Kollegen Käppeler wendet, um ihn zu fragen, was die politischen Entwicklungen für den Umgang mit Schuld bedeutet.

FOCKE: „Christoph, würdest Du denn sagen, dass jetzt damit eine neue Qualität des Umgangs mit der deutschen Schuld, mit der Verantwortung der Deutschen erreicht ist, in dem besorgniserregendem Grad, den ja auch grade die Vertreter der Opfer feststellen?“ (Ebd., #00:20:59-4#)

Dass auch den Aussagen von Käppeler eine moralisierende Deutung eingeschrieben zu sein scheint, zeigt seine Antwort. Er sagt, dass es mit dem Erstarren der AfD im Bundestag mehr Politiker gebe, die einen Schlussstrich unter die Auseinandersetzung mit dem Holocaust forderten, „und das ist, glaube ich, schon was Neues“ (ebd., #00:21:12-9#). Als Beispiel nennt er Martin Hohmann, der bis 2003 Mitglied der CDU war und damals mit einer entsprechenden Aussage aufgefallen sei, die daraufhin im O-Ton zu hören ist:

HOHMANN: „Solch gnädige Neubetrachtung oder Umdeutung wird den Deutschen nicht gestattet, das verhindert die zurzeit in Deutschland dominierende politische Klasse und Wissenschaft mit allen Kräften. Mit geradezu neurotischem Eifer durchforschen immer neue Generationen deutscher Wissenschaftler auch noch die winzigsten Verästelungen der NS-Zeit.“ (Ebd., #00:23:12-9#)

Käppeler fährt fort, dass aus Hohmanns Rede ein „großes Leiden“ herauszuhören ist, „dass man angeblich ständig über die deutsche Schuld“ spricht. Damals „flog Martin Hohmann mit so einer Haltung aus der CDU und dem Bundestag raus.“ Heute ist er mit der AfD und „vielen, vielen Gesinnungsgenossen“ zurück. Hohmann „scheint von dieser deutschen Schuld, die man nicht abstreifen kann, weil es sie nun Mal gibt, regelrecht besessen“ (ebd., #00:20:39-5#). Käppeler klingt an dieser Stelle leicht abfällig, als würde er den Politiker nicht ernst nehmen. Eine Differenzierung in mögliche Motive hinter der Forderung nimmt er nicht vor. Er erklärt nicht, ob es sich dabei um einen Ansatz des *Sekundären Antisemitismus* handelt, um jene Form der Holocaust-Leugnung und -relativierung, die auf Judenhass als Schuldabwehr oder auf Gefühlen des Scheiterns begründet liegt, angesichts „einer unbewältigbaren Vergangenheit“ (Gessler 2006). Zudem bleibt unerwähnt, welche Konsequenzen Reden über den „Schuld-Kult“ haben können. Geht man von Michael Brenner aus, mache die AfD den Antisemitismus, der lange „tabuisiert“ worden sei, „bundestagsfähig“, weil sie damit auf „Stimmenfang“ (Filser/Thurau 2021) gehe. Mit dieser fehlenden Reflektion läuft der Beitrag von Focke u.U. Gefahr, zu suggerieren, dass die Frage nach der Zukunft der Erinnerung hauptsächlich von Parteien wie der AfD abhängt, was ggf. Hörer\*innen dazu verleiten könnte, sich aus der Verantwortung zunehmen. Diese Annahme wird dadurch gestützt, dass Käppeler mehr auf den Umgang der Politiker\*innen mit Erinnerung eingeht, als auf ihre antisemitischen Äußerungen. Damit drängt sich der Eindruck auf, als würden die Forderungen der AfD nach einem „Schlussstrich“ unter die Geschichte schwerer wiegen.

#### 4.3.2 „Es war ein würdiges Gedenken.“ Der Versuch einer positiven Deutung des Umgangs mit negativer Erinnerung

Musterbeitrag: „Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Bundestag“ von Almut Engeli, gesendet am 1. Februar 2018 auf RBB *Kulturradio*, Dauer: 3:28 Minuten

Das *Kulturradio* ist das Klassik- und Kulturprogramm des RBB für den Raum Berlin und Brandenburg. Seit 2003 produziert es täglich Sendungen, die Informationen aus dem Kulturleben enthalten, wie Empfehlungen für Theater, Konzerte, Literatur und Events. Am Wochenende sind auch Features und Essays zu hören.<sup>61</sup> Am 1.2.2018 geht ein Kommentar von Almut Engeli auf Sendung. Sie bezieht sich auf die Bundestagsrede zum Gedenken an die Opfer des Holocaust, die in diesem Jahr das erste Mal im Beisein der AfD stattfindet.<sup>62</sup> Sie nimmt diesen Anlass als Grundlage, den Umgang der Anwesenden mit der Erinnerung an die Judenvernichtung zu thematisieren. Zwar handelt es sich bei dem „Holocaust-Gedenktag“ um eine spezifische Form des öffentlichen Erinnerens, die kulturell geprägt ist. Es ist jedoch vor allem ein politisches Gründungsereignis und politisches Ritual. Dass sich das *Kulturradio* mit dem Thema befasst, scheint sich dadurch zu erklären, dass die Zeugin eine der „letzten bekannten Überlebenden des Mädchen-Orchesters“ (Engeli 2018, #00:00:29-9#) in Auschwitz ist, wie es in der Anmoderation zu dem Beitrag heißt. Was den Kommentar zu einem unkonventionellen Beispiel macht, ist, dass Engeli nicht nur auf die AfD einen kritischen Blick in diesem Kontext wirft, sondern auf alle anwesenden Akteur\*innen der Zeremonie.

Zu Beginn des Beitrags bringt Engeli, wie es die Medienlogik des Kommentars vorsieht, ihre Kernaussage auf den Punkt: „Es war ein würdiges Gedenken.“ (Engeli 2018, #00:00:29-9#) Als erstes Argument für diese Aussage dient ihre Beobachtung, die Gedenkfeier sei „konkret“ gewesen, „ohne überflüssiges Pathos“ und „ohne sich im Kleinklein des politischen Alltags zu verheddern“. Engeli bezieht sich dabei auf die Eröffnungsrede des Bundestagspräsidenten Wolfgang Schäuble. Er habe einen Bezug zwischen Vergangenheit und Gegenwart hergestellt, ohne dem „Entsetzen von Auschwitz zu gedenken“. Stattdessen habe er deutlich gemacht, worum es gehe: „Lehren zu ziehen“, dass der „Vernichtung die Ausgrenzung der Anderen“ vorausgegangen war, dass heute „Hassverbrechen gegen Flüchtlinge und Zugewanderte zunehmen, gegen Menschen,

---

<sup>61</sup> Vgl. „Kulturradio (RBB) (o.J.)“. In: Ard.de, URL: [https://www.ard.de/home/Kulturradio\\_RBB\\_/557868/index.html](https://www.ard.de/home/Kulturradio_RBB_/557868/index.html) (zuletzt aufgerufen am 29.3.2021).

<sup>62</sup> Diese Rede wird traditionell am 27. Januar gehalten, am Tag der Befreiung des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz. 2018 fand die Bundestagsrede am 1. Februar statt.

die aussehen, als könnten sie Fremde sein, Angriffe nicht nur gegen Juden, sondern auch auf Moscheen und Muslime.“ Schäubles Rede lässt offensichtlich Assoziationen mit der AfD aufkommen, denn Engelien fährt daraufhin fort:

ENGELIEN: „Ich muss gestehen, ich habe an dieser Stelle etwas gezittert. Nicht weil ich fürchtete, die AfD würde nun mit Zwischenrufen stören – die AfD wirkt viel zu intensiv um jüdische Sympathien, als dass sie an dieser Stelle würde unangenehm auffallen wollen. Ich zitterte, weil ich dachte, hoffentlich erwähnt er nicht die AfD. Es wäre ein furchtbarer Missklang gewesen, an dieser Stelle einer Partei, die offene Antisemiten in ihren Reihen duldet, die Ehre namentlicher Würdigung zu erweisen.“

Stattdessen habe Schäuble seine Rede „mit Konzentration und Nachdenklichkeit“ fortgesetzt und betont, dass „Auschwitz“ deutlich mache, „dass wir uns auf die Beständigkeit demokratischer Errungenschaften und Institutionen nicht verlassen können.“

Eine zweite Begründung für die These des „würdigen Gedenkens“ formuliert Engelien in Hinblick auf Lasker-Walfisch, der Auschwitz-Überlebenden und Hauptrednerin der Zeremonie. Der lange Applaus, den sie nach ihrer Rede bekommen habe, sei auch von der AfD gekommen, die sonst „nie mitapplaudierte, wenn es um die Lehren aus dem Holocaust ging.“ Auch wenn es von einigen Fraktions-Mitgliedern „reine Heuchelei“ gewesen sein mag, habe Engelien „mit Freude gesehen“, dass sie einer Holocaust-Überlebenden zuhören und applaudieren mussten, obwohl bekannt sei, dass der Abgeordnete Wilhelm von Gottberg vom „Mythos Holocaust“ spreche und damit in den Verdacht gerate, eine eher revisionistische Meinung zu vertreten.

Am Ende des Beitrags bringt Engelien ihre Kernaussage nochmals auf den Punkt. Sie bezeichnet die AfD als „sehr rechte und sehr unklare“ Partei, weil sie es sich nicht nehmen lasse, „gegen Muslime pauschal zu hetzen“ und zugleich „einer hervorragenden Resolution zum Kampf gegen den Antisemitismus im Deutschen Bundestag vor drei Wochen zugestimmt“ zu haben. „Es tut gut, ein Parlament zu erleben, dass sich von der Anwesenheit einer solchen Partei in seiner Richtung und seiner Würde nicht beeindruckt lässt.“

Folgt man Assmann und Brauer, ist der Gedenktag an die Opfer des Holocaust eine Form der öffentlichen Erinnerung und „ein wichtiges Instrument der öffentlichen Meinung“. Darin zeige sich wie in keinem anderen Gedenktag die Institutionalisierung des Holocaust als „negativer Gründungsmythos für Europa“ (ebd. 2011, S. 75). Der Gedenktag sei geschaffen worden, um der NS-Verbrechen zu gedenken, politische Traditionen zu legitimieren und eine gemeinsame historische Identität zu stärken (vgl. Bergmann 2009, S. 26 f.). Damit ist der politische Gedenktag ein ritualisiertes, symbolisch verdichtetes Ausdrucksmittel, das über die Rückbesinnung auf den Holocaust für den Bestand des politischen Systems dient (vgl. Schiller 1993, S. 32 ff.). Wegen seiner

starken Normierung wird der Gedenktag stark kritisiert, insbesondere wegen des ständigen „Widerkäuen von Pathos-Formeln“, den „leeren rituellen Wiederholungen (Assmann 2013, S. 76)“ sowie den damit verbundenen „Machtdemonstrationen“ (Bergmann 2009, S. 29), die u.U. andere ausschließt. Die Auseinandersetzung mit diesen zwei Kritikpunkten scheint Engeliens Kommentar zugrunde zu liegen. Den ersten Punkt – den der normierten inhaltlosen Sprache und wiederkehrenden Narrative – schließt sie bereits zu Beginn ihres Kommentars aus, indem sie erklärt, „kein politisches Kleinklein“ erkannt zu haben. Auch den zweiten Punkt – der Machtdemonstrationen – schließt sie aus. Indem sich das gesamte Parlament auf das Gedenken konzentriert und der Zeugin *standing ovations* gibt, schließt sich weder die AfD aus, noch wird sie von anderen ausgeschlossen. Damit scheint Engeliens das politische Gedenkritual auf eine mögliche „Selbstdarstellung“ (Assmann 2013, S. 78) der Akteur\*innen hin zu überprüfen. Applaus scheint in diesem Fall als Indikator für einen „angemessenen“ und „authentischen“ Umgang mit Holocaust-Erinnerung zu dienen; er zeigt sich hier als gesellschaftliche Konvention, der über das Klatschen Zustimmung oder Anpassung signalisiert (vgl. Toelle 2018, S. 78 ff.).

Auffällig ist, dass Engeliens ihre Beobachtungen ohne expliziten Opfer- oder Schuldbezug formuliert. Stattdessen unterzieht sie auch Lasker-Walfisch einer kritischen Betrachtung mit dem Urteil: Auch sie ist „frei von jeder Phrase“. Dadurch, dass Engeliens alle Akteur\*innen der Gedenkzeremonie differenziert betrachtet, bricht sie mit konventionellen Erzählweisen. Sie formuliert kein „Entsetzen“ über Auschwitz und zieht keine „kategoriale Trennlinie zwischen einer rassistischen nationalsozialistischen Gesellschaft und einer nicht-rassistischen demokratischen Gesellschaft“ (Brod/Vollert 2013, S. 10). Sie reißt diese eher buchstäblich ein, indem sie schildert, „wie gelassen der Sohn von Anita Lasker-Walfisch, Rafael Walfisch, nur eine Armlänge von Herrn Gauland sitzend die Veranstaltung verfolgte.“

Geht man von Assmann aus, ist Engeliens Vorgehen durchaus zu begrüßen, da sonst keine konstruktive Auseinandersetzung mit politischen Erinnerungsritualen stattfindet. Dennoch ist fraglich, inwieweit die Journalistin zu einem „selbstkritische[n], problematisierende[n] Durcharbeiten“ (ebd. 2013, S. 81) dieser Inszenierung beiträgt. Es gibt Anzeichen, dass sie einem Muster folgt, das sich aus einem Metadiskurs im Umgang mit „angemessener“ Erinnerung speist. Es scheint, als trage Engeliens vor dem Hintergrund zusammen, was in den vergangenen Monaten öffentlich um die AfD bezüglich ihres Umgangs mit Erinnerung diskutiert wurde. Zwei Momente in dem Kommentar lassen eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema annehmen, es sind die Momente, in denen sie ihre emotionalen Reaktionen formuliert: „ich habe gezittert, hoffentlich

erwähnt er nicht die AfD“ und „ich habe es mit Freude gesehen“, als auch die AfD-Fraktion applaudierte. Bei genauerer Betrachtung jedoch wirken die Formulierungen überzogen. Zittern ist ein Hinweis auf starke Emotionen wie Angst und Furcht. In dem Beitrag von Wakonigg (2015) zitterte ein Überlebender, als er auf eine Deutsche traf, vermutlich, weil er sein Trauma wiederholt sah. Der Verdacht drängt sich auf, dass Engeliens Emotionalisierung fortschreibt, die der Auseinandersetzung mit dem Holocaust eingeschrieben ist. Brauer und Assmann zufolge müssen nicht nur die politische Inszenierung hinsichtlich ihrer standardisierten Gesten und Sprechweisen hinterfragt werden, sondern Holocaust-Repräsentationen im Allgemeinen (vgl. ebd. 2011, S. 74 f.). Sie sind „mit großer latenter Gefühlsladung“ behaftet, weil „große Blöcke der deutschen Zeitgeschichte auf der Täter-Opfer-Achse [...] von den Tätern weg, hin zu den Opfern“ (Raulff 2015, S. 109) verschoben sind. Die Forderung, emotionale Deutungsmuster im Kontext der Darstellung von Holocaust-Erinnerung zu hinterfragen, scheint im medialen Diskurs noch nicht angekommen bzw. noch nicht laut genug diskutiert worden zu sein.

#### 4.4 Deutungsmuster: Im Dialog mit ausgegrenzten Stimmen

Das folgende Kapitel handelt von Deutungsmustern, die Akteur\*innen zu Wort kommen lassen, die im Kontext der Holocaust-Erinnerung oft erwähnt werden, selbst aber eher selten zu hören sind: Migrant\*innen, Bürger\*innen und rechtsradikale Jugendliche. Die Akteur\*innen und ihr Umgang mit Erinnerung sind auf unterschiedliche Weise in die folgenden drei Beiträge eingebunden und eröffnen damit einen jeweils spezifischen Zugang zu dem Thema.

##### 4.4.1 „Also mich persönlich interessiert Auschwitz privat überhaupt nicht mehr.“

###### Der Umgang mit Andersdenkenden

Musterbeitrag: „Nationalsozialismus – Auschwitz vermitteln“ moderiert von Elif Senel, gesendet am 27. Januar 2015 um 12:10 Uhr auf WDR5 in der Sendereihe *Tagesgespräch*, Dauer: 36:33 Minuten

Auf WDR5, dem Informationsradio des *Westdeutschen Rundfunks*, läuft das *Tagesgespräch* montags bis freitags von 12:10 bis 13 Uhr. Es ist ein Mitmachformat unter dem Motto: „Mitdiskutieren, worüber Deutschland spricht.“ Jeden Werktag wird eine gesellschaftspolitische Frage zum aktuellen Geschehen behandelt, die Hörer\*innen mit einer/einem Moderator\*in und einem Studiogast diskutieren können. Am 27. Januar 2015, zum 70. Jahrestag des Gedenkens an die Befrei-

ung von Auschwitz, ist das die Frage, wie die Geschichte des ehemalige Konzentrations- und Vernichtungslager vermittelt werden kann, vor dem Hintergrund, dass die letzten Zeug\*innen bald gegangen sein werden und Deutschland sich zunehmend zu einem Einwanderungsland entwickelt. Diese Frage ist explizit an die Hörer\*innen gerichtet: Wie gehen sie mit der Vergangenheit um, wie haben sie von der Geschichte des Holocaust erfahren, wie geben sie diese weiter und wo stoßen sie dabei an ihre Grenzen? Die Sendereihe nimmt Bezug zu dem Oberthema „Auschwitz und ich“, die auf einen zeitgemäßen Umgang mit Erinnerung abzielt. Das Publikum live einer Sendung über das Telefon zuzuschalten, ist das, was für Andrew Crisell die Stärke des Radios ausmacht, weil es private und u.U. abweichende Meinungen von öffentlich nicht vertretenen Gruppen zu Gehör bringt (vgl. ebd. 1994, S. 192). Diese Annahme trifft auf den vorliegenden Beitrag zu. Er entpuppt sich als Möglichkeit, eine von der Norm abweichende Meinung in Bezug auf den Umgang mit der Geschichte des Holocaust zu verfolgen.

Die Journalistin Elif Senel moderiert die Sendung, Studiogast ist Alfons Kenkmann, Professor der Geschichtsdidaktik an der Universität Leipzig und Vorsitzender des *Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte in NRW e.V.* Gemeinsam nehmen sie in knapp 40 Minuten sieben Anrufer\*innen entgegen und setzen dabei das immer gleiche Prinzip um: Senel leitet in das Gespräch mit der/dem zugeschalteten Hörer\*in über, die Person stellt sich vor und schildert ihr konkretes Anliegen in Bezug auf das Thema der Sendung. Senel fragt ggf. nach, um die Aussagen zu konkretisieren. Dann leitet sie einen Aspekt als konkrete Frage an Professor Kenkmann über. Dieser beantwortet und kommentiert die Frage aus seiner Sicht. Senel hakt ggf. nach, indem sie Zahlen aus aktuellen Studien einstreut, um vom Einzelfall auf eine gesellschaftliche Relevanz hinzuweisen. Dann verabschiedet Senel den/die Anrufer\*in und stellt eine weitere Frage an den Studiogast, um Zeit bis zum nächsten Anruf zu überbrücken, der vermutlich im Hintergrund mit Blick auf das Oberthema ausgewählt wird. Für diese Annahme spricht, dass alle Anrufer\*innen, die in der Sendung sprechen, einen Einblick in ihren privaten Umgang mit Erinnerung geben.

Auch der vierte Anrufer – Daniel Krause – scheint zunächst in dieses Raster zu passen, da er sich als Gymnasiallehrer für Deutsch, Politik und Pädagogik vorstellt. Er sei ein „großer Freund des Staates Israels“, ein „Freund des Judentums“ und ein „klassisches Opfer der Nationalsozialismus“, da er „bekennend homosexuell“ (Senel 2015, #00:20:43-5#) sei. Trotzdem habe ihn als Kind Auschwitz „wenig berührt“. Heute sei er von dem Thema genervt und beobachte, dass Schüler\*innen „brav“ mitmachen, aber „hinter vorgehaltener Hand“ sagten, „es reicht langsam“, weil sie das Thema jedes Jahr im Unterricht behandelten. Die Art und Weise, wie das Thema verhandelt werde, verhindere in seinen Augen, „wachsam zu sein“. Es gebe neue „Gefahren der Gegenwart“.

Diese lägen für ihn im Islamismus, im IS-Terrorismus und allen anderen „möglichen Arten von Terrorismus“. Menschen jüdischen Glaubens hätten heute Angst vor Menschen mit radikal muslimischem Glauben, „weil deren Antisemitismus viel viel größer [...] als jeder andere Antisemitismus in Deutschland“ (ebd., #00:21:37-2#) sei. Das werde in seinen Augen nicht thematisiert, „weil wir einfach 'nen Stock im Arsch haben [...] und immer denken, dass, wenn Gefahr da ist, die zu allererst von rechts kommt, und natürlich ist auch Gefahr von rechts da.“ Seines Erachtens sei die Gefühlswelt der jungen Menschen eine andere. Die Moderatorin hakt nach: „Das heißt? Welche Konsequenz ziehen Sie daraus?“ (Ebd., #00:22:37-6#) Krause antwortet, ihn interessiere Auschwitz „privat überhaupt nicht mehr“, er beschäftige „sich lieber mit dem IS-Terrorismus, mit Islamismus“. Emotional näher als das Thema Holocaust sei ihm, dass „alle paar Minuten sechs Millionen Tiere sterben“ (ebd., #00:22:40-4#). Senel unterbricht ihn mit den Worten: „Ok, das ist jetzt ein bisschen krass, ehrlich gesagt“ (ebd., #00:22:57-5#). Ihre Reaktion zeigt, dass der Anrufer mit seinen Äußerungen eine Grenze überschritten hat. Krause versucht seinen Gedankengang fortzusetzen und seine Ansicht zu verdeutlichen: „Ja, das ist Ihre Wertung, aber man muss die Wertung der Leute auch von jungen Menschen ernstnehmen [...]“. Senel unterbricht ihn erneut und gerät dabei leicht ins Stottern: „Ne, ähm, ja, absolut. Also, ich nehme das durchaus, ja, ja, ich nehm' das auch durchaus ernst, ähm ähm, ich kann das aber nicht so stehen lassen“ (ebd., #00:23:09-5#). Dann richtet sie sich an den Studiogast: „Wie ist das mit dem Unterricht, der die Schüler vielleicht nervt [...]. Wie erleben Sie das?“ (Ebd., #00:23:09-5#) Bevor Kenkmann auf die Frage eingeht, zeigt auch er sich zunächst nicht mit den Aussagen des Anrufers konform, er bleibt dabei stimmlich gelassen.

KENKMANN: „[...] ich muss natürlich jetzt doch stark dagegen Stellung beziehen, dass hier Massenmord an Juden auf einmal endet mit Massentierhaltung, als da verwahre ich mich doch davor, [...] ich denk', die Deutschen haben Auschwitz mitzuverantworten, also können wir auch keinen Schlusstrich ziehen“ (ebd., #00:23:34-5#).

Dann beantwortet er die Frage von Senel, dass es heute prinzipiell darum gehe, nach Innovationen zu suchen, um die „Authentizität der Zeugen“ zu ersetzen, die es bald nicht mehr geben wird. Jede/r Geschichtslehrer\*in müsse beitragen, den „Ermüdungsbruch“ unter den Schüler\*innen zu verhindern und sich dafür einsetzen, die „Deutungshoheit an der Schule“ zu behalten. Er/sie dürfe nicht zulassen, „dass alle Fächer in Klasse 9 sich mit der NS-Diktatur beschäftigen“. Dann formuliert Kenkmann versöhnliche Worte in Bezug auf den Anrufer. Aus Sicht eines Politiklehrers sei es verständlich, dass Krause die Auseinandersetzung mit dem IS-Terrorismus näherliege, weil er von Berufswegen die Gegenwartsgesellschaft analysiere. Jedoch geht Kenkmann nicht näher auf die Kritik der Darstellung ein und löst auch nicht auf, inwieweit der Vergleich von

Auschwitz mit Massentierhaltung nicht legitim ist. Die Moderatorin verabschiedet den Anrufer mit den Worten: „Es gibt also Möglichkeiten, selbst in der Schule zu gestalten, wie man dieses Thema einordnet. Überraschend ist die Erkenntnis ja eigentlich nicht, muss man sagen“ (ebd., #00:26:02-5#). Was sie mit diesem Satz meint, ist unklar, ebenso wenig, auf wem sie sich dabei bezieht. Es klingt, als würde die jeweilige Position dadurch trivialisiert bzw. in Frage gestellt. Vermutlich will sie ausdrücken, dass das Problem der Vermittlung in der Schule einfacher gelöst werden kann, als es Krause dargestellt hat. Dann fährt sie fort und begrüßt den nächsten Anrufer.

Betrachtet man die Sequenz genauer, scheint sich im WDR *Tagesgespräch* etwas abzuspielen, das als „Medienritual“ (Fahlenbrach et al. 2008, S. 11 f.) beschrieben werden kann, weil es dazu beiträgt, eine bestimmte Ordnung in Bezug auf das Holocaust-Gedenken herzustellen. In diesem Sinne demonstriert Senel die „überlegene Stellung der Moderatoren“ (Jautz 2009, S. 274), indem sie das Gespräch lenkt und die Positionen der Sprecher\*innen kommentiert. Sie übernimmt die rituelle Funktion „eines Zeremonienmeisters“ (ebd., S. 16), indem sie als „gehobene Autorität“ Auf- und Abtritte jenen Sprecher\*innen gewährt, die eine gewünschte Ordnung repräsentieren. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, dass Krause nicht mehr zu hören ist. Während andere Anrufer\*innen die Möglichkeit haben, Nachfragen zu stellen, macht es den Eindruck, als sei der Lehrer aus der Leitung genommen worden. Ihm bleibt die Möglichkeit verwehrt, zu erklären, dass es ihm womöglich weder um die Tilgung von Schuld noch um ein Ende der Auseinandersetzung mit Geschichte ging, auch nicht um eine Verharmlosung oder Relativierung der NS-Verbrechen.<sup>63</sup> Sein frühzeitig unterbrochener Anruf und die Reaktion der Journalistin sowie des Studiogastes zeigen, wie „kulturelles Regelwissen“ (Fahrenbeck et al. 2008, S. 14) in Bezug auf den Umgang mit der Holocaust-Erinnerung und „moralische Werte und Weltanschauungen [...] in Abgrenzung zu anderen“ (ebd., S. 14) performativ aufgeführt werden. Diese Werte scheinen sich auf die „strikte[n] Regeln des Sagbaren“ (Assmann 2013, S. 81) zu beziehen, die auf „Normierungstendenzen einer opferidentifizierten Erinnerungskultur“ (Jureit 2010, S. 30) basieren, bei dem ein „moralisch einwandfreie[s] Gedenken“ im Vordergrund steht und das mit „deutlichen Sanktionen eingefordert und überwacht“ (ebd., S. 33) wird. Das würde erklären, warum Kenkmann die Aussagen von Krause als einen „Schlussstrich“ unter die Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte bezeichnet, den es nicht geben dürfe, obwohl Krause das nicht mit diesen Worten

---

<sup>63</sup> Wie das Verwaltungsgericht Gelsenkirchen im Strafprozess gegen David Krause nach dem Phone-In belegt, handelt es sich bei dem Auschwitz-Vergleich mit Massentierhaltung um Meinungsäußerung, das strafrechtlich gesehen nicht den Tatbestand einer Holocaustverleugnung erfüllt. Siehe Urteil vom 4. November 2015, URL: <https://www.streifler.de/urteil/vg-gelsenkirchen/1-k-264515-2015-11-04> (zuletzt aufgerufen am 11.11.2022).

gesagt hat. Es würde auch erklären, warum Kenkmann zur Untermauerung seiner Aussagen auf eine Sendung von Günther Jauch mit Überlebenden des Holocaust verweist, – „einer der stärksten Sendungen, die seit langer Zeit von ihm geboten worden sind“ (Senel 2015, #00:23:34-5#) – und dann zur Verantwortung der Geschichtslehrer\*innen überleitet, „sich stark mit Auschwitz auseinander[zusetzen“. Obwohl Kenkmann Sätze wie „Wir müssen aus der Geschichte lernen“ für „zu imperativ“ (ebd., #00:07:15-7#) hält, wie er es im Kontext eines anderen Anrufs formuliert, und Innovationen in der Geschichtsvermittlung fordert, scheinen seine Ausführungen eher einem konventionellen Konsens zu folgen, der ein Vergessen aus moralischen Gründen ausschließt. Dass die „starke[n] Normierung von Sprache“ (ebd. 2013, S. 81) mit einer „Unsicherheit im Umgang mit der deutschen NS-Vergangenheit“ (ebd., S. 87) einhergehen kann, scheint die Moderatorin Senel mit dem Moment zu bestätigen, in dem sie ins Stocken gerät. Senel könnte sich zwischen eine „souverän[e], moralische[n] Entscheidung“ und einen „Akt der Anpassung und eines vorauseilenden Gehorsams“ (ebd., S. 85) gestellt gesehen haben: Wem erteilt sie auf welche Weise das Wort? Wie stellt sie sicher, dass keine normativen Regeln verletzt werden? Wie und in welchem Punkt nimmt sie ihn ernst, wo muss sie Grenzen setzen? Dass sie das Wort an Kenkmann übergibt und ihn fragt, wie er es sieht, dass Schüler\*innen von dem Thema in der Schule überdrüssig seien, scheint einem goldenen Mittelweg zu gleichen. Sie lenkt von dem konfliktreichen Holocaust-Vergleich mit dem massenhaften Tiersterben weg, hin zu einer anderen, weniger brisanten Frage zur Vermittlung der Holocaust-Erinnerung. Darin zeigt sie nochmals der Inszenierungscharakter des Formats: Soziale Kontakte zu den Anrufer\*innen herstellen, aufrechterhalten, auflösen, gleichzeitig die Hörer\*innen ansprechen und das übergeordnete Thema der Sendung behandeln, gehören zu den Medienlogiken des Phone-Ins (vgl. Jautz 2009, S. 266). In diesem Fall scheint die Inszenierung mehr ritualisierten Strukturen eines opferidentifizierten und normierten Erinnerns zu folgen, als diese in zu stellen, obwohl die Grenzen der Vermittlung das Ziel der Sendung waren. Diese Annahme wird vom Ausgang der Sendung gestützt: Eine letzte Anruferin lädt zu einer Gedenkveranstaltung in Köln ein, die den, „Opfern ein Gesicht“ (Senel 2015, #00:35:22-2#) gibt. Spätestens zu diesem Zeitpunkt ist die symbolische Ordnung wiederhergestellt.

4.4.2 „Ich find's manchmal unverschämt, wie die Leute über uns denken.“  
Die Frage nach dem Umgang migrantischer Schüler\*innen mit der Geschichte des Holocaust

Musterbeitrag: „Die Geschichtsstunde“ von Barbara Geschwinde, gesendet am 26. Januar 2015 um 10:05 Uhr auf SWR2 *Tandem*, Dauer: 21:03 Minuten

Die Sendung *Tandem* des Kulturprogramms SWR2 wird montags bis freitags jeweils um 10:05 und 19:20 Uhr ausgestrahlt (vgl. LifePR 2011). Die Reportagen dieser Sendereihe setzen sich zum Ziel, „Nahsichten auf Menschen“ in ihrem Alltag, ihren Beziehungen und gewählten Gemeinschaften zu legen und „Einsichten“ zu vermitteln, die die Hörer\*in „mitfühlen und verstehen“ lassen.<sup>64</sup> Im vorliegenden Beitrag wird die Nahsicht auf 30 Hauptschüler\*innen der 9. Klasse der Ursula-Kehr-Schule in Köln mit „sogenannten Migrationshintergrund (Geschwinde 2015, #00:10:28-7#)“ gelegt, die auf den Auschwitz-Überlebenden Thomas Geve treffen. Die 14- bis 15-Jährigen haben türkische, marokkanische, spanische oder polnische Wurzeln.

Anlass, Aufbau und Setting des Beitrags deuten zunächst auf einen eher konventionellen Umgang mit öffentlicher Erinnerung hin. So wird der „Holocaust-Gedenktag“ am 27. Januar als Anlass genommen, über die Geschichte des Zeugen die Geschichte von Auschwitz zu thematisieren und über die Schüler\*innen die Frage nach dem gegenwärtigen Umgang mit der Geschichte zu erörtern. Es werden aber keine Gräueltaten geschildert, sondern Deportation, Selektion und Massensterben lediglich angedeutet. Stattdessen wird der Blick auf den Alltag im Lager geworfen, der aus Sicht des damals 16-jährigen Geve von Essensrationen, Arbeitskommandos, Strafen und Lagerkrankheiten bestimmt war. Zum anderen räumt der Beitrag der Auseinandersetzung der Schüler\*innen mit dem Zeugen verhältnismäßig viel Platz ein und wird von einer konkreten Frage begleitet: „[R]eagieren Schüler mit Wurzeln aus anderen Kulturen anders [...] als Schüler aus deutschen Familien?“ (Ebd., #00:14:03-8#) Mit dieser Frage wird auf Jugendliche mit Migrationshintergrund ein differenzierter Blick gelegt, bei dem es nicht um „Betroffenheitsdruck“, sondern um „ehrliche Anteilnahme an dem Menschen und seiner Geschichte“ (ebd., #00:05:23-1#) geht. Unklar ist, ob die Journalistin mit dieser Aussage zu widerlegen versucht, was Menschen mit Migrationshintergrund ggf. in Bezug auf ihren Umgang mit deutscher Geschichte unterstellt wird, nämlich „Desinteresse“ (Messerschmidt 2013, S. 21), oder ob sie der Kritik an der Erinnerungskultur, „Betroffenheitspädagogik“ zu fördern, begegnet. Insgesamt fällt auf, dass sich die Journalistin mit Wertungen zurückhält. Sie lässt die Zeugen und die Schüler\*innen agieren und schaltet sich nur ein, um wesentliche Aussagen auf den Punkt zu bringen. Sie spricht durchgängig langsam und bedacht, setzt gezielt Pausen ein und wählt sparsame Betonungen, als ob sie die Aufmerksamkeit der Hörer\*innen ganz auf die Jugendlichen lenken wolle. Gestützt wird dieser Eindruck von den sanften Klavierklängen, die unaufdringlich und harmonisch zusammenspielen und damit eine ruhige Atmosphäre schaffen.

---

<sup>64</sup> SWR (o.J.): „Reportagen und Erfahrungsberichte“, URL: <https://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/tandem//id=8986864/format=iso88591/1m1f9vr/index.html> (zuletzt aufgerufen am 12.5.2021).

Diese Erzählweise wird in der Sequenz unmittelbar nach dem Zeugenbericht deutlich. Die Schüler\*innen schildern, wie sie den Vortrag empfunden haben. Die Journalistin hebt die Gemeinsamkeiten von Geve und zwei Schülern hervor: Wie der Zeuge sind auch Werner und Fernando Sinti. „Für sie hat das Thema NS- Zeit eine persönliche Dimension, da auch ihre Familien im Dritten Reich verfolgt wurden.“ Fernando sagt im O-Ton, dass er den Besuch „genossen“ hat, weil der Zeuge „ja auch mit meinen Verwandten sein Leben dort verbracht hat“ (Geschwinde 2015, #00:11:30-4#). Werner schließt daran an, dass er das Zeugengespräch gut fand, weil er seine eigene Lebensgeschichte darin erkannt hat. Seine Oma sei geflüchtet, könne allerdings wenig darüber erzählen, weil sie damals sechs Jahre alt gewesen sei und sich nicht an diese Zeit erinnern könne. Geve sei der Erste, der offen über die Geschichte spreche.

WERNER: „Als Zigeuner, da denkt man, die Leute akzeptieren dich nicht, da ist schon was stecken geblieben, dass die Leute falsch über dich denken, weil Zigeuner sind ja für Klauen begabt und ich find's einfach manchmal unverschämt, wie die Leute über uns denken, obwohl das zu Familie zu Familie anders ist.“ (Ebd., #00:12:23-3#)

Geschwinde fasst die Aussagen der Schülerin\*innen mit den Worten zusammen: „Neben den Vorurteilen über Hautfarbe, Herkunft oder Religion erfahren die Schüler der Ursula-Kuhr-Schule auch Diskriminierung, weil sie ‚nur‘ Hauptschüler sind“ (ebd., #00:13:20-8#).

Folgt man von den Überlegungen der Erziehungswissenschaftlerin Viola Georgi, kann in dem Beitrag von Geschwinde eine „opferidentifizierte“ Position beobachtet werden, die sich in der „Identifikation mit den jüdischen Opfern“ (Assmann 2013, S. 129 f.) zeigt und sich über die gemeinsame „Erfahrung mit Rassismus, Zurücksetzung und Diskriminierung“ herstellt. Die Schüler\*innen stellen die Leidensgeschichten der eigenen Familie neben die des Zeugen, „ohne die Differenz dieser Geschichten zu löschen“ (ebd., S. 130). Damit stehe weniger der Zusammenhang von Nationalstaat und Erinnerung im Vordergrund, sondern ein insgesamt vielfältigerer Zugang zur Geschichte. Deutlich wird das bereits in der Wortwahl der Schüler\*innen. Sie sagen nicht „Holocaust“ oder „Zeuge“, sondern „Überlebter aus dem Weltkrieg“ (Geschwinde 2015, #00:17:33-3#). Die Worte „unglaublich“ und „krass“ verwenden sie, um ihr Erstaunen darüber auszudrücken, dass der Zeuge ihre Schule besucht. Dass es ihnen insgesamt weniger um den „Schrecken der Geschichte“ als vielmehr um eine persönliche Perspektive geht, zeigt die Reihe an Fragen, die sie an den Zeugen richten: „Wie hat man Luftschutzkeller gebaut?“, „Wann haben Sie Hitler gesehen?“ (ebd., #00:15:07-8#); „Warum hast Du dem SS-Mann nicht von hinten auf den Kopp geschlagen und bist weggelaufen?“ (Ebd. #00:14:12-9#). Die Jugendlichen scheinen sich an die Stelle des Zeugen zu versetzen und sich zu fragen, wie sie in der Situation gehandelt hätten.

Mit dieser Nahsicht auf den Umgang migrantischer Schüler\*innen mit der Geschichte des Holocaust, trägt der Beitrag für das Verständnis einer Bevölkerungsgruppe bei, die in den Medien eher weniger thematisiert wird (vgl. Schellenberg 2005, S. 44). Er setzt dabei offensichtlich Ansätze um, die Astrid Messerschmidt (2013) als Lösung für die gegenwärtige Erinnerungskultur ansieht: Statt auf eine Identifizierung mit den Opfern zu setzen, die womöglich die Frage nach Täter\*innen und Zuschauer\*innen auf der biografisch-familiären Ebene ausgrenzt, sollte Geschichte aus der Perspektive der postnationalsozialistischen Migrationsgesellschaft betrachtet werden. Diese Perspektive zeichne sich durch eine Identitätsstiftung aus, die Kontinuitäten und Differenzen rassistischen Denkens und Handelns betone und eine neue Auslegung der Begriffe „Antisemitismus“ und „Rassismus“ fordere. Der Blick auf die „subtile“ und „ethnische Diskriminierung“, die von der rassistischen Ideologie der NS-Diktatur weg hin zu einer alltäglichen Diskriminierung von Jugendlichen mit Migrationsbiografie lenke, sei „eine moderne Erscheinungsform des Rassismus“, die nur „unzureichend untersucht“ (Zerpa/Drossou 2010, S. 2) werde. Dieser Mangel liegt vermutlich in der Sorge begründet, dass durch den Vergleich von Alltagsrassismus mit NS-Rassismus die Gräueltaten verharmlost werden könnten (vgl. Attia 2014, S. 13).

Messerschmidts Vorschlag geht in die Richtung, wie sie Giesecke und Welzer in Bezug auf eine „Restaurierung“ (ebd. 2012, S. 20) der Holocaust-Erinnerung fordern: Statt „einer formelhaft wiederholten Verurteilung der NS-Geschichte Vergangenheit“, die eine „Einschüchterung durch Geschichte“ (ebd., S. 26) zur Folge hat, braucht es immer wieder neue Versuche, eine Verbindung zwischen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft herzustellen, wie etwa über einen „biografischen Brückenschlag“ (Assmann 2013, S. 92) oder „Parallelen mit der eigenen Herkunftsgeschichte“. Diese Anknüpfungspunkte erfüllten das, was heutige Generationen beschäftigen: „Was hat das mit mir zu tun“ sei die Schlüsselfrage von Jugendlichen in der Gegenwart.

#### 4.4.3 „Bringt es wirklich etwas?": Die Frage nach dem Stellenwert des Zeitzeugengesprächs für rechtsradikale Jugendliche

Musterbeitrag: „Bildung gegen Rechts. Ein Überlebender der Shoah spricht mit inhaftierten Rechtsradikalen“ von Igal Abidan, gesendet am 30. Juni 2017 um 10:05 Uhr auf SWR2 *Tandem*, Dauer 25:05 Minuten

Auch dieser Beitrag der Sendereihe SWR *Tandem* legt Nahansichten auf Menschen und vermittelt darüber neue Einsichten in Bezug auf den gegenwärtigen Umgang mit der Holocaust-Erinnerung. In der vorliegenden Reportage wird der Fokus auf den Dialog des Auschwitz-Überlebenden Rein-

hard Schramm mit Jugendlichen im Gefängnis gelegt, die aufgrund rechtsextremer Delikte verurteilt wurden. Neben einem eher untypischen Setting stellt der Beitrag auch in Anlass und Sprache eine Ausnahme dar. Er ist eines der wenigen Beispiele in dem Sampling, das unabhängig von einem historischen Gedenktag gesendet und in dem explizit der Begriff „Shoah“ verwendet wird (vgl. 1.4). Der Fokus liegt auf dem Engagement von Reinhard Schramm. Als Vorsitzender der *Jüdischen Landesgemeinde Erfurt* habe er erlebt, wie seine Synagoge von einem Anhänger der NPD in Brand gesteckt wurde. Dieser habe sich nach seiner Verurteilung für die Tat mit den Worten entschuldigt, dass ihm Jahre lang „eine idiotische Lüge eingetrichtert“ (Abidan 2017, #00:10:24-1#) worden sei. Weil auch Schramms Sohn im Gefängnis war, geht der Zeuge davon aus, dass jeder, der ausreichend Zeit zum Nachdenken bekommt, aus seinen Fehlern lernen kann. Deswegen trifft der Zeuge seit 15 Jahren rechtsradikale und rechtsextremistische Jugendliche. Er hofft, sich auf diese Weise gegen Menschenrechtsverletzungen einsetzen zu können. Der Autor Igal Abidan nimmt diesen Grund als Ausgangspunkt, selbst mit den rechtsradikalen Jugendlichen in Dialog zu treten. Er fragt nach dem Stellenwert, den die Jugendlichen dem Zeugen beimessen. Abidan tritt vor eine Runde aus neun Männern und einer Frau zwischen 14 und 21 Jahren, die im Jugendgefängnis Arnstadt inhaftiert sind. Sechs davon seien wegen rechtsextremistischer Delikte oder Gewalttaten verurteilt und müssten das Zeitzeugengespräch als Teil eines Bildungsprogrammes zum Ausstieg aus der rechtsextremen und gewalttätigen Szene absolvieren. Die anderen seien freiwillig da. Abidan schildert seine Begegnung mit den Inhaftierten im Präsens und lässt die Hörer\*innen unmittelbar an seinen Beobachtungen teilhaben. Er inszeniert eine Art Gedankenprotokoll, in das die O-Töne der verschiedenen Sprecher\*innen eingebunden sind. Auf diese Weise ermöglicht der Beitrag den Hörer\*innen einen Einblick in ein Milieu, das nicht Ohne Weiteres zugänglich ist.

Die Sequenz, die diese Erzählweise deutlich macht, beginnt mit der Beobachtung des Journalisten, dass die rechtsradikalen Jugendliche nach den Erzählungen schweigen. Der Journalist versucht Gründe dafür zu finden: Befürchten sie, dass sie sich durch ein falsches Wort vor ihren „judenfeindlichen Kumpeln“ (ebd. 2017, #00:16:50-8#) gefährden könnten? Liegt es daran, dass Gefängnisleiter und Richter hinter ihnen sitzt? Haben sie kein Vertrauen in den Journalisten, obwohl er ihnen Anonymität zugesprochen hat? Dann fragt er in die Runde: „Ist es das erste Mal, dass Sie mit einem Juden zu tun haben? [...] Wer hat schon Juden getroffen?“ (Ebd., #00:17:19-6#) Ein Junge meldet sich, er wird von einem Sprecher nachgesprochen, im Hintergrund sind Bruchstücke der Originalaufnahme zu hören. Er sei in verschiedenen Gedenkstätten ehemaliger Konzentrationslager gewesen und habe verschiedene Begegnungen mit Zeitzeug\*innen gehabt. Um zu

zeigen, dass er offensichtlich eine Ausnahme darstellt, zitiert Abidan daraufhin die Leiterin des Programms: Im Regelfall haben rechtsradikale Jugendliche kaum mit Menschen jüdischen Glauben zu tun und setzen sich wenig mit Geschichte auseinander. Dann meldet sich das Mädchen, auch ihre Stimme ist nachgestellt: „Ich habe aus dem Gespräch mit dem Zeitzeugen gelernt, dass man jeden akzeptieren soll und dass man auch Flüchtlinge teilweise unterstützen soll. Sie kommen nicht aus Langeweile hierher oder wegen des schönen Wetters, sondern es steckt etwas dahinter, dass sie hierher flüchten.“ (Ebd., #00:19:00-1#) Abidan erklärt, dass sich das Mädchen auf eine „ungewöhnliche Aussage zu Flüchtlingen“ (ebd., #00:18:18-9#) aus dem Vortrag des Zeugen bezieht. Schramm sagt, dass er sich als einer der ersten für die Aufnahme von muslimischen Flüchtlingen eingesetzt habe, mit der Begründung, Menschen in Not helfen zu wollen, damit sie nicht dieselbe Erfahrung machen müssten, wie er als Jude 1938 in Deutschland (vgl. ebd., #00:18:50-5#). Es ist offensichtlich, dass das Mädchen den Appell „Nie wieder Auschwitz!“ aufgreift. Abidan lässt ihre Aussage unkommentiert, er fügt lediglich hinzu, dass das Mädchen hoffe, dass ihre Vergangenheit „nicht wie ein Kainsmal“ (ebd., #00:18:50-5#) an ihr kleben bleibe.

Daraufhin beschreibt Abidan die Jugendlichen genauer: „Sie wirken schlampig, etwas vernachlässigt und unauffällig, keinesfalls bedrohlich.“ Der Eindruck stimme mit dem überein, was die Betreuer\*innen zuvor zu ihm gesagt habe: Viele von ihnen lebten in einem problematischen Milieu, seien meist alkohol- und drogenabhängig, hätten psychische Probleme, stammten aus schwierigen familiären Verhältnissen und seien zum Teil hochverschuldet. Antisemitische Äußerungen seien bei Zeitzeugengesprächen in diesem Gefängnis noch nie gefallen. Das Thema, das sie am meisten beschäftige, sei ihre Zukunft, sie wollten „ein Leben frei von Gewalt und Hass“ führen. Einige Täter\*innen hätten sich bei den Opfern entschuldigt.

Abidan richtet eine letzte Frage an die Gruppe: „Ich finde es persönlich sehr ungewöhnlich, dass jemand seit 17 Jahren fast jeden Monat freiwillig ins Gefängnis geht. Er macht es einfach nur, weil er glaubt, dass das Gespräch mit euch und mit anderen etwas bringt. Und mich interessiert, wie Sie das finden, ob Sie glauben, dass dieses Gespräch mit ihm euch etwas gebracht hat.“ (Ebd., #00:21:56-2#) Ein Junge antwortet, dass er es gut finde, dass der Zeuge „völlig selbstlos“ seine Erinnerung an die Geschichte weitergebe, damit sie nicht in Vergessenheit gerate. „Wenn es halt auch nur eine Person irgendwie versteht und dadurch zum Überlegen kommt, finde ich es schon für diese Person sehr wichtig, dass sowas gemacht wird.“ Er könne jedoch nicht beantworten, ob ihm das Gespräch mit dem Zeugen etwas gebracht habe, er habe sich „eine humanistische Mei-

nung von klein auf“ (ebd., #00:22:33-8#) gebildet. Abidan lässt auch diese Aussage unkommentiert. Stattdessen fordert er die Runde auf, ein Schlusswort zu formulieren. Ein Junge sagt zu dem Zeugen: „Es war schön, Sie kennenzulernen.“ Der Rest schweigt.

Dadurch, dass der Beitrag die Hintergründe eines sozialen Phänomens zeigt und die Hörer\*in an dem Geschehen unmittelbar beteiligt, bricht der Beitrag mit konventionellen Erzählmustern zur Darstellung des Holocaust. Der Autor geht unvoreingenommen an das Gespräch heran. Zwar hebt er Aussagen und Verbindungen hervor, bei denen ersichtlich ist, dass sie auf bestimmte Holocaust-Narrative verweisen. Die Antworten der Jugendlichen lässt er jedoch für sich stehen. Vielmehr deutet er das Problem hinter dem Zeugengespräch an, nämlich die Frage, ob eine moralische Haltung, die mit dem Appell „Nie wieder Auschwitz!“ in Verbindung gebracht wird, durch solche Programme überhaupt erzielt werden kann. Historisch-politische Bildung über den Nationalsozialismus werde häufig „als Weg angesehen, nicht nur über die Geschichte zu lernen, sondern Demokratielernen zu ermöglichen, für Menschenrechte zu sensibilisieren“ und „Veränderungen im Weltbild rechtsextremer Jugendlicher zu erwirken“ (Geißler-Jagodzinski et al. 2008). Folgt man Wolfgang Meseth, Matthias Proskel und Frank-Olaf Radtke (2005), trägt Unterricht in der Schule kaum zu einer moralischen Positionierung bei. Entweder existiere diese vorher oder nicht. Der Unterricht verfüge nicht über die Mittel, „um solchen Abweichungen zu begegnen.“ Das Weiteren könne nicht überprüft werden, ob sich Jugendliche eines Tages moralisch positionieren oder sich lediglich „situativ, taktisch und opportunistisch“ (ebd., S. 141) verhalten, indem sie „gesellschaftlich erwünschte Redeformen“ über den Holocaust verwenden. Bei der Gruppe der rechtsorientierten Jugendlichen müsse zudem bedacht werden, dass es „kategoriale Unterschiede zwischen Rechtsorientierung bei Jugendlichen und ausdrücklich und organisierten Anhängern der Ideologie des Neonazionalismus in seinen verschiedenen Varianten“ (Nieke 2002, S. 95) gibt. Rechtsorientierte Jugendliche stimmten in einigen Deutungsmustern dem ideologischen Weltbild zu, indem sie als fremd wahrgenommene Menschen ablehnten, aus Angst, dass der eigene Lebensraum dadurch verletzt wird. Diese Abwehr äußere sich eher selten in Fremdenhass gegen Menschen jüdischen Glaubens, weil diese äußerlich, bspw. über die Hautfarbe, „nicht als solche identifizierbar“ seien. Zudem können dieser Gruppe nur „gelegentliche Straftaten wie Schändungen jüdischer Friedhöfe“ zugeordnet werden, wenn dann aus „Provokation der verachteten Lebenswelt der ordentlichen Bürger“ (ebd., S. 96). Rechtsorientierte Jugendliche seien eher „Mitläufer“, die „nur gering an Auschwitz interessiert sein dürften“ und deren „Weltsicht „kaum durch Korrekturen einer historischen Perspektive auf den Holocaust zu korrigieren sein dürfte“ (ebd.).

Abidan schließt den Beitrag mit einem Verweis auf die Erfahrung der Projektleiterin: Zeitzeug\*innen-Gespräche blieben für die meisten Jugendlichen dieses Milieus die einzige Gelegenheit, sich mit dem Holocaust auseinanderzusetzen. Die Rückfallquote sei hoch. Die Jugendlichen stünden am Anfang ihrer Radikalisierung, nach ihrer Entlassung lockten Demonstrationen und Konzerte, die „sie ideologisch einzufangen“ versuchten. Ein abschließendes Urteil obliegt den Hörer\*innen. Sie müssen für sich selbst deuten, was es bedeutet, wenn wegen rechtsextremer Delikte verurteilte Jugendliche sich erinnerungskultureller Narrative bedienen, obwohl sie mit Geschichte kaum in Berührung kommen, und was es für ihre Zukunft bedeutet, wenn die Erfahrung zeigt, dass sie nach ihrer Entlassung häufig wieder mit rechtsextremen Gedankengut in Berührung kommen.

## 5. Der Holocaust im Radio aus Sicht von Rezipient\*innen: Ergebnisse der Gruppendiskussion

Mit diesem Kapitel folgen die Aneignungsmuster, die aus den Äußerungen der Diskussionsteilnehmer\*innen zu den vorgestellten Radiobeiträgen herausgearbeitet wurden. Begonnen wird mit der emotionalen Aneignung von konventionellen Erzählmustern. Darin schildern Diskutant\*innen, welche körperlichen und mentalen Veränderungen sie an sich selbst beim Hören der Beiträge festgestellt haben. Es folgen analytische Aneignungsmuster, in denen die Diskutant\*innen weniger emotional als vielmehr rational argumentieren. Die weiteren Aneignungsmuster sind in Anlehnung an emotionstheoretische Überlegungen in positive, negative, widersprüchliche und kontroverse Deutungen unterteilt. Sie berücksichtigen, dass eine Person gegensätzliche Reaktionen und Ansichten zu einem Beitrag formulieren kann. Einige Aneignungsmuster lesen sich wie ein Protokoll der Gruppendiskussion. Bei diesen Mustern wird deutlich, dass einzelne Diskutant\*innen die Standpunkte während des Gesprächs bilden, sodass die Gruppendynamik als Teil des Aneignungsmusters betrachtet wird.

### 5.1 Aneignungsmuster: Erste emotionale Reaktionen auf konventionelle Erzählmuster

#### 5.1.1 „Nicht schon wieder sowas!“ Abwehrhaltungen gegen normative Darstellungen, die ein Denken und Fühlen vorzugeben scheinen

Die Eichstätter Studierenden (G1) beginnen ihre Diskussion mit dem Musterbeitrag „Auschwitz – Ort des Unbegreifbaren“ von Henryk Jarczyk (2013). Das Feature aus der Sendereihe BR2 *radioWelt* startet und endet mit dramatischer Musik unter Zeug\*innen-Aussagen und präsentiert dazwischen geschichtliche Hintergründe zum ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz (vgl. 4.1.1). Aufgrund der hohen Dichte an Fakten empfinden die Studierenden den Beitrag konzeptionell als gut gemacht. Dennoch gebe der Aufbau ihnen die Richtung der Rezeption vor. So fühlten sie sich gezwungen, hauptsächlich Trauer zu verspüren. Durch die schwermütige Musik zu Beginn des Beitrags in Verbindung mit brutalen Erinnerungen fühlten sich die Studierenden „mitten reingeworfen“ (Eichstätt I, 1. Mitschnitt, #00:05:01-8#), wie es der Masterstudent der Politik, 27 ausdrückt.

Einen ähnlichen Eindruck schildern sie für die letzten drei Minuten des Beitrags. Die schwermütige Musik in Kombination mit O-Tönen von Schüler\*innen, die davon handelten, für die NS-Gräueltaten Verantwortung zu übernehmen, sorgten dafür, dass sich die Diskutant\*innen verpflichtet fühlten, moralische Verantwortung zu übernehmen.

BACHELORSTUDENT POLITIK, 23: „Aber das war ja absolut kein Beitrag zum Informieren, allein dass sie irgendwie 20 Sekunden diesen einen Geigenstrich gelassen haben nach dem Wort Verantwortung am Ende des Beitrags, heißt halt so: Verantwortung, Verantwortung, Verantwortung“ (Eichstätt I, 2. Mitschnitt, #00:06:26-1#).

Der Student bezeichnet das Zusammenspiel von brutalen Opferaussagen und dramatischer Musik als „Orchesterkeule“ (ebd., 4. Mitschnitt, #00:00:13-8#). Diese Kombination sorgte für eine negative Grundstimmung, die ihn veranlasse, den Bericht abzulehnen. Weil ihm die „Orchesterkeule“ am Ende des Beitrags in Zusammenhang mit den Aussagen der Schüler\*innen vorgebe, wie er darüber zu denken habe, lehne er das Thema insgesamt ab. Beiträge wie diese seien der Grund, warum er „keinen Bock mehr“ (ebd., #00:25:59-8#) habe, sich mit der Geschichte des Holocaust auseinanderzusetzen und warum sich seine Freunde lieber mit anderen Themen beschäftigten (vgl. ebd., 3. Mitschnitt, 00:07:57-8#).

Ähnliche Empfindungen äußert der Absolvent der Geschichte, 30. Weil er ein normatives Muster in dem Beitrag erkenne, das ihm ein Fühlen und Denken in Bezug auf die Geschichte des Holocaust vorgebe, sei seine erste Reaktion gewesen: „Oh nein, nicht schon wieder sowas! Nicht schon wieder Holocaust, nicht schon wieder das ganze grauenvolle Zeug.“ (Ebd., 1. Mitschnitt, #00:08:17-3#) Neben der starken Emotionalisierung bezeichnet der Student die Ritualisierung solcher Beiträge als ausschlaggebenden Grund seiner Abwehr. Der „normative[n] Anspruch der Gesellschaft [...], über dieses Thema traurig sein“ zu müssen, kehre an bestimmten Tagen wieder. Diese beständige Erinnerung an die Botschaft, „denkt dran, es ist grauenvoll“ (ebd., 3. Mitschnitt, #00:06:42-5#) empfinde er als Maßregelung. Aus diesem Grund widme auch er sich lieber anderen geschichtlichen Themen.

Diese Aussagen bestätigen die These von Jeffrey Alexander (2004), dass die emotionale Resonanz in Bezug auf den Holocaust stark von der medialen Aufbereitung bestimmt ist. Folgt man Horst Pöttker wird in dem Beitrag von Jarzcyk die Vergangenheit als Kontrast zur Welt der Rezipient\*innen gesetzt. Über die Schilderungen der Gräueltaten werden „moralische Interpretationsmaßstäbe“ (ebd. 2013, S. 185) für die Gegenwart nahegelegt und andere Deutungen ausgeschlossen. Die Eichstätter Studierende lesen aus dieser Erzählweise eine Rezeptionserwartung heraus, die oft mit dem Schlagwort „Betroffenheitspädagogik“ (Ziehe/Stubenrauch 1982, 155 ff.) verbunden wird. Das Konzept verweist auf Adornos (1966) Forderung, aus Auschwitz zu lernen. Nur

wer von der Vergangenheit betroffen sei, könne Veränderungen in der Gegenwart bewirken. Wie die Aussagen der Eichstätter Studierenden bestätigen, sind solche Forderung heute „kontraproduktiv“, sie erzeugen „Distanz und Abwehrhaltung“, vor allem Jüngere wehrten sich gegen „moralisierende Töne“ (Wetzel 2008). Giesecke und Welzer sprechen von „einem Gefühl der Freiheitseinschränkung“, das u.U. das „Gegenteil dessen“ erzeugt, „was durch die Erziehung zur Demokratiefähigkeit und Zivilcourage erreicht werden soll“ (ebd. 2012, S. 32). Die abwehrende Haltung bringen die Eichstätter Studierenden mit ihrer Rezeptionserfahrung aus früheren Holocaust-Repräsentationen in Verbindung. Sie bestätigen damit die Annahme, dass eine mediale Überpräsenz des Themas zu einem „Übersättigungsgefühl“ (Wetzel 2008) führen kann. Sie begründen ihre Abwehr mit Begriffen wie „Normativität“ und „Ritualisierung“, die für eine gegenwärtige Kritik an institutionalisierten Gedenkroutinen typisch sind (vgl. Knigge 2010; Assmann 2013).

### 5.1.2 „Das hat mich wütend gemacht!“ Wut als Reaktion auf eine als unangemessen empfundene Betonung in der journalistischen Stimme

Die Eichstätter Studierenden (G1) diskutieren neben der starken Emotionalisierung über Zeug\*innenaussagen ein undifferenziertes Täterbild, das sie in dem Beitrag von Jarczyk (2013) wahrnehmen. Die Formulierungen „bestens ausgebildete Akademiker“, „perfekt funktionierendes System“ (Eichstätt I, 2. Mitschnitt, #00:09:20-1#) hörten sie häufiger, die Worte wirkten auf sie, als stammten sie aus einem Wikipedia-Artikel. Wer Mengele ist, werde hingegen vorausgesetzt. Was die Studierenden vermissten, seien Informationen zur gegenwärtigen Täterforschung: Was waren die Beweggründe der Nazis? Warum haben sie sich an der Judenermordung beteiligt? Diese Fragen beschäftigten die Studierenden, sie erhofften sich Antworten darauf.

Dass eine derart reduzierte Täterdarstellung negative Gefühle auslösen können, zeigt folgende Situation. Es geht um die Sequenz in dem Beitrag von Jarczyk, in dem der Autor schildert, dass der SS-Obersturmbannführer Rudolf Höß sowohl in Auschwitz als auch in Dachau aus Zynismus über das Tor des Stammlagers die Inschrift „Arbeit macht frei“ (ebd., #00:03:22-2#) anbringen ließ. Der Student, der zuvor (vgl. 5.1.1) sagte, dass er aufgrund der wahrgenommenen Emotionalisierung und Moralisierung aufgehört habe, sich mit dem Holocaust auseinanderzusetzen, glaubt an dieser Stelle ein „Schmunzeln“ (Eichstätt I, 1. Mitschnitt, #00:09:54-1#) in der Stimme des Journalisten gehört zu haben. Seine Reaktion darauf beschreibt er folgendermaßen:

BACHELORSTUDENT POLITIK, 23: „Hä, was geht denn jetzt schief so, erst erzählst du, dass lauter Menschen schreien, lauter Menschen sterben, lauter Hölle auf Erden, und dann lachst du ähm, wenn der Oberteufel in der Hölle seine Karriere in Dachau begonnen hat. Also keine Ahnung, fand ich irgendwie unangebracht.“ (Ebd., #00:10:48-2#)

Bis zu dieser Stelle sei der Bericht „endtraurig“ gewesen, dann sei seinem Empfinden nach plötzlich über Massenmörder geredet und dabei gelacht worden. Nicht der Ausdruck „Karriere als Massenmörder“ habe ihn gestört, sondern die Art und Weise, wie es der Journalist betont habe. Auf die Frage der Germanistikstudentin, 23, wie die Stimme klingen sollte, antwortet der Politikwissenschaftsstudent: so wie zuvor auch, sachlich und nüchtern. An der Stelle, an der von Höß die Rede war, habe der Journalist den Ton angehoben. Das habe den Studenten „wütend“ (ebd., #00:10:47-8#) gemacht. Aufgrund des fehlenden Bildes sei seine Aufmerksamkeit auf die Stimme gelenkt worden und ihm diese Betonung sofort aufgefallen, im Fernsehen wäre das wahrscheinlich nicht der Fall gewesen. Die Diskussion mit den Kommiliton\*innen helfe ihm, eine Erklärung für seine Reaktion zu finden:

BACHELORSTUDENT POLITIK, 23: „[...] wenn man [...] einen Radiobeitrag fürs breite Publikum macht, dann muss man doch irgendwie davon ausgehen, dass es Menschen gibt, die sich noch nicht so viel damit beschäftigen haben, und [die] dann das Schmunzeln in der Tat missinterpretieren.“ (Ebd., 00:12:15-3#)

Mit dieser Aussage bestätigen die Studierenden radioästhetische Theorien, die davon ausgehen, dass die Phonetik in einem Radiobeitrag eine eigene Bedeutungsebene eröffnen kann (vgl. Huwiler 2005). Dass die Stimme bei dem Diskutanten Wut auslöste, scheint sich dadurch zu begründen, dass er aufgrund einer Übersättigung an stark emotionalisierenden Holocaustdarstellungen besonders sensibel für normative Deutungen ist, wie es die Germanistikstudentin, 23 annimmt (vgl. ebd., #00:16:10-3#). Interessanterweise formuliert der Bachelorstudent Politik, 23 seine emotionale Reaktion in Bezug auf die stimmliche Präsentation des Journalisten und nicht auf die inhaltliche. Offensichtlich sind ihm auf Sarkasmus zugespitzte Täterzuschreibungen derart vertraut, dass er diese nicht in Frage stellt. Erst in der Kombination mit einer auffälligen Betonung in der Stimme stellt er einen Missklang fest. Er scheint in der Stimme eine unangemessene Parteinahme für die Opfer herauszuhören. Der Student erwartet von Journalist\*innen, neutral und wertfrei zu bleiben und keine emotionalisierenden Muster zu erzeugen bzw. zu unterstützen.

### 5.1.3 „Das treibt den Horror auf die Spitze!“ Entsetzen und Schock als Reaktion auf eine auf Brutalität reduzierte Darstellung

Die Eichstätter Diskutant\*innen der gemischten Gruppe (G4) beginnen ihre Diskussion mit dem Beitrag von Trebbin (2014), dem 3-minütigen Beitrag aus der Sendereihe BR *radioWelt*, in dem Hugo Höllenreiner berichtet, wie er von Josef Mengel gefoltert wurde (vgl. 4.1.2). Der Ausdruck „krass“, mit dem die Schülerinnen in dem Beitrag ihre Reaktion auf die Zeitzeugengeschichte ausdrücken, erscheint den Diskutant\*innen angemessen, ihren ersten emotionalen Eindruck zu

beschreiben. „Krass“ finden die Diskutant\*innen den Beitrag deshalb, weil der Journalist in ihrer Wahrnehmung die „Totalkatastrophen“ wie am Fließband runterrattere und so „den Horror auf die Spitze“ (Eichstätt II, 1. Mitschnitt, #00:02:50-3#) treibe. Einige Diskutanten\*innen sagen, dass sie sich von der Darstellung „schockiert“ (ebd., #00:07:00-5#) zurückgelassen fühlten. Der Psychologe, 64 begründet das mit der „summative[n] Aufführung der schrecklichen Taten“.

PSYCHOLOGE, 64: „[...] da stockt mir der Atem, oder zum Schluss bin ich auch sprachlos, [...] das ist heftig, du hast dieses Bild eben von dem Hund, der auf ihn gehetzt wird, dann kommt das mit dieser Wand, und zum Schluss kommt dieser Mengele komplett“ (ebd., #00:08:18-7#).

Die Diskutant\*innen sind sich einig, dass der Beitrag deswegen derart starke emotionale Reaktionen bei ihnen auslöst, weil die Aufzählung der Gräueltaten Schwarz-Weiß-Bilder in ihren Köpfen evozierte, die sie aus dem Fernsehen kannten. Es seien Bilder von Täter\*innen, die vor mehr als 75 Jahren geschossen worden und vielfach in Fernsehdokumentationen zu sehen seien. Diese Täter\*innenbilder seien prinzipiell schwer anzunehmen, weil sie die „Entmenschlichung“ und „Entpersonalisierung“ (ebd., 2. Mitschnitt, #00:18:06-7#) in ihrer grausamsten Form zeigten: Leichenberge von ausgemergelten, erschossenen und erschlagenen Menschen. Damit bestätigen die Diskutant\*innen die Annahme von Brauer und Assmann, dass Bilder aus dem Fernsehen „ein integraler Teil der eigenen sinnlichen Erfahrung [sind]; sie wirken als Dispositionen, Schemata und Schablonen für die mentale und emotionale Verarbeitung der Geschichte“ (ebd. 2011, S. 102). Die Aufzählung der Schreckenstaten in dem Beitrag von Trebbin scheint offensichtlich eine „assoziative Aneinanderreihung symbolträchtiger Eindrücke“ (ebd.) anzustoßen, die auch dann wirkt, wenn die brutalen Taten nur angedeutet werden.

OBERSTUDIENRAT, 47: „[...] es ist ja schon schrecklich genug, Kind gegen die Wand, aber wie die Wand danach aussah, [...] wo dann jeder nochmal das Bild hat, und dann eben nochmal dieses indirekt Gespiegelte, dass man sich da die Wand nochmal vorstellt“ (Eichstätt, 1. Mitschnitt, #00:04:29-7#).

Dieses Andeuten einer Schreckenstat soll vermutlich die Hörer\*in nicht belasten. Bei dem Diskutanten scheint sie jedoch genau das Gegenteil zu bewirken, er fühlt sich gezwungen, sich die Grausamkeiten vorzustellen.

Weil die Diskussion der gemischten Eichstätt Gruppe die brutalen Schilderungen mit überwältigenden Emotionen verbinden, reagieren sie mit Abwehr auf den Beitrag, obwohl sie zugleich die Notwendigkeit betonen, sich mit der Geschichte des Holocaust zu befassen. Offensichtlich sind auch imaginierte Bilder der Gräueltaten so schrecklich, um als Zugang zur Geschichte zu dienen (vgl. Sontag 2006). Der Vorschlag, auf Personalisierung zu setzen, um das Leiden von Millionen Opfern

auf einen Zeugen zu reduzieren (vgl. Darmstädter 1995), scheint das Entsetzen der Diskutant\*innen in diesem Fall nicht zu mindern. Offensichtlich trägt die journalistische Stimme zu dem negativen Eindruck bei.

WiMi AMERIKANISTIK, 37: „Ich fand den Sprecher [...] unheimlich distanziert [...]. Der hätte auch sagen können, der hat ein nasses Handtuch gegen die Wand geschleudert, also das fand ich so völlig gefühllos, irgendwie, das fand ich erschreckend für mich.“ (Eichstätt, 1. Mitschnitt, #00:04:29-7#)

Die Diskutant\*in scheint die Betonung des Journalisten als Widerspruch zu dem inhaltlich Gesagten zu empfinden, mit der Folge, dass sie Beitrag und Sprecher mit den Worten ablehnt, „er hat mir gar nicht gefallen“ (ebd., #00:07:00-5#). Offensichtlich spiegelt die journalistische Stimme eine allgemeine Erwartungshaltung an eine angemessene Darstellung wieder. In diesem Fall soll der Journalist nicht den Eindruck erwecken, ihn ließen die geschilderten Grausamkeiten kalt bzw. betreffen ihn nicht. Diese Annahme bestätigt radioästhetische Theorien, dass die Radiostimme maßgeblich dazu beiträgt, ob ein Beitrag als gelungen oder weniger gelungen wahrgenommen wird (vgl. Bose 2015). Eine Diskutant\*in fragt sich, wie sie bei ihrer üblichen Radionutzung, beim Autofahren, reagiert hätte:

WiMi (w) MIGRATIONSFORSCHUNG, 28: „[...] ich hätte den nächsten Beitrag auch nicht mehr gehört, weil ich voller Entsetzen und Wut im Auto gesessen wäre und hätte mir gedacht: ‚Was war das denn? Das kann doch nicht ihr Ernst sein!‘“ [...] Und dann hätt‘ ich mich wahrscheinlich darüber aufgeregt, wie man das da so – Entschuldigung, ich muss das Wort benutzen – so hinrotzen kann.“ (Ebd., #00:14:03-7#)

Damit möchte die Diskutant\*in offensichtlich ausdrücken, dass die Emotionen, die sie an sich feststellt, derart stark sind, dass sie annimmt, sie könnten ihre weitere Rezeption beeinflussen.

## 5.2 Aneignungsmuster: Analysierende Rezeption von konventionellen Erzählmustern

### 5.2.1 „...das ist ein komischer Umgang mit Zeugen“. Konventionelle Opfer-Täter Darstellungen erfüllen Erwartungen nicht

Die Didaktiker\*innen und Geschichtsvermittler\*innen aus Nürnberg (G2) diskutieren die Angemessenheit der Darstellung am Beispiel des Features von Jarczyk (2013). Die Zeug\*innen, die zu Beginn des Beitrags von einer brutalen Ermordung ihrer Mithäftlinge in Auschwitz berichten,

seien in ihrer Wahrnehmung auf „sensationsmäßige Meldungen“ und auf „Gruselstorys“ (Nürnberg, 1. Mitschnitt, #00:02:17-9#) reduziert, wie es die Lehrerin für Englisch und Geschichte, 50 formuliert. Diese Erzählweise halten sie für keinen angemessenen Umgang mit Zeug\*innen und Opfern. Es werde ein ihnen bekanntes Muster aus dem Fernsehen bedient. Wie in Dokumentationen von Guido Knopp würden die Zeitzeug\*innen in dem Radiobeitrag für eine „Authentifizierung“ und als Zugang zu „einer authentischen Stimmung“ herangezogen, ohne sie „richtig zu Wort kommen“ (ebd., #00:08:18-5#) zu lassen, wie es Projektmanager, 50 ausdrückt. Durch diese Machart fühlten sich die Diskutant\*innen nicht „abgeholt“ (ebd., #00:12:00-0#). Zum einen hätten sie Probleme, sich in die Zeitzeug\*innen-Aussagen hineinzudenken, wie es der Europawissenschaftler, 35 auf den Punkt bringt: „Welcher Mensch hat schon mal gerochen, wie verbranntes Fleisch riecht? Kannst du dir das vorstellen?“ (Ebd., #00:11:54-0#) Zum anderen gingen die Diskutant\*innen davon aus, dass medizinische Experimente wie die des ehemaligen KZ-Arzt Josef Mengele nicht zum Alltag in Auschwitz gehörten.

Die Diskutant\*innen stellten sich andere Szenen vor, wie die einer Essensausgabe, in der ein SS-Aufseher schreit „Du kriegst heute nichts!“ und den Teller eines Häftlings herunterwirft, nur „weil er dumm geschaut hat“ (ebd., #00:11:54-0#). Der Europawissenschaftler, 35 glaubt, dass Darstellungen des Alltags im Lager „viel emotionaler oder viel mitreißender“ (ebd., #00:09:12-0) für Hörer\*innen sind, als einem Bericht zu folgen, der verschiedene Perspektiven nur andeutet. Der Geschichtslehrer WU, 40 kritisiert, dass der Anlass des Beitrags – die Befreiung durch die Alliierten am 27. Januar 1945 – viel zu kurz komme. Die eher beiläufige Schilderung der Roten Armee in Auschwitz, die die überlebenden Häftlinge rettet, mache den Beitrag zu einer „Geschichte der Befreiung ohne Befreier“ (ebd., #00:14:06-6#), was weder dem historischen Kern noch dem Anlass gerecht werde. So bleibe unkommentiert, dass die Überlebenden zwar befreit wurden, jedoch ihr Leid weiterging. Ebenso fehle der Hinweis, dass es sich bei den ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagern um rechtsfreie Räume handelten, die Experimente wie die von Mengele überhaupt erst möglich machten, aus denen sich SS-Mitglieder selbst „nur durch Selbstmord aus der entlassen konnten“ (ebd., #00:17:19-3#). Schilderungen wie diese seien für die Didaktiker\*innen ein „Erkenntnisgewinn“ und „Mehrwert“. Es seien für sie neue und zugleich „verstörend[e]“ Informationen, weil sie den Wahnsinn des Systems zeigten, indem der Täter gar nicht merke, „dass er Täter ist“ und es „nicht reflektieren, nicht begreifen kann“ (ebd., #00:16:42-4#). Ein System, in dem u.U. Häftlinge selbst zu Täter\*innen wurden, um ihr Leben zu retten, indem sie sich durch das Denunzieren und der Ermordung von Mithäftlingen schuldig machten.

Diese Aussagen machen deutlich, dass die Didaktiker\*innen aus G2 aufgrund ihrer beruflichen Auseinandersetzung mit Geschichte Beiträge im Radio erwarten, die mit konventionellen Mustern brechen und ein neues Verständnis von Täter\*innenschaft vermitteln. Damit bestätigen sie, was Giesecke und Welzer kritisieren: Mit gängigen Personenkategorien kann weder der Handlungszusammenhang, der in den Massenmord und in die Vernichtung führte, angemessen beschrieben, noch begreiflich gemacht werden, „dass unter bestimmten Bedingungen sich nicht nur die bösen Menschen zu gegenmenschlichem Verhalten entscheiden, sondern auch die guten“ (ebd. 2012, S. 39).

### 5.2.2 „Wasser auf Höckes Mühlen.“ Die Zuspitzung auf Brutalität als möglicher Auslöser für Schuldgefühle

Die Diskutant\*innen aus München (G5) bezeichnen den Beitrag von Trebbin (2014) als „Klassiker“ (München, 1. Mitschnitt, #00:00:22-5#) der Holocaustberichterstattung. Ausgehend von dem Überlebenden Hugo Höllenreiner, der in dem 3-Minuten-Beitrag von seinen Erinnerungen an Auschwitz erzählt, werden die Gräueltaten der Täter skizziert. Weil der „subjektive[n] Eindruck“ des Zeugen dominiere und „Hintergrundinformationen“ fehlten, erschienen die Täter als eine „andere Spezies“, die den Eindruck erweckten, in Auschwitz „gewütet“ zu haben und daraufhin verschwunden zu sein, wie es der WiMi Medienethik, 33 formuliert. Durch diese starke Verdichtung auf brutale und sadistische Aspekte sei der Beitrag „emotional nicht zu überbieten“. Der Diskutant geht davon aus, dass einige Hörer\*innen „zwangsläufig“ denken müssten, „wie schrecklich das wohl alles war“ (ebd., #00:05:11-0#). Bei labilen und unerfahrenen Personen im Umgang mit Geschichte könne das seines Erachtens zu „Schuldgefühlen“ (ebd., #00:06:00-6#)“ führen. Obwohl der Beitrag eine Auseinandersetzung mit der Geschichte des Holocaust anstoßen wolle, evoziere er durch seine Machart das Gegenteil. Er laufe Gefahr, dass Hörer\*innen mit Abwehr auf das Thema reagierten, indem sie sagten, „jetzt reicht es mir“, weil die nationale Identität aufgrund der Geschichte bereits „angeknackst“ (ebd., #00:06:03-2#) sei. Damit spiele der Beitrag ungewollt in ein Konfliktfeld hinein.

Die Gruppe fragt sich, ob rechte Parteien diesen Beitrag für ihre Argumentation ausnützen könnten, um ein Ende unter die Auseinandersetzung mit der Holocaust-Erinnerung herbeizuführen. Die Teilnehmer\*innen diskutieren die Frage am Beispiel von Björn Höcke, dem Thüringer AfD-Landesvorstandsmitglied, der für seine rechtspopulistische Forderung nach einer „erinnerungspolitischen Wende um 180 Grad“ bekannt sei.

WIMI MEDIENETHIK, 32: „[...] dann ist das genau Wasser auf seine Mühlen [...], weil er sagt, [...] jetzt wird wieder gezeigt: ‚wie schlimm‘, [...] das haben wir doch jetzt schon alles mitbekommen‘ und ‚das brauch ich jetzt nicht zum 20-millionsten Mal hören‘. Aber ich weiß nicht Mal, ob bei so einer Person überhaupt irgendwas nicht falsch gedeutet werden kann.“ (Ebd., #00:11:48-8#)

Auffällig ist, dass alle Diskutant\*innen dieser Gruppe die mögliche negative Wirkung auf Hörer\*innen im Sinne eines *Third-Person Effects* (vgl. Davidson 1983) formulieren. Dieser Begriff stammt aus der kommunikationswissenschaftlichen Medienwirkungsforschung und beschreibt eine verzerrte Wahrnehmung. Demnach glaubten viele Menschen an eine stärkere Wirkung der Massenmedien auf andere als auf sich selbst. Im Fall der Gruppendiskussion zeigt sich dieser Effekt dadurch, dass die Teilnehmer\*innen den Medien eine starke negative Beeinflussung auf eine weniger gebildete und emotional gefestigte Bevölkerungsgruppe in Bezug auf die Holocaust-Erinnerung zusprechen. Der Bilanzbuchhalter, 62 sagt explizit, dass er davon nicht betroffen sei. Er könne mit der Emotionalität solcher Beiträge umgehen, weil er zwischen seiner Identität als Deutscher und der Frage unterscheiden könne, wer am Krieg und der Judenverfolgung Schuld habe. Offensichtlich existiert bei den Diskutant\*innen die Vorstellung, dass weiterhin „das Geschichtsverhältnis zum Nationalsozialismus in weiten Teilen der deutschen Öffentlichkeit im Horizont nationaler Identität“ (Messerschmidt 2013, S. 21) betrachtet wird. Astrid Messerschmidt führt den Konflikt auf die Opferperspektive zurück, die als Teil einer „identitätsbezogene[n] Praxis der Erinnerung [...] eine eindeutige Distanzierung von den Täter\*innen“ (ebd. 2013, S. 26) vornehme. Sei der Schuldiskurs für die zweite Generation das entscheidende Motiv gewesen, um die eigenen Eltern anzuklagen, die eine Debatte um ihre schuldhaftige Verstrickung in die NS-Verbrechen vermieden hätte, komme der dritten Generation eine gesellschaftliche Verantwortung in Bezug auf die Erinnerung an den Holocaust zu, die bald ohne Zeug\*innen auskommen müssten. Ihnen misslinge die Unterscheidung von Schuld für das Geschehene und Verantwortung für die Erinnerung. Stattdessen fixiere sie das Schuldmotiv der zweiten Generation, das sich zum Wunsch verforme, „nicht mehr beschuldigt zu werden“ (ebd., S. 27). Weil das Schuldmotiv „eine nationale Opferidentität“ mit dem Hinweis einhergehe, „dauernd wegen des Deutschseins für etwas einstehen zu müssen, das man nicht zu verantworten habe“, könne Deutschsein „als eine Last repräsentiert werden, die man unzulässigerweise zu tragen habe.“ Erinnerungsarbeit erscheine „damit als etwas, das den Deutschen abgefordert“ (ebd. 2007, S. 63) werde. In der Vorstellung der Diskutant\*innen führt offensichtlich der Beitrag von Trebbin durch seine Machart dieses Schuldmotiv fort. Um diesem Muster entgegenzuarbeiten, schlägt der Buchhalter, 62 einen Hinweis durch die Redakteur\*innen am Ende des Beitrags vor: „Das betrifft euch heute nicht mehr, ihr seid nicht schuld.“ (Ebd., #00:06:34-8#) O-Töne wie diese signalisierten, dass ein Beitrag nicht auf

eine Schuldanklage abziele, sondern auf den Erhalt der Geschichte. Der Beitrag sei damit vergleichbar mit einer Situation, in der ein Großvater seinen Enkeln aus dem Krieg erzähle.

### 5.2.3 „Das ist ja diese Opferperspektive, warum sich alle nur noch schlecht fühlen.“ Kritik an einer dramatischen Darstellung von Zeug\*innen durch Musik

Die gemischten Gruppen Eichstätt und München diskutieren den appellativen Charakter der Opferperspektive am Beispiel der Langfassung von Trebbin (2015), der 30-minütigen Hörspielfassung über den Zeugen Hugo Höllenreiner und das „Zigeunerlager“ Auschwitz aus der Sendung BR2 „Land und Leute“ (vgl. 4.1.3).

Die Münchener Diskussionsgruppe (G5) sehen eine Opferperspektive in ersten Minuten des Beitrags umgesetzt. Die einleitende Frage des Sprechers, ob brutale Erinnerungen eines Zeugen beschönigt werden dürften, deutet der wissenschaftliche Mitarbeiter der Medienethik, 32 als „Teaser auf das, was kommt, verkleidet als Warnung“ (München, 2. Mitschnitt, #00:03:26-7#). Das begründet er damit, dass die Worte in seinen Augen „normativ aufgeladen“ seien und auf das „moralische[s] Argument“ und auf die „Pflicht“ hinausliefen. Sie forderten, hinzuhören zu müssen, weil es der Respekt vor den Zeug\*innen und Opfern so gebiete. Die warnenden Worte entpuppten sich als rhetorische Zwickmühle, die an das eigene Gewissen appelliere, sich mit der Geschichte des Holocaust zu befassen: „wenn du jetzt ausschaltest, bist du echt ein schlechter Mensch“ (ebd.).

Die Eichstätter Diskutant\*innen (G4) deuten die Opferperspektive am Ende des Beitrags, an der Stelle, an der der Zeugen für sein Engagement als Vertreter der vernachlässigten Opfergruppe Sinti\*ze und Rom\*nja gewürdigt wird. Die Orchestermusik, die diese Sequenz begleitet, wirkt auf den Accountmanager, 46 „mythisch“, als versinnbildliche sie etwas, das „zu einer Legende“ werde. Diese Symbolik kenne er nur „aus Hollywood-Schinken, wenn am Ende der Held stirbt“ (ebd., #00:03:19-8#). Im Kontext eines Berichts über die Geschichte des Holocaust im öffentlich-rechtlichen Radio empfinde er die Musik als zu schwer und zu langatmig. Im Fernsehen könne man sich an Bildern festhalten, fügt der Oberstudienrat, 47 an. Im Radio, das vom akustischen Eindruck lebe, empfinde er die Musik zur Pflicht, sich in das Dramatische einzufühlen. Im Zusammenspiel mit der inhaltlichen Würdigung des Zeugen deutet der Diskutant die Sequenz als „Opferkult“, der dafür Sorge, „dass sich alle nur noch schlecht fühlen“ (ebd., #00:15:46-6#), worauf man nur mit Abwehr reagieren könne. Mit diesen Aussagen wird die normative Rezeptionserwartung deutlich, die die Diskutant\*innen in der Langfassung von Trebbin feststellen. Neben einer starken Moralisierung, die Abwehr provoziert, diskutieren die Gruppenteilnehmer\*innen die Frage nach Angemessenheit von filmischen Stilmitteln in der Radiodarstellung.

#### 5.2.4 „...ein morbides Disneyland.“ Dramatik in konventionellen Darstellungen als Zeichen von Sensationslust des Publikums

Die Diskutant\*innen aus München (G5) vertiefen ihre Diskussion über mögliche Konsequenzen einer dramatisierenden Holocaustberichterstattung am Beispiel von Trebbin (2015). Die einleitenden Worte „Darf man die Erinnerungen eines Auschwitz-Überlebenden schönen oder gar zensurieren?“ (ebd., #00:00:45-3#) deutet die Studentin der Amerikanistik, 20 als sensationalisierend. Zwar begrüße die Diskutant\*in den Verweis auf die Verfolgung und Ermordung der „Zigeuner“ durch das NS-Regime, weil die historische Diskriminierung ihrer Erfahrung nach vielen unbekannt sei. Dass dieser Hinweis jedoch den Beitrag anführt, empfindet die Studentin als „schön dramatisch“. Sie bezeichnet den Beitrag als „Radioversion der Bildzeitung“ (München I, 2. Mitschnitt, #00:05:09-5#). In diesen Eindruck spielt die Sequenz hinein, in der ein Zitator die Namen für den Abtransport nach Auschwitz vorliest. Auch wenn die Diskutant\*in nicht in Zweifel stellen möchte, dass die Nazis ihre Opfer auf diese Weise „her zitiert“ (ebd., #00:01:29-8#) hätten, findet sie, dass die Stilmittel diesen geschichtlichen Aspekt zu stark dramatisieren. Die „verstörende[n] Hintergrundgeräusche“ und die „übertriebene Betonung“ in der Stimme des Zitators ließen die Täter „surreal“ wirken, weil sie die Botschaft vermittelten: „Es waren halt eher die Nazis, so Leute, die wird es ja in unserer Gesellschaft nie im Leben geben!“ (Ebd., #00:09:33-0#) In dieser Zuspitzung siehe die Studentin einen „Schockmoment“ umgesetzt. In ihrer Erfahrung als freie Mitarbeiterin in einer Gedenkstätte seien einige Besucher\*innen von brutalen Erzählungen wie die über den Operationstisch von Mengele fasziniert, sie sieht darin ein weit verbreitetes „Gewaltphänomen“ (ebd., #00:08:02-0#). Die Studentin schließt nicht aus, dass der Radiobeitrag auf dieses Phänomen zu reagieren versucht.

Auch der Diskutant WiMi Medienethik, 32 sieht in dem Beitrag „die Sensationslust“ (#00:08:44-0#) des Publikums bedient. Die Einleitung spiele die „Brutalität explizit“ aus, kündige eine „voll krasse Story“ an und unterstütze dadurch die Darstellung in dem weiteren Verlauf des Beitrags, der die Täter als „teufelsgleich“ erscheinen lasse. Er assoziiere eine Darstellung aus Fiction Filmen: Nazis repräsentieren das „Überböse“, bei dem „alles einfriert, wenn sie den Raum betreten“ (ebd., #00:09:06-4#). Diese Darstellungsweise empfinde er als „Themaverfehlung“ (ebd., #00:09:33-0#) bei einem Radioformat, das das Porträt eines Zeugen zeichnen wolle. Als passender empfinde er es, wenn der Sprecher betone, der Zeuge habe darauf bestanden, seine Geschichte auf diese Weise zu erzählen. So jedoch deute er den Beitrag als „Infotainment“, der als eine gezielte Mischung aus Unterhaltung und historischen Fakten ein Verlangen nach „Thrill“ erfülle (ebd.).

Auch der Student der Englischen Literaturwissenschaften, 26 deutet die einleitende Frage als rhetorisch. Der Journalist erteile sich „selbst die Berechtigung“, es „so machen zu müssen“. Dieses stilistische Mittel assoziiere er mit einer „Warnung auf Zigarettenschachteln“ (ebd., #00:11:41-0#), die über Ekelbilder schwarzer Lungen oder abgetrennten Gliedmaßen einen Schockmoment zu erzielen versuchten. Vor diesem Hintergrund verstehe er die einführenden Worte von Trebbin als eine Ankündigung „ins Gruselkabinett“ oder „in die Geisterbahn“ (ebd., #00:02:56-7#). Dieses Bild verbinde er mit dem Ausdruck „morbides Disneyland“ (ebd., #00:11:12-8#), den Henryk M. Broder in seinem Buch *Vergesst Auschwitz*<sup>65</sup> formuliert habe. Der Autor verfolgt darin die These, dass das ehemalige Vernichtungslager Auschwitz zum Gruseltourismus verkommen sei und plädiere, sich darauf zu konzentrieren, wie Juden heutzutage behandelt werden, weil man jene, die damals gestorben seien, heutzutage nicht mehr retten könne.

Axel Drecol (2017), Geschichtswissenschaftler und Leiter der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen, bestätigt, dass öffentlich ein Trend an „Dark Tourism“ in Bezug auf ehemalige Konzentrationslager diskutiert wird. Er vermutet, dass der Wunsch nach Grusel als Reaktion auf die Überpräsentation des Holocaust in den Medien entstanden sei. Die massenhaft verfügbaren Bilder aus dem Fernsehen verleiteten Menschen dazu, den Ort des Schreckens aus einem „Authentifizierungsbedürfnis“ heraus zu besuchen, um „am Ort des Geschehens auch wirklich die Beweiskraft“ zu erspüren. Es ist davon auszugehen, dass die Münchener Diskutant\*innen die öffentliche Diskussion und mit eigenen Beobachtungen verbinden. Sie kommen zu Schlussfolgerungen, wie sie Assmann und Brauer teilen: Besucher\*innen wollten nicht nur die Welt der Konzentrationslager erleben, sondern auch mit eigenen Emotionen konfrontiert werden (vgl. ebd. 2011, S. 73). Die Diskutant\*innen jedoch gehen in ihrer Deutung seinen Schritt weiter, sie schreiben den Medien einen bewussten Bezug auf dieses gesellschaftliche Phänomen zu, weil sie gezielt in ihren Beiträgen die Sensationslust zu befriedigen versuchen.

---

<sup>65</sup> Der genaue Wortlaut ist „Disneyland des Todes“. Broder, Henryk M. (2014): „Auschwitz ist heute ein Disneyland des Todes“. In: WELT vom 27.1., URL: <https://www.welt.de/kultur/article124251623/Auschwitz-ist-heute-ein-Disneyland-des-Todes.html> (zuletzt aufgerufen am 24.3.2021).

### 5.3 Aneignungsmuster: Positive Übernahme von konventionellen Mustern

#### 5.3.1 „Ich hatte auch positive Emotionen.“ Hoffnungsvolle Musik und O-Töne helfen, negative Erinnerungen zu sich selbst in Bezug zu setzen

Wie der weitere Verlauf der Diskussion der Eichstätter Student\*innen (G1) zum Musterbeitrag von Jarczyk (2013) zeigt, werden konventionelle Muster von ihnen nicht vollständig abgelehnt. Der Diskutant, der als erste Reaktion auf das Feature Abwehr formulierte, weil seinem Empfinden nach Emotion und Moral im Vordergrund stehen (vgl. 5.1.1), sagt nun, er habe „auch positive Emotionen“ (Eichstätt I, 2. Mitschnitt, #00:15:07-0#) gehabt. Er verweist auf die Musik in der Sequenz, in der von der Befreiung von Auschwitz durch die Alliierten die Rede ist.

BACHELORSTUDENT POLITIK, 23: „[...] da kam es mir so vor, dass die Geigen fröhlicher und lauter gespielt haben [...]. Das kam mir so ein bisschen vor wie bei so einem Historikerfilm nach der Schlacht, wo dann die eine Seite, die man die ganze Zeit begleitet hat, [...] gewonnen hat, es gab viele Tote, aber trotzdem haben einige der Richtigen überlebt [...] und da hab' ich mich gefreut: ‚Hey, der Beitrag [...] geht jetzt irgendwie fröhlicher los.‘“ (Ebd.)

Die Musik aktiviert offensichtlich in diesem Fall das episodische Gedächtnis, das die augenblickliche Situation mit früheren Medienerfahrungen abgleicht, die in einer positiven emotionalen Verbindung stehen (vgl. Piefke/Markowitsch 2010, S. 11). Die Assoziation des Studenten mit Spielfilmen speist sich aus der Hoffnung, der Bericht könne eine positive Wendung nehmen. Diese hätte es ihm nach eigenen Aussagen leichter gemacht, sich mit der Geschichte des Holocaust auseinanderzusetzen.

Eine ähnliche Erfahrung macht eine Diskutant\*in in Bezug auf die O-Töne der Schüler\*innen, die am Ende des Beitrags von „Schuld nein, Verantwortung ja“ sprechen.

GERMANISTIKSTUDENTIN, 23: „Hier haben wir eine positive Konnotation. Die [...] ist nicht ausgebaut, aber wir haben schon den Versuch zu sagen: ‚Hey, wir können was daraus lernen.‘“ (Eichstätt I, 4. Mitschnitt, #00:24:07-3#)

Durch die O-Töne habe sie den Beitrag am Ende als Chance begriffen, die Aussagen zu sich selbst in Bezug zu setzen und zu denken, „ok, da ist was Schlimmes passiert, bin ich heute vielleicht ein besserer Mensch tatsächlich“ (ebd., #00:24:59-6#). Damit hat sie offenbar aus der Vergangenheitsbezogenheit des Beitrags eine positive Zukunftserwartung für sich selbst abgeleitet (vgl. Giesecke/Welzer 2012, S. 18). Das bestätigt, dass es durchaus möglich ist, mit der Formel „Nie wieder

Auschwitz!“ die Geschichte des Holocaust als positiv gewendet zu thematisieren, als eine Geschichte, aus der man lernen und etwas Gutes machen kann (vgl. Meseth et al. 2004). Damit wird die Annahme von Giesecke und Welzer bestätigt, dass der Schrecken der Vergangenheit eine Auseinandersetzung mit der Geschichte nicht fördere: „Aus einem negativen Ursprungsereignis eine positive Identitätsbildung zu generieren und in politisches Verantwortungsbewusstsein zu übersetzen, muss fehlschlagen: Identität braucht psychologisch positive Fundamente, eine gesicherte Überzeugung, dass und wie man Gutes bewirken und Böses verhindern kann.“ (Ebd. 2012, S. 99) Dazu gehöre der Verweis, dass die Menschheitsgeschichte „schließlich nicht nur aus Schrecken, sondern auch aus Momenten des Glücks, des Erfolgs, des zivilisatorischen Fortschritts“ (ebd., S. 25 f.) bestanden habe. Erst vor diesem Hintergrund bekämen historische Fehlleistungen und Katastrophen Bedeutung.

### 5.3.2 „[...] da hab' ich mir gleich gedacht: ‚wie meine Oma!‘“ Die Biografie des Zeugen als Zugang zur eigenen (Familien-)Geschichte

Auch einige Diskutant\*innen der gemischten Gruppe in Eichstätt (G4) sehen im Beitrag von Trebbin (2015) einen positiven Zugang zur Geschichte des Holocaust. Auffällig ist, dass es sich dabei um Diskutant\*innen handelt, die in Bezug auf die Kurzfassung (vgl. ebd. 2014) sagten, dass ihnen der Rahmen fehlte, der sie langsam an das Thema herantühre (vgl. 5.1.3). Diesen Rahmen sehen sie offenbar im Monolog des Sprechers verwirklicht, der der Lebensgeschichte des Zeugen vorangestellt ist und eine Warnung für die brutalen Erinnerungen ausspricht. Diese Einleitung, sagt ein Diskutant, hätte man in seinen Augen nicht besser machen können.

SCHREINERMEISTER, 37: „Er sagt da, ‚also, pass auf, wird jetzt super heftig‘, aber er sagt auch selbstkritisch, ‚ja, wissen wir jetzt auch nicht genau, ob man das [...] als Journalist überhaupt so machen kann oder nicht, aber wir wissen, dass wir nichts verschweigen wollen, und deswegen machen wir das so‘.“ (Eichstätt II, 2. Mittschnitt #00:00:50-4#)

Der Diskutant sieht den Nutzen der Einleitung zum einen darin, dass sie die Hörer\*in auf die Brutalitäten vorbereite, die für viele eine Überforderung darstelle. Zum anderen weise sie auf die Metaebene des Diskurses hin, auf die Angemessenheit der Darstellung, für die es in seinen Augen kein Richtig und kein Falsch gebe. Die Diskutantin WiMi (w) Migrationsforschung, 28 sieht den positiven Wert der Einleitung darin, dass sie „von dem mündigen Individuum“ (ebd., #00:01:43-8#) ausgeht und die Verantwortung dem/der Hörer\*in überlässt, ob er/sie sich die brutalen Schilderungen zumutet oder abschaltet.

Der Psychologe, 64 schildert, dass er bei der Warnung zunächst „zusammengezuckt“ (ebd., #00:03:25-3#) sei, weil er die stimmliche Betonung des Sprechers und die Orchestermusik als viel

zu dramatisch und theatralisch empfunden habe. Rückblickend finde er „diesen Break zu den anderen Zumutungen oder Informationen schon gut gesetzt.“ Die Dramaturgie habe ihn gefesselt, weil sie nicht den „Vorschlaghammer“, sondern erst das Leben des Zeugen vor dem Holocaust präsentiert habe. Die Stimme des Überlebenden im Originalton zu hören, zeige ihm, dass er ein sesshafter Sinto und Bayer war, der nach Adolf Hitler benannt wurde. Dieser Teil sei für den Diskutanten wichtig gewesen, um sich im weiteren Verlauf des Berichtes in die Situation der „Zigeuner“ im Lager und in der Gesellschaft hineinversetzen zu können.

Dass der biographische Part offensichtlich auch wichtig war, um einen persönlichen Bezug zu dem Protagonisten aufbauen zu können, zeigt WiMi Amerikanistik, 37: „Das waren richtig schöne deutsche, bayerische Namen [...], da hab‘ ich mir gleich gedacht: ‚wie meine Oma!‘“ In Kombination mit dem Münchener Akzent habe die Sequenz die Überlegung angestoßen, dass es auch den eigenen Nachbarn und nicht nur „irgendein jüdischer Name auf irgendeinem Stein“ (ebd., #00:10:55-1#) hätte treffen können. Die Stimme des Zeugen scheint an dieser Stelle als „akustischer Personalausweises“ (Schrödl 2009, S. 150) das Paradox veranschaulicht zu haben, dass er als Münchener aufgrund seiner Zugehörigkeit zu der Minderheitengruppe Sinti\*ze und Rom\*nja verfolgt und diskriminiert wurde. Der Accountmanager, 47 hat wie der Protagonist seine Kindheit in Giesing verbracht. Er assoziiert bei der Herkunftsgeschichte des Zeugen eine Kombination aus Bildern der eigenen Kindheit mit unbelasteten Bildern in Schwarz-Weiß, wie bspw. den beschriebenen Fuhrwagen, durch den sich die Familie Höllenreiner finanzierte. Durch diese imaginierten Bilder fühle sich der Diskutant dem Zeugen emotional verbunden (vgl. ebd., #00:15:24-2#). Der Schreinermeister, 37 teilt den Eindruck auch ohne persönlichen Bezug zu Giesing. Er habe an derselben Stelle reale und fiktive Bilder generiert, die er mit positiven Emotionen verbinde.

Die Diskutantin WiMi (w) Migrationsforschung, 28 schließt daran an: „[...] da kommen Wiesen hoch, da kommt Regensburg, da kommt die Dampflokomotive“ – das sind für sie Bilder, „die man selber generieren muss, und die schauen dann anders aus, weil man sich die Person als handelndes Subjekt meistens vorstellt“ (ebd., #00:18:46-6#). Die Diskutantin betont den Unterschied zu den Schwarz-Weiß-Bilder von Täter\*innen, die ihr bei der Kurzfassung von Trebbin (2014) in den Sinn gekommen sind (vgl. 5.1.3). Nun seien es Bilder, die die Diskutant im Zuge der Hörspielfassung selbst generieren müsse, und diese zeigten sich hilfreich, sich auf den grausamen Teil der Geschichte einlassen zu können.

Mit dieser Aneignung tritt offensichtlich ein, was allgemein von der historisch-politischen Bildung angestrebt wird: eine „historische Imagination in einem kognitiv-emotionalen Akt, welcher

historische Zusammenhänge mit Personen, Handlungen oder Bedeutungen auffüllt, einer subjektiven und ethischen Bereitschaft folgt und sich mithilfe eines Fundus an bereits vorhandenem Wissen, Bildern und Einstellungen vollzieht“ (Brauer/Assmann 2011, S. 79). Dabei wird die Imagination als „Akt historischer Vergegenwärtigung“ verstanden, der weit „über ein subjektives Nachfühlen und Hineinversetzen“ hinausgeht und es ermöglicht, „bewusst mit dem vergangenen Geschehen über mediale Repräsentationen in eine Beziehung zu setzen und Platz zu machen für das Hereinholen einer fremden Vergangenheit in die eigene Gegenwart“ (ebd. 2011, S. 80). Dieser Akt scheint auch für die Diskutant\*innen zuzutreffen, die von sich selbst sagen, nicht zu visualisieren, sondern sofort mit Emotionen zu reagieren. Der Part zur Kindheit des Zeugen habe auch ihnen geholfen, die Geschichte zu sich selbst in Verbindung zu setzen. Der Beitrag „holt mich im Gesamten ab, bereitet mich vor und [...] bringt mich wahrscheinlich auch gut wieder raus“ (ebd., #00:07:00-5#), formuliert es die Diskutantin WiMi Amerikanistik, 33, auch wenn ihr dabei „ein bisschen die Tränchen“ (#00:12:50-9#) gekommen seien. Sie könnte sie vorstellen, das Hörspiel auf der Autofahrt mit ihren Kindern zu hören und als Gelegenheit zu nehmen, mit ihnen über den Holocaust zu sprechen.

Für die Diskutantin WiMi (w), Migrationsforschung, 28 sei vor allem das Ende des Beitrags wichtig gewesen, in dem davon berichtet wird, wie der Zeugen nach der Befreiung von Auschwitz sich als „Bürsten-Hugo“ (Trebbin 2015, #00:25:44-5#) eine Karriere aufbaut. Diese Sequenz habe die Diskutantin mit einem guten Gefühl aus dem Beitrag entlassen.

WiMi (w) MIGRATIONSFORSCHUNG, 28: „Es sind immer noch keine schönen Dinge, die er da erzählt hat, aber man erfährt, es ging weiter. [...] Es wird am Schluss runder. Ich sag jetzt nicht ganz rund [...], weil ich glaub', so ein Thema kann man nie ganz rund machen [...], wenn es um so ein Thema geht, bleibt der Hörer irgendwie immer mit sich zurück und muss noch drüber nachdenken. Aber es ist runder, weil es einen Abschluss hat.“ (Eichstätt II, 3. Mitschnitt, #00:01:37-6#)

Dass der positive Effekt dieses Aktes historischer Vergegenwärtigung bei den Diskutant\*innen augenblicklich ins Gegenteil umschlagen kann, sobald moralisierende Töne wahrgenommen werden, zeigt die Aussage ihres Kollegen. Der Diskutant WiMi (m) Flucht und Migration Eichstätt, 36 habe die Hörspielfassung zunächst als positives Beispiel empfunden, die seine Aufmerksamkeit auf das Wesentliche lenkte. Der Nachruf jedoch habe Höllenreiner in seinen Augen zu einem „Fossil“ und „Ausstellungsstück“ werden lassen. Dadurch habe der Diskutant nicht nur den Prozess unterbrochen, die Geschichte des Zeugen zu sich selbst in Bezug zu setzen, er habe auch Ärger über den Ausgang verspürt: „[...] es ist auch meine Geschichte, das ist die Geschichte meiner Eltern, das ist die Geschichte, von wo ich herkomme, das ist nicht nur seine Geschichte“ (ebd.,

#00:14:31-7). Offensichtlich hat er an dieser Stelle eine Form von Instrumentalisierung von Gedanken empfunden, die er rückblickend als „Betroffenheitsritual“ (ebd., #00:19:17-3#) beschreibt und die ihn den Beitrag trotz positiver Aneignung zu Beginn ablehnen lässt.

## 5.4 Aneignungsmuster: Positive Wahrnehmung von alternativen Erzählweisen

### 5.4.1 „Das schlägt ein wie eine Bombe!“ Analogisches Erzählen als Anreiz, sich neu mit dem Holocaust auseinanderzusetzen

Die Studierenden aus Eichstätt (G2) diskutieren das Kontrastbeispiel *Eine Stunde History*, indem es darum geht, die gesellschaftliche Teilhabe am Holocaust mit der „Flüchtlingskrise“ zu vergleichen (vgl. 4.2.2). Obwohl die Diskutant\*innen in dem Beitrag eine „moralische Keule“ (Eichstätt I, 3. Mitschnitt, #00:06:07-6#) wahrnehmen, fühlen sie sich davon nicht gemäßregelt. Das liege daran, dass Journalist\*innen Standpunkte verhandelten, die den Studierenden in diesem Kontext neu und überraschend erschienen. Vor allem die Antworten von Matthias von Hellfeld seien „unglaublich schlau, weil er eben nicht auf den Zug, auf den normativen, aufspringt und sagt: ‚Das ist so schlimm und unfassbar, wie konnten sie nur? Heute ist alles anders!‘, sondern weil er sagt: ‚Haltet euch doch mal den Spiegel vor. Wie ist es denn heute? Es ist nicht anders.‘“ (Ebd., #00:02:52-1#) Der Absolvent der Geschichtswissenschaft, 30, der bei dem Feature von Jarczyk „abgeschaltet“ hätte (vgl. 5.1.1), sagt nun: „Mensch, Wahnsinn! Das ist jetzt mal eine Diskussion! Da [...] ist eine gewisse Dialektik mit dabei, hier kann man sich auf etwas einlassen.“ (Ebd., #00:02:52-1#) Weil es ihm der Vergleich mit dem Ertrinken von Flüchtlingen im Mittelmeer ermögliche, den Holocaust „mal kritisch zu betrachten“, schlage der Beitrag für ihn ein, „wie eine Bombe“ (ebd., #00:13:31-0#). Er fühle sich zur Reflexion und zum Nachdenken eingeladen. Offensichtlich hat der Beitrag durch seine unkonventionelle Machart und sein offenes Deutungsangebot den Diskutant dazu gebracht, sich wieder für das Thema zu interessieren.

Auch der Bachelorstudent Politik, 23, der aufgrund der Normativität der vorausgegangenen Berichte sagte, mit der Geschichte des Holocaust abgeschlossen zu haben, lobt nun die Offenheit des Dialogs, weil dieser ihm vermittele: „Du kannst den Standpunkt annehmen, musst du aber nicht“ (ebd., #00:06:21-9#). Zwar werde auch in diesem Fall der Holocaust als etwas Negatives gedeutet. Durch die Analogie mit den Konflikten der Gegenwart habe der Beitrag von Rosenplänter jedoch

ermöglicht, Positives und Negatives in Bezug auf den Holocaust gegenüberzustellen, was dem Studenten das Gefühl vermittelt habe, „mit dem Thema mit“ und zu einem eigenen „Ergebnis“ zu kommen (ebd., #00:24:07-3#). Sonst vermittelten ihm Vergleiche mit dem Holocaust eher das Gefühl, „ein ultra Tabu“ zu sein, bei dem man „immer aufpassen“ müsse, „was man sagt“. Wäre der vergleichende Heute-Bezug in den vorherigen Beiträgen vorgekommen, hätte er auch diesen „eine Chance gegeben“ (ebd., 4. Mitschnitt, #00:11:18-0#). Obwohl die „Flüchtlingskrise“ durch massenhafte Berichterstattung im Jahr 2015 Gefahr läuft, U.U. zu einer Übersättigung zu führen (vgl. Hemmelmann/Wegner 2016), trifft es auf die Diskutant\*innen in diesem Fall nicht zu. Für den Bachelorstudent Politik und Soziologie, 20 steht vielmehr die Fragestellung im Vordergrund: „Wie konnte es zum Holocaust kommen? Warum haben die Leute nichts gemacht?“ (Ebd. Eichstätt I, 3. Mitschnitt, 0:28:29-8#) Der Gegenwartsbezug des Beitrags habe ihm geholfen, sich in diese Fragen hineinzudenken und mögliche Antworten zu finden.

Die positive Aneignung der Studierenden auf den Beitrag von Rosenplänzer bestätigt Annahmen von Astrid Messerschmidt: „Gelingt es, den erfahrenen Umgang mit Erinnerung selbst zum Gegenstand zu machen, wird es wieder möglich, das eigene Interesse an der Geschichte zu äußern.“ (Ebd. 2007, S. 66) Das begründet die Erziehungswissenschaftlerin damit, dass dieser Zugang „keine nationalen Identitätsfragen mehr“ aufrufe, sondern sich auf den Umgang mit Erinnerung in ihrer Gegenwart und den Blick auf ihre Erfahrungen mit Vermittlungs- und Repräsentationsformen richte, bei denen es sich um ein „vielfach angeeignetes und in unterschiedlicher Form instrumentalisiertes Gedächtnis“ handle. Insbesondere Studierende hätten ein „feines Gespür“ für diese Instrumentalisierungen, der sich in einem „unartikulierten Protest gegen moralisierende Geschichtsvermittlung“ (ebd., S. 65) zeige.

Zu der positiven Aneignung der Eichstätter Studierenden hat offensichtlich die Form des Mikrofondialogs beigetragen. Durch das Frage-und-Antwort-Prinzip habe das Format für die Diskutant\*innen kurzweilig gewirkt und den Eindruck vermittelt, mit den Moderator\*innen „am Diskussionstisch zu sitzen“ (Eichstätt I, 4. Mitschnitt #00:00:01-1#). Der Bachelorstudent Politik, 23 habe sich dadurch ernst genommen gefühlt, weil seine Fragen in seiner Sprache in dem Dialog verhandelt worden seien.

#### 5.4.2 „Der Beitrag zeigt auf intelligente Art, um was es wirklich geht.“ Journalistisches Ich regt zu neuen Überlegungen an

Die Diskutant\*innen aus der gemischten Gruppe in München (G5) reagieren geschlossen positiv auf den Beitrag von Wakonigg (2015) aus der Sendereihe WDR *ZeitZeichen*. Darin geht es um

ihre persönliche Reise nach Auschwitz, als Teenager und als Nachwuchsjournalistin (vgl. 4.2.1). Die Diskutant\*innen erkennen eine besondere Auseinandersetzung mit Erinnerung und Schuld, auch wenn sie nicht alle sofort wüssten, wie sie das Ende und die Reaktion des Überlebenden auf die Autorin deuten sollten. Trotzdem sehen sie die Deutungsoffenheit als Chance. So rege der Beitrag den Studenten der Englischen Literaturwissenschaft, 26 auf positive und „erfrischende“ (München, 3. Mitschnitt, #00:10:09-2#) Art zum Nachdenken an. Die Studentin der Amerikanistik, 20 fühlt sich animiert, zu fragen, warum der Überlebende in dem Beitrag auf diese Weise auf eine junge Deutsche reagiert: Ist das wirklich so passiert oder lässt die journalistische Verdichtung sie einen Zusammenhang nur annehmen? (Vgl. ebd., #00:20:00-5#)

Der Diskutant WiMi Medienethik, 32 sagt, ihm sei über den Bericht prinzipiell etwas deutlich geworden: Über die szenischen Schilderungen und die Kritik an den Medien, die nach den emotionalsten Bildern jagten, zeige Wakonigg auf „intelligente Art, um was es wirklich geht“ (ebd., #00:00:44-2#): Wakonigg führe vor Augen, dass Auschwitz nach und nach „zu einem ausgehöhlten Symbol“ werde, „das eigentlich gar nicht mehr transportiert, was es eigentlich transportieren soll, weil es immer darum geht, Emotionen einzufangen“ (ebd., #00:12:51-8#). Am Beispiel des Musikpreises „Echo“<sup>66</sup> für ein Rapper-Duo aus Offenbach begründet er seine Deutung, dass es in der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Holocaust oftmals nur um Skandalisierung ginge.

WiMi MEDIENETHIK, 32: „Man könnte ja auch ganz andere Berichte machen, welche, die zeigen, dass es immer noch rechte und antisemitische Menschen gibt, aber das möchte man ja gar nicht. Man möchte dieses Symbol, und es muss dann auch Auschwitz sein, weil genau nur Auschwitz verkörpert dieses krasse Extrem.“ (Ebd., #00:14:09-4#9)

Auffällig ist, dass keiner der Diskutant\*innen die akustische Ebene des Beitrags anspricht, obwohl fast jede Sequenz von musikalischen und weiteren radiophonen Stilmitteln begleitet wird. Nur die Studentin der Amerikanistik, 20 erwähnt die Krähen bei dem Auftritt der Autorin kurz vor ihrem Aufeinandertreffen mit dem Überlebenden und betont, dass sie es gut fand, keine klischeehaften Töne wie bspw. Zuggeräusche wahrgenommen zu haben. Diese Beobachtung lässt annehmen, dass die Aufmerksamkeit der Rezipient\*innen auf dem Gesagten liegt, wenn inhaltlich etwas Neues präsentiert wird, und die Akustik in der Wahrnehmung in den Hintergrund gerät. Das Neue an dem Beitrag von Wakonigg sprechen die Diskutant\*innen dem journalistischen Ich und dem offenen Ende zu. Beide Stilmittel regten an, sich auf neue Art und Weise mit der Geschichte

---

<sup>66</sup> Der ECHO wurde 2018 an *Kollegah* und *Farid Bang* für die hohen Verkaufszahlen ihres Albums „Jung, Brutal, Gutaussehend 3“ verliehen. Es wurde kritisiert, dass die Rapper in der Songzeile „Mein Körper definierter als von Auschwitzinsassen“ antisemitische Klischees bedienen. Weil andere Künstler\*innen ihre Preise daraufhin zurückgaben, entschied der Vorstand des Bundesverbandes der Musikindustrie den Preis abzuschaffen (vgl. Augsburg Allgemeine 2018).

des Holocaust auseinanderzusetzen. Mit dieser Aneignung werden emotionstheoretische Annahmen bestätigt, dass eine positive emotionale Aneignung von Inhalten weitere Reflexionsprozesse angestoßen kann (vgl. Bartsch 2014, S. 213). Diese Annahme wird dadurch gestützt, dass alle Teilnehmer\*innen im Anschluss an die Diskussion den Wunsch äußern, sich den Beitrag zuhause nochmals anhören zu können. Das kam bei keinem anderen Beitrag vor.

## 5.5 Kontroverse Reaktionen und Diskussionen über alternative und konventionelle Erzählweisen

### 5.5.1 „Wie ein kalter Eimer über den Kopf.“ Grundsatzdiskussion über Brutalität in Zeug\*innenaussagen

In fast allen Gruppen diskutieren die Teilnehmer\*innen die Angemessenheit von brutalen Erinnerungen in journalistischen Beiträgen. Sie erörtern diese Fragen in Bezug auf die Musterbeiträge Jarczyk (2013) und Trebbin (2014), die beide Medizinverbrechen von Josef Mengele thematisieren. Die Studentin der Amerikanistik, 20 (G5) hält solche Schilderungen für Beispiele „typische[r] Gewalt“ in Holocaustdarstellungen. Ihrer Beobachtung nach würden immer die „schlimmsten“ Szenen herangezogen, „damit am meisten Leute davon bewegt sind“ (München, 1. Mitschnitt, #00:16:24-6#). Der Politikstudent (G2) hingegen hält Folterszenen im Hörfunk für eine radio-*phone* Eigenart und vermutet, dass Radio in dieser Hinsicht eine Sonderstellung einnimmt.

BACHELORSTUDENT POLITIK, 23: „[...] ich kann mich an keine Dokumentation erinnern, wo in Nahaufnahme gezeigt wird, wie ein Mensch festgehalten wird und ihm 'ne Spritze in die Wirbelsäule gedrückt wird und er schreit. Zumindest hab' ich das nicht so im Gedächtnis, dass es so brutal im Fernsehen gezeigt wird.“ (Eichstätt I, 1. Mitschnitt, #00:05:39-7#)

Weil der visuelle Eindruck fehle, müsse das Radio brutal sein, befindet der Bachelorstudent Geschichte, 23: „[...] vielleicht brauchst du eben genau solche Geschichten im Radio, [...] sowas richtig Hartes, das [...] verdeutlicht, wie hart es da eben wirklich war“ (Eichstätt I, 1. Mitschnitt #00:06:06-1#). Zu dieser Ansicht kommt auch der Bilanzbuchhalter, 62 aus München (G5). Er befürwortet die Mengele-Szenen mit den Worten, „ich fand das schon gut, das auch mal darzustellen, [...] dass er nicht da irgendwie ein Pieken gekriegt hat, sondern [...] der wollte ihn sterilisieren auf brutalste Weise“ (München, 1. Mitschnitt, #00:12:25-3#). In eine ähnliche Richtung argumentiert der Diskutant Oberstudienrat, 47:

OBERSTUDIENRAT, 47: „Man muss halt den Zuhörern dann schon auch in Anführungszeichen bei Laune halten, es ist blöd, aber es ist halt ein heftig krasses Thema, und wenn ich jetzt in der Früh auf dem Weg in der Arbeit ohne Vorbereitung da so eine Keule über'n Kopf krieg, [...] muss man das schon so aufbereiten, dass ab und zu mal wieder was Bekanntes [kommt] oder dass man wieder mal einen Aufhänger hat“ (Eichstätt II, 1. Mitschnitt, #00:05:35-5#).

Einen möglichen Aufhänger sieht er in der „Auflistung der schrecklichen Sachen“ in Verbindung mit einem „Name-Dropping“: Josef Mengele „kennt jeder und das macht's natürlich dann für alle irgendwie interessanter“, weil er „ja auch die ganz große Nummer“ (ebd., #00:04:29-7#) war.

Auf die Frage, ob Erinnerungen an Gräueltaten beschönigt werden dürften, antwortet der Diskutant Schreinermeister, 37, dass man speziell bei dem Thema einen „Eimer kaltes Wasser über den Kopf braucht“ und dass „die menschliche Seele [...] das auch aushalten muss“ (Eichstätt II, 2. Mitschnitt, #00:23:04-8#).

Der Bachelorstudent Politik und Soziologie, 20 könne sich nicht vorstellen, „wie man über den Holocaust berichten soll ohne, dass es eine bedrückende Atmosphäre erzeugt.“ Der Holocaust sei „ein emotionales Thema, grad die Entmenschlichung [...], den Juden das Menschsein abzusprechen. Also, ich versteh nicht ganz genau, wie das gehen soll, ohne emotional zu sein. Das ist ja auch ein unmenschliches Ding, [...] und in zehn Minuten kann es eben nicht sehr tiefgründig sein.“ (Eichstätt I, 1. Mitschnitt, #00:12:05-1#)

Die Annahme, dass einige Hörer\*innen nur über brutale Geschichten zu erreichen seien, gelte auch für Jüngere, fügt der Geschichtslehrer Schrobenhausen, 33 an. Aus seiner Erfahrung im Schulunterricht schließe er, dass Schüler\*innen „dieses Drama [...] um diese schreckliche Situation“ (München, 3. Mitschnitt, #00:00:10-3#) bräuchten, damit sie bereit seien, die Geschichte zu sich in Bezug zu setzen.

Die gemischte Gruppe aus Eichstätt (G4) diskutiert den pädagogischen Nutzen dieser Darstellung für die jüngste Generation: Darf man so einen Beitrag seinen Kindern vorspielen? Was macht das mit einer so jungen Seele (vgl. Eichstätt II, 1. Mitschnitt, #00:06:12-5#)? Sie halten die Frage nach Brutalität in Holocaustdarstellungen für eine grundsätzliche Diskussion, die geführt werden müsse.

Es gibt Diskutant\*innen, die sich dem Problem offensichtlich entziehen, indem sie bewusst Emotionen unterbinden und den Prozess der Visualisierung im Kopf unterbrechen.

WiMi (m) MIGRATIONSFORSCHUNG, 36: „Ich hab‘ auch sehr stark visualisiert früher, aber hab‘ das aufgehört [...], weil mich das dann so stark reinzieht. Zum Beispiel [...] hab‘ ich versucht, mich auf die Worte zu konzentrieren und nicht auf die Bilder, [...] um mich selbst so zu schützen“ (Eichstätt II, 2. Mitschnitt, #00:16:34-5#).

Ein weiterer Diskutant fügt an, dass er sich die Frage nach angemessener Darstellung gar nicht mehr stelle, weil die Dauerpräsentation des Holocaust dafür gesorgt habe, nichts mehr in diesem Kontext empfinden zu können.

BACHELORSTUDENT GESCHICHTE, 23: „[...] ich bin total abgestumpft, was das angeht, also, [...] ich hab‘ da irgendwie keine Emotion“ (Eichstätt I, 1. Mitschnitt, #00:09:03-4#).

In keiner Diskussionsgruppe kommt es zu einem Konsens, wann Brutalität in welcher Weise in medialen Darstellungen des Holocaust als legitim betrachtet werden kann. Diese Uneinigkeit scheint die Annahme von Bert Pampel zu bestätigen: Bei dem Umgang mit der Geschichte des Holocaust handelt es sich um einen subjektiven Prozess, „in dessen Verlauf sich Individuen Inhalte aneignen, indem sie diese in Auseinandersetzung mit ihren eigenen Erfahrungen reflektieren und bewerten“ (ebd., 2007, S. 17). Alle Diskutant\*innen betonen, dass Medien ihre Auseinandersetzung mit Geschichte prägen. Häufig fällt die Aussage, dass sich durch die ständige Wiederholung des Themas ein „Effekt der Abstumpfung“ (Sontag 2006) einstelle, denen man nur mit besonderer Härte und neuen Aufhängern begegnen könne. Das unterstreicht die Forderung von Welzer, dass „sich die Aneignungsformen von Geschichte mit den Generationen und dem Zeitabstand zu den Ereignissen beständig verändern“, daher könne man „die bislang erfolgreiche Erinnerungs- und Vermittlungspraxis nicht einfach fortschreiben“, sondern müsse sie „beständig modernisieren“ (ebd. 2010). Offensichtlich muss diese Modernisierung mit Blick auf die unterschiedlichen persönlichen und medialen Erfahrungen mit dem Thema erfolgen.

### 5.5.2 „Der Journalist muss das einordnen können!“ Die Schlussstrich-Debatte als Zugang zu den Problemen der Gegenwart

Die Didaktiker\*innen und Geschichtsvermittler\*innen aus Nürnberg (G2) reagieren zunächst mit Empörung auf das Phone-In von Senel (2015), in dem David Krause sagt, dass ihn Massentierhaltung und IS-Terrorismus mehr berühre als sechs Millionen jüdische Opfer in Auschwitz (vgl. 4.4.1). Der Anrufer erwecke den Eindruck, seinen Frust loswerden zu wollen und leite seinen Standpunkt ungeschickt ein, indem er sich über seine Homosexualität zu den NS-Opfern zähle. Besonders empörend finden die Diskutant\*innen, dass die genannten Vergleiche nicht aufgelöst werden. Das mache den Beitrag „unerträglich“ und gleichzeitig zu einem Problem, weil er dadurch Gefahr laufe, rechtes Gedankengut zu verbreiten, wie ein Diskutant sagt.

GESCHICHTSLEHRER WU, 40: „[...] dass Sendungen natürlich von solchen Anrufern instrumentalisiert werden, um andere Botschaften an das Volk zu bringen, wie eben jetzt hier also die Islamkritik, weil ich weiß nicht, ob das so stimmt, dass ähm die größere Gefahr aktuell in Zahlen ausgedrückt immer noch oder bzw. neuerdings eben die Muslime sind und nicht Rechts“ (Nürnberg, 3. Mitschnitt, #00:07:10-2#).

Die Diskutant\*innen betonen, dass sie von einem Beitrag aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk erwarteten, Fragen und Konflikte wie diese zu benennen und ggf. aufzulösen. Weil sie wüssten, dass dies von einem Phone-In nicht erfüllt werden könne, hätten sie von dem Studiogast Kenkmann erwartet, dass er zumindest nachfragt, warum Krause den gegenwärtigen Umgang mit Auschwitz als weniger wachsam empfinde und glaube, dass es Menschen weniger handlungsfähiger mache, obwohl das doch Sinn von historisch-politischer Bildung sei. Stattdessen habe Kenkmann die „moralische Instanz gespielt“ (ebd., #00:20:31-3#), der verhindert habe, dass Krause sein Potential als „ein Heaven-sent“ (ebd., #00:33:43-2#) entfalten könne. Die Diskutant\*innen gehen davon aus, dass Krauses Standpunkt den „Querschnitt einer Gesellschaft“ (ebd., #00:07:10-2#) darstellt und auf ein weit verbreitetes Denkmuster verweist. Hätte der Studiogast die Beweggründe hinterfragt, hätte der Beitrag ggf. dazu beitragen können, über den gegenwärtig ambivalenten Umgang mit Erinnerung aufzuklären. Trotz der anfänglichen Empörung mache Krause den Beitrag überhaupt erst interessant, weil er die Diskutant\*innen zum Nachdenken anregt: Welche sind die größten Probleme unserer Zeit? Wo müssen wir wachsam sein? Diese konstruktive Auseinandersetzung wünschten sie sich auch für das Ende der Sendung, als Anstoß, sich über den Beitrag hinaus mit dem Thema und den Fragen zu beschäftigen.

### 5.5.3 „Was sind das für Leute, die so denken?“ Die Frage nach dem Hintergrund des „Schuld-Kults“

Die Diskussionsgruppe G5 in München diskutiert den Beitrag von Ariane Focke (2017) auf *hr-iNfo* über die Frage, ob die Erinnerungskultur einen Neustart braucht (vgl. 4.3.1). Der Diskutant WiMi (m) Medienethik, 32 stellt zunächst einen Widerspruch fest: Die Journalistin sage, es ginge im Gespräch mit ihrem Kollegen darum, einen Zusammenhang zwischen AfD und Antisemitismus zu erörtern. Für den Diskutanten werde dieses Ziel nicht deutlich. Seinem Empfinden nach habe der Antisemitismus nur am Anfang des Ausschnitts eine Rolle gespielt, dann habe sich die Diskussion nur noch um den „Schuld-Kult“ (München, 4. Mitschnitt, #00:01:11-3) gedreht. Weil ihm der Beitrag nicht vermitteln konnte, ob die genannten AfD-Politiker\*innen „wirklich“ Antisemit\*innen seien oder „nur“ des Holocaust überdrüssig, finde er den Beitrag „problematisch“ (ebd., #00:18:22-5#). Für ihn seien Antisemitismus und Erinnerung an den Holocaust „nicht

zwangsläufig die gleichen Sachen“, die er in dem Beitrag „gleichgestellt“ sehe. Dem Diskutanten fehlt offenbar eine Interpretationsgrundlage und Definition von Antisemitismus, um der Argumentation folgen zu können. Abgesehen von dieser fehlenden Brücke findet es WiMi Medienethik, 32 jedoch gut, dass verschiedene Positionen innerhalb der AfD aufgezeigt und andere Parteien erwähnt werden, die sich zu einem „Schuld-Kult“ äußeren, da er sonst die Befürchtung hätte, dass der Beitrag bei einigen Hörer\*innen den Eindruck aufkommen lassen könnte, „als wäre das handelnde Subjekt AfD plötzlich da und macht böse Sachen“ (ebd., #00:03:38-4#). Stattdessen zeige der Beitrag, dass es offensichtlich weiterhin Menschen gibt, die sich schwertun, zwischen Schuld für die NS-Verbrechen dem heutigen Gedenken zu differenzieren. In diesem Punkt sehen die Diskutant\*innen einen Anschluss an ihre vorausgegangene Diskussion (vgl. 5.2.2), in der sie vermuten, dass in der Öffentlichkeit die Schuldfrage noch immer „hochsterilisiert“ (ebd., #00:08:50-4#) und „überhöht“ werde, weil sie einer „moralische[n] [...] Keule“ gleiche, die anordne, „jetzt musst du dich schlecht fühlen“ (ebd., #00:06:17-9#). In Bezug auf den Beitrag von Focke (2017) vertiefen sie die Diskussion. Sie betonen, dass viele in ihrem Bekanntenkreis sich beklagten, nicht zu wissen, ob sie die Nationalhymne singen, die deutsche Fahne aufs Dach oder eine eigene Meinung zum Nahost-Konflikt haben dürften, weil sie befürchteten, sie könnten als „Nazis“ beschimpft werden. Die Diskutant\*innen fragen nach dem Ursprung dieser Einstellung. Ihrem Verständnis nach könne nur dann von einem „Schuld-Kult“ gesprochen werden, wenn eine Vielzahl von Bürger\*innen und Politiker\*innen so empfinde, was sie sich jedoch bezweifelten. Wie eine Studie der *Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (evz)* bestätigt, wird der behauptete „Schuld-Kult“ nur von einem Teil der Bevölkerung gesehen. „Die Befragten erinnern viel differenzierter.“ (Ebd. 2018) Der Anteil der Personen, die sich schuldig für den Holocaust fühlen, sei gering. Der Aussage „Auch, wenn ich selbst nichts Schlimmes getan habe, fühle ich mich schuldig für den Holocaust“ habe etwa jeder zehnte Befragte zugestimmt. Die Münchener Diskutant\*innen würden gerne mehr über diesen Teil der Bevölkerung erfahren, ob die Betroffenen einen familiären Bezug zur Vergangenheit hätten, ob ihre Großeltern den Holocaust miterlebten oder man ihnen das Thema in der Schule falsch vermittelt hätte (vgl. ebd., #00:09:52-1#). Die Diskutant\*innen schließen nicht aus, dass journalistische Beiträge einen „Anteil“ daran haben, „dass sich viele Leute heutzutage einbilden, dass es so einen Schuld-Kult gibt“ (ebd., #00:07:30-5#). Würde auf diese Personen mehr in den Beiträgen eingegangen, könnten sie darüber ggf. Menschen in ihrer unmittelbaren Lebenswelt besser verstehen lernen.

#### 5.5.4 „Das ist eine Instrumentalisierung des Themas und das mag ich nicht.“

##### Der Verdacht der versteckten Meinungsmache

Die Diskutant\*innen der gemischten Gruppe aus Eichstätt (G4) bezeichnen den journalistischen Kommentar als eine Darstellungsform, die sie grundsätzlich schätzen, weil sie seine Meinungsbezogenheit mit der Freiheit verbinden, sich einem Standpunkt anzuschließen oder nicht (vgl. Eichstätt II, 4. Mitschnitt, #00:02:53-9#). Im Fall des Kommentars von Almut Engeli (2017) im RBB *Kulturradio* sehen sie ihre Erwartungen nicht erfüllt (vgl. 4.3.2). Zunächst äußern die Diskutant\*innen Verständnisprobleme, die sie auf die Umsetzung des Beitrags zurückführen. Er habe geklungen, als basiere er auf einem geschriebenen Text, der abgelesen worden sei. Die vielen Relativsätze hätten eine Aufnahme der Informationen erschwert. Weil die Diskutant\*innen keine Melodie in der Stimme der Journalistin feststellen konnten, habe der Kommentar auf sie gewirkt, als sei er emotionslos „wie ein Wetterbericht“ (ebd., #00:04:56-8#) vorgetragen worden. Der Oberstudienrat, 47 habe sich von dieser Präsentation nicht „abgeholt“ gefühlt und „abgeschaltet“. Diese Aussage bestätigt Sendmeier, dass Hörer\*innen sich nur dann auf längere und abstraktere Passagen einließen, wenn sie die Präsentation der Stimme und der Sprechweise als positiv einstufen (vgl. ebd., 2005, S. 3).

Dass die Diskutant\*innen auch die inhaltliche Ebene mit Verständnisproblemen verbinden, zeigen die Aussagen der Diskutant\*innen, die versucht haben, bis zum Ende des Beitrags aufmerksam zu bleiben. Sie beschreiben den gesamten Aufbau und Argumentation des Kommentars als undurchdringlich. Sie fühlten sich ratlos und teilweise verärgert zurückgelassen, da die Autorin ihnen die Kernaussage nicht vermitteln konnte, wie es eine Diskutantin auf den Punkt bringt:

WiMi AMERIKANISTIK, 37: „Ich find‘, ein guter Kommentar, der bringt eine Sache schnell und gezielt auf den Punkt, und da hab‘ ich den Punkt nicht gefunden [...]“ (Eichstätt II, 3. Mitschnitt, #00:18:51-0#)

Vor allem das Motiv des Klatschens habe sie verwirrt.: „[...] also, was war jetzt der Punkt? Eine Partei, die geklatscht hat, weil alle anderen auch geklatscht haben?“ [Ebd.] Der WiMi Migrationsforschung (m), 36 deutet das Klatschen als Widerspruch zu dem, was die Autorin an der Schäuble-Rede gewürdigt hat. Sie selbst sei „unkonkret“ gewesen, habe sich im „politische[n] Klein-Klein“ verloren, „zu viel Pathos“ (ebd., #00:26:11-4#) in ihren Beitrag gelegt und auf diese Weise stark emotionalisiert. Auch eine andere Diskutantin stellt einen Widerspruch fest, sie führt ihn auf die Kontextualisierung der AfD zurück.

WiMi AMERIKANISTIK, 37: „[...] die Frau mochte ich jetzt nicht, das lag daran, dass sie gehofft hat, dass der AfD keine Bühne gegeben wird in diesem wichtigen Kontext und was hat sie, also wem hat sie die Bühne gegeben? Der AfD, und zwar im gesamten Vortrag.“ (Ebd., #00:02:53-9#)

Weil die Partei in dem Beitrag in ihren Augen offensiv und ohne überzeugende Argumente thematisiert wurde, findet die Diskutant\*in den Beitrag „gefährlich“. Sie befürchtet, dass der/die „Otto-Normal“-Mediennutzer\*in ohne Erfahrung mit meinungsbezogenen Darstellungsformen denken könnte, das seien „wieder so Fake-News“, „politische Meinungsmache“ oder ein „Bashing“ (#00:10:50-5#). Auch der Accountmanager, 46 nimmt an, dass eine Hörer\*in, die nicht genau hinhöre, den Kommentar u.U. als Werbung verstehen könnte: „[...] hey, da ist eine neue Partei im Bundestag und irgendwie muss die ja ganz toll sein, weil die ist 27-mal erwähnt worden“ (ebd., #00:08:51-7#).

Die Diskutant\*in WiMi Migrationsforschung (w), 28 vermutet eine von der Journalistin gezielt gesetzte Botschaft: „[...] ich hab‘ das Gefühl, der Holocaust wurde da als Aufhänger benutzt, um über ein anderes Thema zu sprechen, und das find‘ ich, das ist eine Instrumentalisierung des Themas, und das mag ich nicht“ (ebd., #00:10:50-5). Der Oberstudienrat, 47 findet, Engelen habe den Kommentar aus persönlichen Gründen geschrieben. Sie mache auf ihn den Eindruck, sich über die Fraktion „echauffiert (ebd., #00:19:16-9#)“ zu haben. Ihre Herangehensweise vergleicht er mit einer Spielerkritik an einer Fußballmannschaft. Sie versetze sich in die Sonderstellung einer Wertung, die sie den Akteur\*innen der Gedenkfeier abgesprochen habe: „da stürmt der Gauland und andere [...], und was macht er denn? Jetzt klatscht er nicht.“ (Ebd., #00:27:23-6#) Zwar erscheine der Beitrag als „netter Versuch, mal was Anderes zu sagen“, weil sie jegliche „Effekthascherei“ vermeide. Weil am Ende der negative Eindruck überwiege, kommt er zu dem Schluss: „Man sagt ja, man soll AfD nicht so viel Aufmerksamkeit schenken, insofern hätten wir der Dame wahrscheinlich dahingehend beraten, dass sie mit der AfD hätte zurückfahren sollen.“ (Ebd., #00:12:11-5#)

Der Psychologe, 64 versucht ebenfalls zunächst den Kommentar positiv zu deuten: „Ich glaub‘, ihre Message war, sind wir froh, dass wir so eine tolle Demokratie haben“, in der „auch eine AfD im Parlament sitzt und klatscht“ (ebd., #00:07:24-1#). Ihre Herangehensweise habe jedoch als „ein eigenartiger Tanz“ zwischen widersprüchlichen Argumenten und unklaren Motiven gewirkt.

Kein/keine Diskutant\*in kommt zu einer eindeutig positiven Reflexion, obwohl der Kommentar von Engelen mit Berichterstattungsmustern bricht. Das Gegenteil ist der Fall: Der Kommentar wird abgelehnt, weil Argumente und Darbietung der Journalistin als nicht authentisch wahrgenommen werden. Er scheint ausgelöst zu haben, was in der Medienrezeptionsforschung als „Bumerang-Effekt“ (Bartsch, 2014, S. 211) bezeichnet wird: Wenn Rezipient\*innen eine Botschaft als nicht überzeugend oder gar manipulativ empfinden, kann sie ins Gegenteil dessen umschlagen,

was damit ggf. bewirkt werden soll. Im Fall der Eichstätter Diskutant\*innen zeigt sich das in der Ablehnung des Kommentars und der Journalistin als Sprecherin.

## 5.6 Widersprüchliche Deutungen von konventionellen und alternativen Erzählweisen

### 5.6.1 „Es ist eben unvorstellbar.“ Schüler\*innen aus dem Beitrag als Abbild von jugendlichen Diskutant\*innen

Die zwischen 16 und 18 Jahre alten Schüler\*innen der Beruflichen Oberschule (FOS BOS) in Weißenburg (G3) reagieren auffällig einheitlich auf den Beitrag von Trebbin (2014). Das zeigt sich zunächst darin, dass sie das wiederholen, was die Jugendlichen in dem 3-Minuten-Beitrag über den Besuch des Zeugen Hugo Höllenreiner in ihrer Schule sagen.

SCHÜLER T., 17: „Ich fand’s auch ziemlich krass zu hören, dass der Mann quasi 52 Jahre gebraucht hat, um das erste Mal über dieses Thema zu sprechen [...], und ich find’ es auch ziemlich gut, dass er jetzt auch die Schüler ähm aufklärt, wie es denn damals so in der Zeit war. Und er meinte ja auch, dass [...] er sein ganzes Leben dafür kämpfen bzw. sich dafür einsetzen wird, dass die Leute bzw. die Schüler, die jungen Menschen, also die junge Generation mitbekommen, was damals alles abgelaufen ist.“ (Weißenburg, 1. Mitschnitt, #00:00:52-6#)

Wie durch dieses Zitat deutlich wird, verwenden die Schüler\*innen aus Weißenburg den Begriff „krass“, um genauso wie die Jugendlichen aus dem Beitrag ihr Erstaunen über das lange Schweigen und das Engagement des Zeugen die Jugend auszudrücken, ohne explizit zu machen, ob sie sich zu der Generation zählen, an die das Engagement gerichtet ist.

Im weiteren Verlauf der Gruppendiskussion zeigt sich, dass die Gruppendiskutant\*innen nicht nur nahezu dieselbe Sprache verwenden, um dieselben Punkte wie die Jugendlichen in dem Beitrag anzusprechen. Die Jugendlichen sprechen ihnen offensichtlich aus der Seele, wie folgende Aussage vermuten lässt:

SCHÜLER M. MIGRATIONSBIOGRAFIE, A.17: „Ich fand’s aber auf jeden Fall noch gut, dass man am Ende noch die Schüler befragt hat, [...] Ich find, das hat das nochmal unterstrichen, dass das wirklich unvorstellbar ist.“ (Ebd., #00:05:59-9#)

Auch die Diskutant\*innen könnten sich „das gar nicht so vorstellen“ (#00:01:50-9#), wie es damals in Auschwitz gewesen sei. Weil sie sich so offensiv auf die O-Töne der Jugendlichen aus dem Beitrag beziehen, ist davon auszugehen, dass sie eine Art Entlastung für sie darstellen, insofern,

dass sie den Diskutant\*innen das Denken und Fühlen in Bezug auf den Holocaust abnehmen. „Unvorstellbarkeit“ scheinen sie dabei mit „Unföhlbarkeit“ gleichzusetzen, die Schüler\*innen aus Weißenburg wiederholen mehrmals, dass sie sich durch Filme die ehemaligen Konzentrationslager zwar bildlich vorstellen könnten, jedoch nicht „geföhlsmäßig“. So sagt die Schülerin S., 17: „die Geföhle, die könnte ich auch so nicht herbekommen, weil wir das einfach niemals föhlen könnten, was sie alles erleidet haben“ (ebd., #00:07:31-4#). Diese Aussage lässt annehmen, dass die Diskutant\*innen es als ihre Aufgabe ansehen, sich in die Geschichte einzuföhlen, die über den Zeugen vermittelt wird. Gleichzeitig scheint sie ihnen auch Probleme zu bereiten. So sagt Schüler T., 17: „Ich glaub‘, man möchte sich das gar nicht so richtig vorstellen.“ (Ebd., #00:02:28-8#) Dieser latente Widerspruch kehrt in der Diskussion immer wieder.

5.6.2 „Ich wusste nicht, dass die Diskriminierung weiterging.“ Der Metadiskurs über den Umgang mit Minderheiten steigert den Respekt für den Zeugen, aber nicht das Verständnis für gegenwärtige Formen der Diskriminierung

Auch in Bezug auf die letzten drei Minuten des Beitrags von Trebbin 2015, der Langfassung über das Leben des Zeugen Hugo Höllenreiner, wiederholen die Schüler\*innen zunächst, was sie bereits in Bezug auf die Kurzfassung gesagt haben: Sie fänden es bemerkenswert, dass der Zeuge sein Schweigen gebrochen und es sich zur Aufgabe gesetzt habe, für ein „Nie wieder“ zu kämpfen. „Da kann man mitbekommen, wie schlimm das eigentlich war“ (Weißenburg, 2. Mitschnitt #00:07:50-5#), bringt es der Schüler mit Migrationsbiografie A., 17 auf den Punkt. In der Diskussion zur Langfassung kommt die Erkenntnis hinzu, dass die Schüler\*innen das, was sie über den Holocaust zu wissen glauben, überschätzt haben. Der Aspekt der Diskriminierung nach der Judenverfolgung sei ihnen nicht bekannt gewesen. So habe der Schüler mit Migrationsbiografie B., 17 „nicht gewusst“, dass das Leben des Zeugen auch nach der Judenverfolgung „schrecklich war immer noch“, dass der Überlebende „nichts hatte“, „sich alles wieder neu aufbauen“ und „dass er sehr lange warten musste, bis sein Leid überhaupt anerkannt wurde in der Gesellschaft, bis man ihn wieder aufgenommen hat.“ (Ebd., #00:05:14-7#)

Die Tatsache, dass die Schüler\*innen nichts von der andauernden gesellschaftlichen Diskriminierung nach Auschwitz wussten, ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass die Minderheit der Sinti\*ze und Rom\*nja bis heute im Schulunterricht kaum behandelt wird, und wenn, dann fast ausschließlich mit Blick auf die Verfolgungsgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus (vgl. Lagrene/von Mengersen 2014, S. 217 ff.). Der Beitrag von Trebbin (2014) hat den gesellschaftliche

Aspekt von Diskriminierung nach 1945 für die Schüler\*innen offensichtlich erstmals für sie sichtbar gemacht. Die Hörspielfassung hat nach Aussage der Diskutant\*innen über „mehr Informationen“ (Weißenburg, 3. Mitschnitt, #00:08:27-8#) zu einem Aha-Erlebnis geführt. Dazu beigetragen hat offensichtlich die Darstellung des Beitrags. Dass nur ein Zeuge gesprochen habe, sei hilfreich gewesen, um sich „besser daran erinnern“ (ebd., 2. Mitschnitt, #00:07:01-7#) zu können, wie es der Schüler mit Migrationsbiografie B., 17 ausdrückt.

Allerdings fühlt sich nur die Schülerin S., 17 animiert, sich die Frage zu stellen, was von der gesellschaftlichen Ausgrenzung heute nachwirkt und was das mit ihr mache: Es gibt ja „immer noch sehr viel Diskriminierung auf der Welt [...], und es zieht mich eigentlich schon ein bisschen runter“, wenn sie sehe, wie Menschen wegen einer anderen Hautfarbe oder wegen ihrer Sexualität „gleich verurteilt“ (ebd., #00:03:49-4#) werden. Entweder scheint es den anderen Schüler\*innen schwer zu fallen, eine Brücke zur ihrer Gegenwart und zu ihrer Welt zu schlagen, oder sie scheinen den Respekt vor dem Zeugen stärker zu spüren. Sie betonen, dass der Überlebende durch seine Vorträge das „Ansehen“ (ebd., #00:01:31-0#) bekommen hat, das man ihm nach Auschwitz verwehrte. Dann schließen sie an Sätze an, mit denen sie die Diskussion zu dem Beitrag begonnen haben. Sie finden es „total bemerkenswert, dass [...] er dafür kämpft, dass sowas nie wieder passiert“ (ebd., #00:04:04-3#). „Bewundernswert ist auch, dass er sich jetzt nicht selbst umgebracht hat, sondern einfach die Kraft dafür hat, um zu sagen, ja, das hab‘ ich erlebt und das möchte ich weitererzählen.“ (Ebd., #00:06:22-9#) Diese Aussagen scheinen die Annahme von Giesecke und Welzer zu bestätigen, dass „Pathosformeln“ wie „Nie wieder Auschwitz!“ für jüngere Generationen „nicht mehr anschlussfähig“ sind, weil sie „keine Erfahrung“ damit hätten, „dass diese Geschichte ‚verleugnet‘ oder ‚verdrängt‘ werden sollte“ (ebd. 2012, S. 24).

### 5.6.3 „Ich denk‘, da wär‘ man auch erschüttert.“ Schüler\*innen über die Darstellung rechtsradikaler Jugendlicher

Ein Weißenburger Diskutant formuliert seine Erwartungshaltung, noch bevor er den Beitrag von Abidan (2017) aus dem SWR gehört hat, in dem es darum geht, einen Zeugen bei einem Besuch im Jugendgefängnis zu begleiten (vgl. 4.4.3). Der Schüler Migrationshintergrund B., 17 ist „gespannt“, ob die wegen rechtsradikaler Delikte verurteilten Jugendlichen zu dem Zeugen sprechen werden. Nach dem Hören des Ausschnitts fühlt er sich bestätigt: Er hat mit ihrem Schweigen gerechnet und das ist eingetreten. Er findet es „schade“, dass sie die Gelegenheit verpasst haben, zu dem Zeugen zu sprechen, auch wenn es in seinen Augen ein verständliches Verhalten ist. Ein Diskutant schließt daran und begründet, warum er das ebenfalls so sieht.

SCHÜLER T.,17: „[...] wenn man dann quasi so eine Person vor sich sitzen hat, die einem genau das Gegenteil sagt, und von der man auch weiß, dass sie sowas erlebt hat, dann würd' ich mich da auch nichts sagen trauen [...]. Man hat ja auch gesagt, dass es [...] in der Regel die erste Begegnung mit einem Juden ist [...], und ich denk', da wär' man auch erschüttert [...]“ (Weißenburg, 3. Mitschnitt, #00:01:37-4#).

Dieses Zitat unterstreicht die Beobachtung, dass die Weißenburger Diskutant\*innen den Zeugen als Zugang zur Geschichte betrachten, den man „Respekt“ entgegenbringen müsse, diese Forderung wiederholen sie im Diskussionsverlauf immer wieder. An dieser Stelle konkretisieren sie ihren Eindruck mit den Worten, dass man „quasi keine andere Reaktion zeigen [kann], wie ‚wow, das ist sehr interessant‘ bzw. ‚das ist ähm sehr krass‘“ (ebd., #00:19:38-4#), weil man gar nicht weiß, „wie man sich vor jemandem, der das miterlebt hat, verhalten soll“ und weil es ja „so viele Sachen“ gibt, die man „falsch machen oder falsch sagen“ (ebd., #00:11:16-3#) kann. Die Schüler\*innen scheinen sich prinzipiell mit der Frage nach einem „richtigen“ bzw. angemessenen Verhalten gegenüber dem Zeugen zu beschäftigen. Die Attribute „Wahrheit“ und „Falschheit“ haben sie offensichtlich aus dem Beitrag aufgegriffen und betonen damit den Stellenwert des Zeugen.

Es ist nicht auszuschließen, dass die Diskutant\*innen in der Reflexion von Radiobeiträgen ungeübt sind, weswegen sie zu denselben Deutungen kommen. Wie die Schülerin J., 18: sagt, konnte sie dem Inhalt nicht folgen. Ihr habe eine „Struktur gefehlt“ (ebd., 3. Mitschnitt, #00:10:57-7#), um sich ein Bild machen zu können, und ihrem Eindruck nach hätten zu viele Stimmen gleichzeitig gesprochen. Nur ein Diskutant sagt, dass er sich animiert fühle, sich über den Beitrag hinaus Gedanken zu machen. Der Schüler T., 17 komme zu dem Schluss, dass es immer noch Menschen gebe, die „überhaupt nichts wissen und den falschen Eindruck vermittelt bekommen von ihrem Umkreis, von Freunden und Familie, und das ist auch wiederum traurig, dass es immer noch solche Menschen gibt, die so denken wie damals“ (ebd., #00:05:55-7#).

#### 5.6.4 „Das finde ich nicht so passend.“ Ablehnung von positiven Darstellungsweisen des Holocaust

Dass die Schüler\*innen aus Weißenburg eine ganz bestimmte Vorstellung davon zu haben scheinen, wie die Geschichte des Holocaust thematisiert werden muss, lässt sich am Beitrag von Geschwinde (2015) zeigen. Es ist der Beitrag, in dem ein Zeuge migrantische Jugendliche in einer Kölner Hauptschule besucht (vgl. 4.4.2). Die Diskussion der Schüler\*innen aus Weißenburg beginnt mit der Feststellung, dass der Beitrag neu erscheine, da er ausschließlich den gegenwärtigen Umgang mit Geschichte zeige. Neu sei ihnen auch, mit welcher Offenheit die Jugendlichen mit Migrationshintergrund auf den Zeugen im Beitrag reagierten. Schüler\*in S., 17 fällt auf, dass sie

Begriffe wie „Schwarze“ oder „Zigeuner“ (Weißenburg, 4. Mitschnitt, #00:00:03-4#) benützen. Sie sei „fasziniert“ davon, wie selbstverständlich die migrantischen Jugendlichen solche Begriffe verwendeten. Damit scheint die Diskutant\*in zwischen den Zeilen eine Unbefangenheit anzudeuten, die sie sich eventuell für sich selbst wünscht.

Der Schüler mit Migrationsbiografie B., 17 betont die Offenheit der Migrant\*innen im Beitrag, an der Stelle, an der sie „so viele Fragen“ (ebd. #00:01:20-8#) an den Zeugen richten. Diese Offenheit sieht der Diskutant darin begründet, dass die Jugendlichen innerhalb ihrer Familien kaum mit dem Thema konfrontiert seien und ihre Großeltern nicht den Zweiten Weltkrieg erlebt hätten. Zwar habe der Beitrag dadurch eine „besser Grundstimmung“ bekommen, damit sei er „nicht so traurig“ (ebd., 4. Mitschnitt, #00:07:01-4#) gewesen. Doch finde der Diskutant diese Darstellung für den Holocaust „nicht so“ passend. Er scheint eine Normativität in Bezug auf die Holocaust-Erinnerung anzudeuten, die er zwischen Herkunft und einem bestimmten Wissenstand über die Geschichte des Holocaust hergestellt sieht, als wolle er ausdrücken: Nur wer genug von der Geschichte und dem Grauen wisse, könne angemessene Fragen stellen und sich angemessen gegenüber dem Zeugen verhalten. Dass dieses Wissen nicht ausschließlich mit der deutschen Nationalität zusammenhängen muss, zeigt der Umstand, dass einige von den Diskutant\*innen aus Weißenburg selbst über migrantische Wurzeln verfügen, sich aber nicht mit den Jugendlichen im Beitrag identifizieren. Sie grenzen sich von ihnen ab und betonen, dass sie mehr über den Holocaust wüssten und familiär gesehen mehr von der Geschichte betroffen seien. Nur die Schülerin J., 18 sieht im Beitrag den Anreiz für eine persönliche Identifizierung mit den Schüler\*innen aus dem Beitrag: „Okay, die ähm informieren sich jetzt, und dann informier‘ ich mich jetzt auch.“ (Ebd., #00:08:43-9) Der von Astrid Messerschmidt vertretene postmigrantische Ansatz (vgl. ebd. 2007; 2013), der statt einer Identifizierung mit den NS-Opfern eine gemeinsame Erfahrung im Umgang mit Rassismus in den Vordergrund stellt, scheint für die Schüler\*innen aus Weißenburg keinen Anreiz darzustellen. Nur eine Diskutant\*in sagt: „Es ist ja heute immer noch so, dass die Hauptschüler etwas, naja, diskriminiert werden, nur wegen ihrem Bildungsabschluss.“ (Weißenburg, 4. Mitschnitt, #00:03:47-1#) Sie scheint jedoch eher den Inhalt des Beitrags wiederzugeben, als eigene Überlegungen zu entwickeln.

Weil im gesamten Diskussionsverlauf wiederkehrende Aussagen dominieren, scheint sich die Annahme zu bestätigen, dass hinter den Aussagen der Schüler\*innen normative Erwartungen stehen, die verhindern, zu eigenen Werturteilen und Deutungskompetenzen zu kommen. Die „Einschüchterung durch Geschichte“ (Giesecke/Welzer 2012, S. 26) scheint die Offenheit der alternativen Musterbeiträge zu überwiegen, obwohl die Diskutant\*innen diese zum Teil begrüßen.

## 6. Fazit

Gegenstand dieser Arbeit war die Analyse von Deutungs- und Aneignungsmustern in Bezug auf den Holocaust in der gegenwärtigen Berichterstattung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks, mit dem Ziel, am Ende stichhaltige Thesen über die gegenwärtige Darstellung der Geschichte der Judenvernichtung im Radio zu formulieren. Der Analyse waren zwei Vorannahmen vorausgegangen. Erstens, dass journalistische Medien mit ihrer Berichterstattung in ein Spannungsfeld zwischen Erinnerungskultur und gesellschaftlichen Machtverhältnissen geraten, indem sie dazu neigen, ein Geschichtsbild des Holocaust zu konstruieren, das eher ein Grundmuster öffentlicher Erinnerung abbildet als die Vorstellungen der Bevölkerung. Zweitens, dass der öffentlich-rechtliche Hörfunk das Potential hat, die Kluft zwischen öffentlicher und privater Erinnerung zu überwinden, da er aufgrund seiner Bildlosigkeit über Erzählformate verfügt, die für die Auseinandersetzung mit dem Holocaust wichtig sein können.

Im Folgenden werden die Deutungs- und Aneignungsmuster vorgestellt, die anhand der *Reflexiven Grounded Theory* und von Gruppendiskussionen auf Grundlage ausgewählter Hörbeiträge aus den Jahren 2013 bis 2019 herausgearbeitet wurden und diese Zusammenhänge zeigen. Die Muster werden zunächst zusammengefasst dargestellt (vgl. 6.1), anschließend werden daraus unter Bezugnahme des aktuellen kommunikationswissenschaftlichen und erinnerungskulturellen Forschungsstands Thesen präsentiert (vgl. 6.2).

### 6.1 Zusammenfassung der Ergebnisse der Inhaltsanalyse: Deutungsmuster in radiojournalistischen Beiträgen

#### 1. Deutungsmuster: Konventionelle Darstellung öffentlicher Erinnerung

Beiträge dieses Musters zeigen im Kern ein stark vereinfachtes Geschichtsbild, das auf Deportation, Vergasung und medizinische Experimente in Auschwitz reduziert ist und den Kontext der Geschichte vernachlässigt. Dieses Bild geht einher mit der Konzentration auf ein Täter-Opfer-Geschehen, in dem Zeug\*innen von den Gräueltaten einer kleinen, elitären Gruppe von NS-Täter\*innen berichten. Am Ende der Beiträge übernehmen Schüler\*innen als Stellvertreter\*innen für junge Menschen im Heute Verantwortung für die Gräueltaten im Sinne des Appells „Nie wieder Auschwitz!“. Damit liegt ein Muster öffentlicher Erinnerung vor, das den Holocaust als dunkelstes Kapitel in der deutschen Geschichte und als negativen Referenzpunkt in der Identität der

Deutschen beschreibt und darüber Schuld thematisiert. Diese Grunddeutung wird je nach Darstellungsform von weiteren akustischen Mitteln und medienlogischen Prinzipien gestützt. Während das Feature der Opferperspektive über schwermütige Musik eine zusätzliche emotionalisierende Ebene hinzufügt, die das inhaltlich erzeugte Bild von Auschwitz als Ort des Leids unterstreicht, bilden integrierte Hörspielemente auch die gesellschaftliche Ebene ab und geben den Täter\*innen im NS-Bürokratie-Staat eine fiktive Stimme. Der Kurzbericht, der ausschließlich mit der journalistischen Stimme und O-Tönen von Zeitzeug\*innen und Schüler\*innen arbeitet, stellt Schmerz und Betroffenheit in den Vordergrund.

## 2. Deutungsmuster: Journalistisches Ich und alternative Erzählweisen

Auch dieses Muster geht von einem negativen Bezugspunkt des Holocaust aus und greift auf dieselben Narrative und Grundmotive öffentlicher Erinnerung wie im konventionellen Muster zurück, um den Holocaust zu thematisieren. Zum Teil setzen sie auch ähnliche dramatische Musik unter jene Sequenzen im Beitrag, in denen von Opfern die Rede ist. Jedoch folgt die Präsentation der Vergangenheit unkonventionelleren Mustern, wodurch Konventionen und Deutungshoheiten aufgebrochen werden. So dominiert die journalistische Ich-Perspektive, die die Geschichte der industriellen Massenvernichtung am Beispiel des ehemaligen Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz mit dem Heute verbindet und Parallelen zwischen Vergangenheit und Gegenwart zieht. Die Journalist\*innen sehen sich in der Verantwortung, Erinnerung an die Geschichte zu bewahren und diskutieren an sich selbst den Stellenwert der Schuld.

## 3. Deutungsmuster: Die Neudeutung der Schuldfrage und der Erinnerungskultur in Bezug auf aktuelle politische Debatten

In Beiträgen, die aus ihrer medialen Logik heraus auf Tagesaktualität und Gegenwartsbezug setzen, geht es ausschließlich um den gegenwärtigen Umgang mit Erinnerung. Gedenktage an den Holocaust werden mit aktuellen Themen zu politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen verbunden. So wird bspw. der Einzug der AfD 2018 in den Bundestag als Anlass genommen, den gegenwärtigen Stand der Erinnerungskultur zu hinterfragen. Beide Beiträge, die unter dieses Deutungsmuster fallen, charakterisieren die AfD als Partei mit „rechtskonservativen bis hin zu rechtsextremistischen“ Tendenzen, die für ihre antisemitischen Äußerungen und die Forderung, dem „Schuld-Kult“ (Focke 2019) ein Ende setzen, kritisiert wird. Sie erwecken zunächst den Anschein einer differenzierten Herangehensweise an das Thema, indem sie versuchen, nicht die gesamte Partei für antisemitische Äußerungen und Forderungen nach einem „Schlussstrich“ unter die

Auseinandersetzung mit dem Holocaust zu verurteilen, sondern dies an einzelnen Personen festmachen, auch aus anderen Parteien. Weil die Beiträge den Umgang mit Erinnerung jedoch so explizit diskutieren, ist anzunehmen, dass ihnen ein konventionelles Muster zugrunde liegt, das an einen bestehenden Machtdiskurs über angemessenen Umgang mit Erinnerung anknüpft, der einer tatsächlichen Auseinandersetzung mit Erinnerungskultur entgegensteht, und am Beispiel gegenwärtiger öffentlicher Akteur\*innen reaktiviert wird.

#### 4. Deutungsmuster: Im Dialog mit ausgrenzten Stimmen

Auch Beiträge mit den Darstellungsformen Reportage und Phone-In, die zum Ziel haben, über die Nähe zu den Protagonist\*innen ein Phänomen zu vermitteln und Hörer\*innen unmittelbar an dem Geschehen teilhaben zu lassen, stellen den gegenwärtigen Umgang mit Erinnerung in den Vordergrund. Sie lassen gesellschaftliche Akteur\*innen zur Wort kommen, die in der Öffentlichkeit eher selten zu hören sind, wie Menschen mit Migrationsbiografie und rechtsradikale Jugendliche, die nicht in der Mitte der Gesellschaft stehen. Der Blick auf diese Klientel wird von Fragestellungen begleitet: „Wie geben Sie Erinnerung weiter?“ (Senel 2015), „Bringt rechtsradikalen Jugendlichen das Zeitzeugengespräch wirklich etwas?“ (Abidan 2017) und „Gehen Jugendliche mit ausländischen Wurzeln anders mit der Erinnerung um?“ (Geschwinde 2015) Diese Fragen ermöglichen einen neuen Zugang zu dem Thema, gestützt durch die Offenheit der Formate. Weil sie der persönlichen Auseinandersetzung mit den Fragen verhältnismäßig viel Platz einräumen, offenbaren sich neue Mechanismen im Umgang mit Erinnerung.

## 6.2 Thesen zum Umgang von Radiojournalismus mit dem Holocaust

*These 1: Radiojournalistische Beiträge verlängern den Machtdiskurs um die Holocaust-Erinnerung.*

Katrin Böhme-Dürr hat in Bezug auf deutsche Print-Nachrichtenmagazine festgestellt, dass Medien „Kontrollfunktionen“ für vermeintlich „angemessene“ Erinnerung übernehmen und Normverstöße (vgl. ebd. 1999, S. 250) sanktionieren. Ausgehend vom „moralischen Imperativ“ – als Verpflichtung, an den Holocaust als von unzähligen Deutschen begangenen Völkermord dauerhaft zu erinnern –, sind Medien daran beteiligt, ein Verdrängen, Verharmlosen oder Verleugnen zu tabuisieren und „falsche“ Erinnerungen durch normative Vorgaben zu reparieren. Durch Aus-

wahl, Hervorhebung und Verdichtungen setzen sie „moralisierende Akzente“ (ebd.). Diese Annahme kann für den gegenwärtigen Radiojournalismus bestätigt werden. Vor allem in Beiträgen, die vom „Holocaust-Gedenktag“ am 27. Januar ausgehen, ist offensichtlich, dass sie sich auf „den offenen Machtdiskurs“ (Krankenhagen 2001, S. 3) in Bezug auf adäquate Holocaust-Erinnerung beziehen und diesen vor dem Hintergrund aktueller Menschenrechtsverletzungen aktivieren.

*These 2: Auch Radiobeiträge orientieren sich an Konventionen der Geschichtsvermittlung, denen eine Rezeptionserwartung an das Publikum eingeschrieben ist.*

Das in Aufbau und Dramaturgie umgesetzte Narrativ „Nie wieder Auschwitz!“ wird in den Beiträgen von akustischen Stilmitteln gestützt, die nicht originär Radio sind. Gerhard Paul (2010) zufolge zählt dramatische (Orchester-)musik, die unter die Nahperspektive der Opfer gelegt ist, zu den Stilmitteln der Geschichtsvermittlung der vergangenen Jahrzehnte. Zurückzuführen ist das auf die US-Serie *Holocaust*, die erstmals die Perspektive der Opfer eingenommen hat, um das Publikum an das Produkt zu binden, einen Lernprozess anzustoßen und betroffen zu machen. Besonders Sequenzen, in denen Reaktionen der Opfer wie Trauer, Leid oder Freude über die Rettung gezeigt werden, sollen sehbar, fühlbar und dauerhaft erinnerbar gemacht werden. Emotionalisierende Konventionen wie diese sind demnach nicht nur den Medien Print und Fernsehen eingeschrieben, die vornehmlich mit Bild arbeiten (vgl. Berek 2005; Thiele 2009), sondern auch dem bilderlosen Radio.

*These 3: Radiojournalist\*innen übernehmen die gesellschaftliche Verantwortung, die mit der Erinnerung an den Holocaust verbunden ist.*

Sowohl in geschichtsbezogenen Beiträgen also auch solchen, die ausschließlich die Gegenwart thematisieren, wird deutlich, dass ihnen die Deutung des Holocaust als identitätsbildendes Narrativ für ein nationales Selbstverständnis eingeschrieben ist, das mit der gesellschaftlichen Aufgabe verbunden ist, für zukünftige Menschenrechtsverletzungen Verantwortung zu übernehmen. Auffällig ist, dass sich Journalist\*innen selbst in dieser gesellschaftlichen Verantwortung sehen, weniger aus ihrer Funktion als Journalist\*innen heraus, als vielmehr über ihre Rolle als Deutsche. Ob dies auf das Medium Radio zurückzuführen ist, da der Hörfunk stärker als andere Medien versucht, die Rezipient\*innen durch persönliche Ansprache an ihr Programm zu binden, oder ob sie ähnlich begründet ist, wie der Kommentar von Anja Reschke (2015), der aufgrund seiner Subjektivität für Aufsehen gesorgt hat, kann an dieser Stelle nicht eindeutig beantwortet werden. Philipp Baugut hat aus Leitfadenterviews einen allgemeinen Trend herausgearbeitet, dass Journalist\*innen in demokratischen Gesellschaften mit zunehmenden rechtsextremen Bewegungen und

Diskriminierung dazu neigen, advokatische Einstellung zu entwickeln und Minderheiten, die extremistischen Angriffen ausgesetzt sind, zu verteidigen und eine Stimme zu geben. Er schließt jedoch nicht aus, dass die Journalist\*innen aus Gründen der sozialen Erwünschtheit entsprechend geantwortet haben könnten (vgl. ebd. 2021). Die Unsicherheit einer Einordnung verweist auf die Notwendigkeit, das Selbstverständnis der Journalist\*innen genauer zu erforschen.

*These 4: Es gibt vereinzelte Beispiele im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, die neue Wege finden, den Holocaust zu thematisieren.*

Die untersuchten Beiträge, die mit konventionellen und routinierten Darstellungsweisen brechen, können als „Enthierarchisierung von Vergangenheit“ (Zierold 2010, S. 200) bezeichnet werden. Ihnen ist gemeinsam, dass sie andere Sachverhalte oder Perspektiven erläutern, als in Berichten zum Thema Holocaust üblich. Zum einen gehen sie über Empathie und Betroffenheit hinaus und berücksichtigen gesellschaftliche Verstrickungen in das Terror-Regime. Zum anderen sind es Beiträge, die dialogische wie erzählerische Stilmittel einsetzen und darüber die Geschichte des Holocaust mit der Gegenwart verbinden, die keine Meinung nahelegen, sondern Hörer\*innen animieren, sich ein eigenes Urteil über das Gehörte zu bilden.

*These 5: Radiojournalist\*innen hinterfragen ihren Anteil an der Konstruktion von gesellschaftlicher Erinnerung kaum.*

Trotz neuer Ansätze, ungewöhnlicher Perspektiven und von der Konvention abweichender Standpunkte scheint es eher eine Ausnahme zu sein, dass Journalist\*innen in ihren Beitrag die Konstruktion von Erinnerung reflektieren. Nur ein untersuchtes Beispiel kritisiert deutlich die Rolle der journalistischen Medien bei der Emotionalisierung von Holocaust-Erinnerung (vgl. Wakonigg 2015). Ein weiterer Beitrag lässt vermuten, dass im Vorfeld eine Auseinandersetzung mit der Brutalität von Holocaust-Darstellungen stattgefunden hat, die in die Frage mündete, inwieweit man journalistisch in Zeitzeug\*innen-Aussagen eingreifen dürfe (vgl. Trebbin 2015). Ansonsten ist in den untersuchten Beiträgen eher der Trend zu beobachten, dass die Frage nach angemessener, zeitgemäßer Darstellung von Erinnerungen in den Medien an gesellschaftliche Akteur\*innen weitergegeben wird. Radiobeiträge scheinen vornehmlich das Bild von Schule als „zentraler gesellschaftlicher Erinnerungs- und Lernort“ zu stützen, die von der Öffentlichkeit mit der Aufgabe betraut ist, neben historischen Wissen auch „moralisch-politische Sozialisation“ (Meseth et al. 2004, S. 11) zu übernehmen.

### 6.3 Zusammenfassung der Ergebnisse der Gruppendiskussion: Aneignungsmuster der Teilnehmer\*innen

#### 1. Aneignungsmuster: Erste emotionale Reaktionen auf konventionelle Erzählmuster

Der Reaktion der Diskutant\*innen dieses Musters ist gemein, dass sie ein wiederkehrendes, normatives Muster in den Beiträgen erkennen. Sie führen dieses speziell auf Sequenzen zurück, in denen dramatische Musik und auf das Leid zugespitzte Opferaussagen zusammenspielen. Diese Stilmittel verbinden sie mit Mustern aus Film und Fernsehen und bestätigen, dass diesen eine Rezeptionserwartung an die Hörer\*innen eingeschrieben ist. So formulierten die Diskutant\*innen, dass sie sich aufgefordert fühlten, Trauer zu verspüren, angesichts der O-Töne Verantwortung zu übernehmen und Lehren für die Gegenwart und Zukunft zu ziehen. Darauf reagieren sie emotional abwehrend und nennen Beiträge wie diese als Grund, sich nicht mehr mit der Geschichte des Holocaust auseinandersetzen zu wollen. Der Kurzbeitrag, der auf der medialen Logik zur Verdichtung beruht, scheint die Abwehr gegen konventionelle Darstellungen zu verstärken. Die Diskutant\*innen schildern, dass der gesamte Aufbau zu Schock oder Entsetzen bei ihnen führte, weil sie sich gezwungen sähen, Schwarz-Weiß-Bilder des Schreckens zu erzeugen, die sie aus dem Fernsehen kennen. Die journalistische Stimme löst darüber hinaus negative Emotionen aus, wenn die Betonung als Widerspruch zu dem Gesagten wahrgenommen wird und den Journalisten als nicht objektiv erscheinen lässt.

#### 2. Aneignungsmuster: Analysierende Rezeption von konventionellen Mustern

In diesem Muster setzen sich die Diskutant\*innen analytisch mit der emotionalen Wirkung der Beiträge auseinander, die sie hauptsächlich an der Opfer- und Täterperspektive festmachen. Auf Brutalität zugespitzte Aussagen von Zeug\*innen empfinden sie als unangemessenen Umgang mit Überlebenden und vermissen eine Auseinandersetzung mit historischer Wahrheit. Die auf einzelnen bekannten NS-Männern in Kombination mit dem stark vereinfachten Geschichtsbild beruhende Darstellung empfinden die Diskutant\*innen als surreal, es bediene ein Verlangen nach Horror und Sensation, das ihnen aus fiktiven Darstellungen bekannt sei. Es sei zu befürchten, dass emotionalisierende Darstellungen wie diese bei unerfahrenen oder labilen Personen zu Schuldgefühlen führen. Die Abwehr solcher Schuldgefühle könne von rechtsextremen Parteien ausgenutzt werden, ihre Forderung zu stützen, ein Ende unter die Auseinandersetzung mit deutscher Schuld zu setzen.

### 3. Aneignungsmuster: Positive Übernahme von konventionellen Erzählmustern

Konventionelle Erzählweisen werden von den Diskutant\*innen auf positive Weise angenommen, wenn sie ihnen helfen, sich auf die Negativität der Geschichte einzustellen. So fällt es den Diskutant\*innen durch die persönliche Biografie des Zeugen leichter, sich anschließend mit den Schreckenstaten auseinanderzusetzen. Die persönlichen Schilderungen zur Kindheit des Zeugen erzeugten positive Bilder im Kopf der Hörenden, die die Empathie mit dem Protagonisten wecken und Anstoß geben, das Thema zu sich selbst in Bezug zu setzen. Die persönliche Geschichte des Zeugen nach Auschwitz bereite die Diskutant\*innen darauf vor, nach dem Anhören des Beitrags auf eigene Gedanken gestellt zu sein. Ebenfalls als hilfreich werden O-Töne von Schüler\*innen genannt, die ihre Übernahme von Verantwortung ausdrücken. Sie bieten einen Zugang, dem Thema eine positive Wendung zu geben. Selbiges gilt für Musik, die den Eindruck vermittelt, als könnte die Geschichte einen hoffnungsvollen Verlauf nehmen.

### 4. Aneignungsmuster: Weitere Reflexionsprozesse durch alternative Erzählmuster

Radiobeiträge mit analogischen und offenen Erzählweisen werden von den Diskutant\*innen als bereichernd wahrgenommen. Besonders Mikrofondialoge und Reportage werden als Formen beschrieben, die ein Nachdenken anstoßen, weil sie einen neuartigen Bezug zum Heute herstellen und den Diskutant\*innen die Möglichkeit geben, eine eigene Antwort auf die Frage zu finden, worauf es im Umgang mit der gegenwärtigen Erinnerung ankommt. Das Interesse für alternative Beiträge teilen auch Personen, die der Auseinandersetzung mit dem Thema kritisch oder abwehrend gegenüberstanden. Beiträge mit alternativen Erzählweisen vermittelten ihnen das Gefühl, selbst bestimmen zu können, was sie denken und fühlen wollen, weil vergleichende Ansätze von Gegenwart und Vergangenheit mehrere Deutungen zuließen.

### 5. Aneignungsmuster: Kontroverse Diskussionen aufgrund von alternativen Erzählweisen

Deutungen, die unter dieses Muster fallen, können auf keinen klaren Nenner gebracht werden. Das gilt insbesondere für jene Beiträge, in denen Zeug\*innen detailliert brutale Erinnerungen schildern. Die Diskutant\*innen vermuten, dass im Radio solche Erzählungen gesendet werden, um den fehlenden visuellen Eindruck auszugleichen. Einige Diskutant\*innen befürworteten diese Darstellung als „es muss so sein“, um die Unmenschlichkeit des Holocaust zu thematisieren, andere lehnen sie ab, weil sie befürchten, dass die Seele davon Schaden nehmen könnte. Formate, die einen Aktualitätsbezug aufweisen und die Frage nach angemessener Erinnerung vor dem Hin-

tergrund aktueller politischer und gesellschaftlicher Veränderungen diskutieren, deuten die Diskutant\*innen prinzipiell als positiv. Sie erhoffen sich von diesen Beiträgen, eine Antwort auf die Frage zu finden, welche Formen von sozialer Ausgrenzungen sich gegenwärtig in der Gesellschaft zeigen. Hingegen kritisieren sie Beiträge, in denen die Argumentation der Journalist\*innen nicht deutlich wird und zu viele Fragen unbeantwortet bleiben. Empfinden die Diskutant\*innen die journalistische Stimme dabei als unauthentisch, reagieren sie mit Wut, weil sich ihnen der Verdacht aufdrängt, mit der Berichterstattung würden versteckte meinungspolitische Ziele verfolgt.

#### 6. Aneignungsmuster: Widersprüchliche Deutung von konventionellen und alternativen

In Bezug auf die Schüler\*innen aus Weißenburg fällt eine widersprüchliche Argumentation auf, die sich wie ein roter Faden durch die gesamte Diskussion dieser Gruppe zieht. Einerseits sagen sie, dass sie es gut finden, dass der Zeuge seine Geschichte erzählt, weil es ihnen hilft, sich ein Bild von der Vergangenheit machen zu können. Andererseits geben sie zu, dass sie es sich gar nicht vorstellen wollen. Trotzdem lehnen sie weniger drastische Darstellungen des Holocaust ab, weil es sich in ihren Augen um ein düsteres Thema handle, das auch so gezeigt werden müsse. Gleichzeitig bewundern sie, wie offen migrantische Jugendliche in einem Radiobeitrag auf einen Zeitzeugen zugehen. Diese Widersprüchlichkeit könnte möglicherweise aus sozialer Erwünschtheit resultieren, die Schüler\*innen könnten glauben, bestimmte Dinge in Bezug auf die Geschichte des Holocaust und den Umgang mit Erinnerung sagen zu müssen, haben aber möglicherweise unbewusst eine Abwehr dagegen.

### 6.4 Thesen zum Umgang von Rezipient\*innen mit der Holocaustberichterstattung im Radio

*These 6: Der Kraft der Narrative muss mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.*

Weil die Diskussionsteilnehmer\*innen sowohl ihre Ablehnung als auch ihre Begeisterung für einen Beitrag explizit am Aufbau festmachen, scheint das zuzutreffen, was Alvin H. Rosenfeld angemerkt hat: Konstruiertes Erzählen in Bezug auf den Holocaust hat eine besondere Kraft, über die man sich im Klaren werden sollte (vgl. ebd. 2015, S. 12). Die Erzählungen bieten überhaupt erst Zugang zur Vergangenheit. Zugleich sind sie Teil „komplexe[r] Problemkreise“ (ebd., S. 16), deswegen muss in der Forschung hinterfragt werden, welche Auswirkungen Narrative auf das individuelle und kulturelle Gedächtnis haben. Diese Auseinandersetzung muss vor allem für die

Kommunikationswissenschaften und die Journalistik gelten, die „als empirisch orientierte Disziplin, die Erfahrung in der Analyse des Zusammenhangs von Medien und Gesellschaft hat“ (Zierold 2006, S. 3).

*These 7: Es braucht eine ethische Diskussion über die Macht der Töne.*

Narrative im Radio müssen nicht nur inhaltlich und in ihrem jeweiligen Kontext untersucht werden, sondern auch hinsichtlich ihrer medialen Präsentationsform. Das gilt vor allem für detaillierte brutale Zeug\*innen-Erinnerung. Die Gratwanderung für Journalist\*innen hat Stefan Leifert in Bezug auf die Bildberichterstattung herausgearbeitet: Bilder aus ehemaligen Konzentrationslagern gehören einerseits zur Informationsfunktion der Medien, weil sie „Gesellschaft mit Realität konfrontieren“ (ebd. 2007, S. 269), auch wenn diese verstören können. Andererseits müssen auf die Ansprüche und Einstellungen der Rezipient\*innen eingegangen sowie ihrem Recht nachgegeben werden, sie „vor zu viel Realität zu schützen“ (ebd.). Das Für und Wider muss auch in Bezug auf die Holocaust-Berichterstattung im Radio diskutiert werden. Eine Überlegung von Michael Brumlik scheint richtungsweisend: „Nicht nur die Konfrontation mit dem Holocaust, sondern jede durch die Präsentation des Leidens gewünschte Förderung von Empathie steht vor dem Problem, dass es beim Antisemitismus und seinen Opfern grundsätzlich um ein widriges, ein erschreckendes und beunruhigendes, Ängste auslösendes Thema geht.“ (Ebd. 2008) Auch, wenn Menschen mit einem Medienkonsum aufwachsen, „der immer häufiger durch die Rezeption gewaltsamer Darstellungen geprägt ist“, sei „eine intensive Konfrontation mit Leid und Schmerz“ nicht vorgesehen. Brumlik plädiert daher für eine „Erweiterung des Blickfeldes bezüglich der geistigen und seelischen Prozesse“ (ebd.).

*These 8: Konventionelle Erzählungen vom Grauen der Geschichte sind nicht mehr zeitgemäß. Was das Publikum interessiert, ist der gegenwärtige Umgang mit Erinnerung.*

Dass auf Leid und Brutalität reduzierte Darstellungen in den Gruppendiskussionen heftige ablehnende Reaktionen auslösen, ist nicht nur ein Hinweis auf die ungeheure Wirkkraft von Narrativen und Tönen in Bezug auf den Holocaust. Es bestätigt auch ein allgemeines „Unbehagen“ (Assmann 2013; Jureit 2010) in Bezug auf die gegenwärtige Holocaust-Erinnerungskultur aufgrund seiner Vergangenheitsfixierung und starken Moralisierung. Die Formel „Nie wieder!“ verliere angesichts des Ablebens der Zeitzeug\*innen ihren Sinn, weil sie mit der Leugnung der Taten früherer Generationen verbunden sei. Deswegen sei der „Erinnerungsimperativ“ (ebd. 2012, S. 24), der eine Auseinandersetzung mit Vergangenheit und ein Vergessensverbot anordne, vor allem für gegenwärtige Generation „schal geworden, petrifiziert, inhaltsleer“ (ebd., S. 19) und könne nur

Widerstände hervorrufen. Das bestätigen Initiativen wie die der *Jüdischen Studierendenunion Deutschland* (JSUD)<sup>67</sup> ebenso wie die Gruppendiskutant\*innen. Was sie vielmehr interessiert, ist die Frage, wie es zum Holocaust kommen konnte und wo sich heute noch Stimmen finden, die die Demokratie gefährden und zu Ausgrenzung aufrufen.

*These 9: Die Stärke des Radios liegt in Formaten, die Vielstimmigkeiten zulassen.*

Um vergangene wie auch gegenwärtige soziale und rassistisch motivierte Ausgrenzung zu thematisieren, scheint das Radio zwei Formate zu bieten, die sich besonders eignen: Diskussionen als auch Reportagen, in denen die Geschichte des Holocaust mit der Gegenwart in Verbindung gesetzt wird. Erzählung und Dialog zählen nicht zufällig zu den Stärken des Radios (vgl. Weischenberg et al. 2005, S. 389). Sie scheinen auch die Auseinandersetzung mit der Holocaust-Erinnerung zu begünstigen, weil sich die Beiträge weniger an Reduktion, Alltagsroutinen und Nachrichtenfaktoren orientieren, als vielmehr an einem „verantwortungsvollen Herstellen von Öffentlichkeit“ und einem „Durchleuchten von Vielfalt“, was tatsächlich der Fall ist, war oder sein könnte“ (Pöttker 2013, S. 193). In Verbindung mit der Subjektivität der Journalist\*innen werden „moralische Interpretationsmaßstäbe“ (ebd., S. 185) und „herrschende Lehrmeinungen“ (ebd., S. 195) offengelegt. Auf diese Weise helfen die Beiträge den Hörer\*innen, sich ein eigenes Bild machen zu können, und setzen zugleich neue Impulse und Reize für eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die einer Ermüdung und Langeweile entgegenwirken (vgl. Köppen 2007, S. 275).

*These 10: Die explizite Thematisierung von Schuld führt nicht per se zu einer Abwehrhaltung.*

Die Feststellung, dass die Machart eines Beitrags neue Impulse in der Auseinandersetzung mit dem Holocaust setzen kann, gilt auch für Beiträge, in denen explizit die Schuld der Deutschen an den NS-Verbrechen thematisiert wird. Auch dieses eher konflikträchtige Thema kann Interesse bei Rezipient\*innen wecken und eigene Überlegungen anstoßen, sofern es in eine Dialog- oder Erzählform eingebunden und mit der Gegenwart verwoben ist. Bei derart gestalteten Beiträgen nehmen Hörer\*innen eine starke Moralisierung in Kauf, die explizit an ihre Verantwortung appelliert, sich über den eigenen Anteil an gegenwärtigen Menschenrechtsverletzungen, wie sie beispielsweise gegenüber „Flüchtlingen“ geschehen, Gedanken zu machen.

---

<sup>67</sup> jetzt.de (2021): „Nie wieder“ hat nichts mit der Realität zu tun“. URL: <https://www.jetzt.de/politik/widerniewieder-junges-juedisches-gedenken> vom 27.1.).

*These 11: Die Gruppe der Schüler\*innen muss gesondert betrachtet werden.*

Die oben aufgestellten Thesen treffen nur bedingt auf die Diskussionsgruppe der Schüler\*innen zu. Beiträge, die der Großteil der anderen Diskutant\*innen aufgrund einer offensichtlichen Normativität ablehnen, ziehen die Schüler\*innen heran, um ihre Gedanken auszudrücken. Beiträge wiederum, die aufgrund der inhaltlichen Offenheit und Positivität von anderen Diskutant\*innen favorisiert werden, lehnen die Schüler\*innen ab, weil sie diese als unangemessen erachten. Geht man von Meik Zülsdorf-Kersting aus, handelt es sich bei den Deutungen der Schüler\*innen aus Weißenburg um ein typisches Verhalten von Jugendlichen, die er als „Ambivalenz der sozialen Erwünschtheit“ (2011) bezeichnet, da sie auf eingeübten Verhaltensweisen basiert. Jugendliche seien in Bezug auf den Stellenwert des Holocaust sensibilisiert, sie würden die normativen Setzungen kennen und genau wissen, was sie sagen dürften und was nicht. Dieses Verhalten beruhe auf „impliziertem Metawissen“, das kein konkretes Faktenwissen voraussetze, sondern „durch mitlaufende Sozialisation“ (Meseth et al. 2004, S. 129) erzeugt sei. Diese Aussage würde erklären, warum aus den Aussagen der Schüler\*innen keine eindeutigen Aneignungsmuster herausgearbeitet werden konnten. „Gerade die hohe soziale Erwünschtheit gewisser emotionaler Reaktionen blockiert die emotionale Auseinandersetzung“ (Heyl 2012, S. 10). Offensichtlich lässt sich die ritualisierte Kommunikation in der Schule, die ein sozial erwünschtes Sprechen über den Holocaust trainiert, nicht ohne Weiteres ändern (vgl. Meseth et al. 2004, S. 293). Eine Gruppendiskussion mit der Rezipient\*innengruppe der Schüler\*innen sollte unter anderen räumlichen wie situativen Voraussetzungen wiederholt werden. Dazu gehört, sie vorher mit der öffentlichen Diskussion vertraut zu machen und sie darin zu bestärken, eigene Gedanken zu äußern (vgl. Meseth et al. 2004, S. 143).

*These 12: Die Grenzen und Möglichkeiten des Sagbaren interessieren alle.*

Der Punkt, an dem sich die Deutungen und Reaktionen der Schüler\*innen mit denen der anderen Diskussteilnehmer\*innen treffen, ist das Interesse an weiterführenden Fragen: Darf man die „Flüchtlingskrise“ mit Auschwitz vergleichen? Darf man den IS-Terror wichtiger finden als die Judenvernichtung? Darf man heute „Schwarzer“ sagen und den Holocaust ohne Stilmittel des „Schreckens der Geschichte“ darstellen? Die Frage „Was darf man?“ (Falböck 2013, S. 220) bilden den Ausgangspunkt im heutigen Umgang mit Holocaust-Erinnerung. Während diese Fragen bei den Schüler\*innen eher auf Unsicherheit zu basieren scheint, aus Angst, etwas „Falsches“ zu sagen, suchen andere Diskutant\*innen Möglichkeiten, die eigene Meinung vertreten zu können, ohne anzuecken oder die Grenzen des Sagbaren zu verletzen. Moral wird in diesem Fall als ein

Art Kompass die bei dem alltäglichen Umgang mit dem Holocaust empfunden. Das bestätigt Assmanns Ansicht, „dass wir selbst nicht ohne Moral auskommen“ und folgt ihrer Empfehlung, vor dem Hintergrund der Holocaust-Debatten „mit den Grundlagen der eigenen Moral zu beginnen und sich auch positiv dazu zu bekennen“ (ebd. 2013, S. 93).

*These 13: Hörer\*innen wollen ausdrücklich emotionalisiert werden – auf eine neue Art und Weise.*

Die vielfältige Aneignung der Beiträge bestätigt die Forderung von Frevert und Schmidt (2011): Aus Sicht der Rezipient\*innen müssen Deutungsmuster der Emotion und der Begriff Emotionalisierung hinterfragt werden. Für eine Neudefinition scheinen zwei Punkte aus der Gruppendiskussion hilfreich: erstens die Ablehnung konventioneller Stilmittel aus dem Fernsehen, die über Musik unter Opferaussagen Empathie wecken sollen, zweitens die Forderung neuer Formen, die Widersprüche der Geschichte aufzeigen, Frage nach Täter\*innenschaft neu verhandeln und somit eine Herausforderung für die Hörer\*innen selbst darstellen. Adaptiert man Überlegungen von Scherpe und Köppen, kann von einer neuen Form der „Emotionalisierung“ gesprochen werden, die den Wunsch der Rezipient\*innen nach „Dekonstruktion und auch Destruktion der für sakrosankt erklärten, ritualisierten Formen des Gedenkens“ (ebd. 1997, S. 6) erfüllt.

*These 14: Die journalistische Stimme dient als Gradmesser für einen angemessenen Umgang mit der Erinnerung an den Holocaust.*

Die Diskutant\*innen scheinen nicht nur sensibel dafür zu sein, was in Bezug auf die Geschichte der Judenvernichtung als sagbar und denkbar gilt. Sie scheinen auch sehr feine Antennen dafür zu haben, ob die Präsentation der Journalist\*in diesen Anforderungen gerecht wird. Sie reagieren negativ auf Beiträge, in denen sie keine eigenen Standpunkte des/der Journalist\*in erkennen können. Es ist zwar nachvollziehbar, wenn ein/eine Journalist\*in den Mainstream der Berichterstattung nicht verlassen will, weil er/sie sich dadurch angreifbar machen könnte, wie es Friederike Herrmann (2018) formuliert. Doch sind ihm/ihr die Gruppendiskutant\*innen für den Mut und die Offenheit dankbar. Andernfalls interpretieren die Rezipient\*innen mehr in den Beitrag hinein, als womöglich intendiert war. Dann wird die Stimme der/des Sprechenden als Indiz für die Annahme herangezogen, dass die Journalist\*innen mit Verdrängungsmechanismen oder Vorurteilen zu kämpfen hätten und sich aus diesem Grund inhaltlich vage und stimmlich so emotionslos präsentierten (vgl. 5.5.4).

## 6.5 Diskussion und Problematisierung der Ergebnisse

Die Ergebnisse dieser Arbeit sind nicht im statistischen Sinne repräsentativ. Jedoch zeigen sie im Sinne einer „konzeptuelle[n] Repräsentativität“ (Strübing 20014, S. 31) einen deutlichen Zusammenhang zwischen der Darstellung der gegenwärtigen Holocaust-Berichterstattung im Radio und der Aneignung von Rezipient\*innen mit dem Thema. Zwar ist die Wahrnehmung eines Beitrags von der jeweiligen Person abhängig, von ihrer persönlichen Einstellung, ihrem Vorwissen und sicherlich auch vom Gruppengebilde, innerhalb dessen ihre Reaktionen und Assoziationen abgefragt werden. Auch kann ein und derselbe Beitrag mehrere und teils widersprüchliche Deutungen auslösen und bei ein und derselben Person sowohl Abwehr als auch Interesse für einen Beitrag erzeugen. Der Großteil der Diskutant\*innen zeigt jedoch unabhängig von Alter und (Vor-)Bildung Übereinstimmungen in Bezug auf ihre Reflexion von bestimmten Narrativen und Erzählelementen: Je verdichteter und je dramatisierender sie einen Beitrag hinsichtlich seiner Stilmittel wahrnehmen, desto negativer und abwehrender reagieren die Diskutant\*innen darauf. Je offener und vielfältiger sie hingegen das Deutungsangebot eines Beitrags empfinden, desto bereitwilliger und differenzierter äußern sie sich dazu und desto größer ist ihr Interesse, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen.

Mit diesem Ergebnis kann eine Vorannahme der vorliegenden Arbeit bestätigt werden: Das öffentlich-rechtliche Radio verfügt über Erzählformen, die freier mit dem Thema umgehen und mit problematischen Darstellungsformen brechen, die ein veraltetes und problematisches Geschichtsbild des Holocaust konstruieren, weil sie eher interessengeleitete öffentliche Darstellungen der Erinnerung abbilden, als Vorstellungen der Bevölkerung. Diese alternativen Beispiele setzen auf die Medienlogik des Radios und auf Formate, die es der Hörer\*innen ermöglichen, sich eigene Bilder zu machen, und die ein neues Interesse anstoßen, sich mit der Geschichte und mit dem gegenwärtigen Umgang mit Menschenrechtsverletzungen und Diskriminierung auseinanderzusetzen. Allerdings sind das Einzelfälle. Das Format „Eine Stunde History“ auf *Deutschlandfunk Nova* ist nach Aussagen des Redaktionsleiters Matthias von Hellfeld per Zufall entstanden. Der Sender habe eine Lücke im Bereich Geschichte festgestellt und der Redakteur habe sich weiterentwickeln wollen. Zu den Zielen der Sendung gehört es, die Hörer\*innen einzubeziehen, ihre Fragen zu beantworten und Demokratie zu fördern, durch explizite „Stellung gegenüber populistischen Strömungen“ in Deutschland und der Welt. Für dieses Format gebe es kein Vorbild. Lediglich der Titel sei an das Format von *Deutschlandfunk Nova* angepasst, „aber die Art und Weise habe ich nirgends woanders gehört.“ (Pläcking 2020)

Damit kann die zweite Vorannahme dieser Arbeit nur in Teilen bestätigt werden: Radiojournalistische Formate haben offensichtlich einen Vorteil in Bezug auf die Geschichtsvermittlung, aber nur, wenn dafür redaktionell Raum geschaffen wird. Gleichzeitig scheinen radiophone Beiträge stärker als andere Medien Gefahr zu laufen, negative Emotionen und abwehrende Reaktionen auf den Umgang mit Geschichte des Holocaust auszulösen, weil das fehlende Bild von den Hörer\*innen mit eigenen Imaginationen gefüllt werden muss. Das ist insbesondere bei Beiträgen der Fall, die die Geschichte des Holocaust vereinfachen und auf das Motiv der Brutalität von NS-Tätern reduzieren und als Beleg dafür besonders grauenvolle Zeitzeug\*innen-Erinnerungen heranziehen. Die Diskutant\*innen füllen die Wahrnehmungslücke mit „Bildern des Schreckens“ (Ebbrecht 2014, S. 88), die sie aus anderen Medien kennen. Offensichtlich handelt es sich dabei um einen Prozess, den die wenigsten steuern können.

Wenn also die These zutrifft, dass sich Radiojournalist\*innen in einer ganz bestimmten Verantwortung in Bezug auf die Holocaustberichterstattung sehen, über eine Thematisierung der Geschichte von Auschwitz zu moralischer Haltung gegen Rechtsextremismus und Antisemitismus beizutragen (vgl. 6.2), stellt sich die Frage, wie sie historische und gegenwärtige soziale Ausgrenzung thematisieren können, ohne ungewollt Triviale Muster und Dichotomien zu bedienen, die die Hörer\*in ablehnen oder die sie zu überfordern drohen. Diese Frage erscheint umso relevanter, wenn man bedenkt, dass es sich bei den Diskutant\*innen dieser Arbeit um einen kleinen Kreis handelt, der die Relevanz, sich mit Erinnerung zu befassen, mehrfach betont. Ihre Befürchtung, dass der Einfluss der Holocaust-Berichterstattung auf die Bereitschaft, sich mit Geschichte auseinanderzusetzen, auf weite Teile der Bevölkerung anders beurteilt werden muss, scheint sich zu bewahrheiten. Das lässt eine Studie der Stiftung *Erinnerung, Verantwortung und Zukunft* (evz) annehmen. In einer telefonischen Befragung mit 1.000 zufällig ausgewählten Personen im Alter von 16 bis 87 Jahren stellte sich heraus, dass viele der Befragten die NS-Erinnerungskultur zwar als bedeutsam und sich selbst als gut informiert einschätzten, doch zeigten sich bei Nachfrage „Lücken im tatsächlichen Wissen über die Geschichte und im Bewusstsein für die Kontinuitäten menschenfeindlicher Einstellungen in der heutigen Gesellschaft“ (Kowark 2021). Michael Papendick befürchtet, dass diese Menschen aufgrund der Lücken besonders für „rechtes Gedankengut und Geschichtsrevisionismus“ empfänglich seien. So belegt die Studie ferner, „dass Menschen, die Verschwörungserzählungen glauben, eher die Bevölkerung während der NS-Zeit von Verantwortung entlasten, das Leiden der NS-Opfer mit dem der Täter gleichsetzen und an der Verfol-

gung der Jüdinnen und Juden zweifeln“ (ebd.). Welche Eigendynamik entwickeln die problematischen Deutungsmuster für diese Menschen, vor dem Hintergrund, dass Radio die Eigenart hat, hören zu müssen, dass man unter Umständen gar nicht hören will (vgl. Barth 2000, S. 233)?

Es ist anzunehmen, dass die Einflussfaktoren, die die Diskussionsteilnehmer\*innen dieser Arbeit in Bezug auf konventionelle Darstellung des Holocaust nennen bei weiten Teilen der Bevölkerung noch stärker auf Abwehr stoßen können. Wie ich in der Analyse zeigen konnte, neigen Berichte dazu, eine „kategoriale Trennlinie zwischen einer rassistischen nationalsozialistischen Gesellschaft und einer nicht-rassistischen demokratischen Gesellschaft“ (Messerschmidt 2013, S. 10) zu ziehen, die auf heutige Akteur\*innen übertragen wird. Diese Trennlinie zeigt sich in meinem Sampling in Form einer Gegenüberstellung von Überlebenden zunächst mit Mitgliedern der NPD, später mit *Pegida* und ab 2017 mit der AfD. Ich gehe davon aus, dass sich dieses Muster für bestimmte Bevölkerungsgruppen als besonders problematisch erweist.

Folgt man Britta Schellenberg sind die Probleme der Darstellung, die in dieser Arbeit für die Holocaustberichterstattung herausgearbeitet wurden, auch in Bezug auf den Rechtsextremismus zu finden – sie seien „originär in den Medien verankert“. Medien seien „Teil eines breiten öffentlichen Diskurses, der problematische Stereotypierungen und Ausgrenzungsstrategien in sich birgt“ (ebd. 2005, S. 45). Als Gründe hierfür nennt die Politologin neben „Dramatisierungs- und Quotendruck“, die „mangelnde Ausleuchtung von Hintergründen“ sowie ein „Übergewicht an ereignisorientierter und tagespolitischer Berichterstattung“ (ebd.). Die ARD/ZDF Fernsehstudie *Rechtsextremismus und Fernsehen* (Oehmichen et al. 2005) belegt, dass eine klischeebehaftete mit dramatisierenden Bildern und Tönen angereicherte Darstellung überwiegt, die das Thema Rechtsextremismus unzulässig auf Motive (wie Springerstiefel und Glatzen) und Schlüsselbegriffe (wie Nazis) verkürzt. In Bezug auf die mediale Darstellung von Rechtsextremismus zeigen Studien, dass Rezipient\*innen unterschiedlich darauf reagieren, einige mit Wut, andere mit Ohnmachtsgefühlen. Die Ergebnisse zeigen zudem, dass diese reduzierte Darstellung von Rechtsextremismus unmittelbar mit der Wahrnehmung und dem Verständnis von Antisemitismus und Fremdenfeindlichkeit verbunden ist. So reagieren Rezipient\*innen, die einen ausgeprägten Nationalstolz empfinden, bei Ausländerthemen emotional, weil sie den journalistischen Berichten Verharmlosung des „Ausländerproblems“ (Schellenberg 2005, S. 44) vorwerfen würden. Dass eine klischeebehaftete, stark reduzierte Berichterstattung nicht nur Ressentiments schüren, sondern auch die Gewaltbereitschaft gegenüber Ausländer\*innen auslösen kann, weist die Studie *Kurden und Extreme* (vgl. Scheufele 2002) nach. Die Begründung für dieses Verhalten ist laut Schellenberg darin zu suchen, dass Menschen mit Migrationsbiografie in den Medien vorwiegend

als Kriminelle oder als Auslöser von Konflikten dargestellt würden. Daher sei bei sprachlichen Metaphern wie „Asylantenflut“ Vorsicht geboten, sie könnten Bedrohungsängste und das Aggressionspotential gegenüber bestimmten Gesellschaftsgruppen hervorrufen. Dass die Holocaust-Berichterstattung in dieses Konfliktfeld hineinspielen kann, zeigt Werner Bergmann, Professor für Antisemitismusforschung. Am Beispiel des Anstiegs von rechtsextremistischen Straftaten gegenüber Mahnmalen für jüdische Opfer weist er nach, dass die öffentliche Debatte bspw. zum „Holocaust-Gedenktag“ das Thema stärker ins Bewusstsein bestimmter Bevölkerungsgruppe hole und so „Reflexe des Schuldabwehr-Antisemitismus“ aktiviere (ebd. 2005, S. 30).

Dieser Zusammenhang ist insofern bedenklich, als das Muster der kategorialen Trennlinie auch in Bezug auf die „Flüchtlingskrise“ zu beobachten ist. Vor dem Hintergrund der „Erinnerungspflicht“ der Deutschen werden Vertriebene und Geflüchtete als mögliche Gefährdung demokratischer und humanistischer Werte diskutiert. So ist am 27. Januar 2016 im BR *Thema des Tages* „Antisemitismus heute und damals“ von einem „vielfach“ diskutierten „importierten Antisemitismus durch Flüchtlinge“ die Rede. Zwar wird im Anschluss an dem Beitrag die Frage von dem Orientforscher Stefan Jakob Wimmer entkräftet. Dass diese Frage überhaupt verhandelt und im weiteren Verlauf des Beitrags noch zwei weitere Male auf diese explizite Weise gestellt wird, gibt zu denken. Welche Konsequenz hat diese Betonung, wenn Studien nachweisen, dass die Berichterstattung über Ausländer\*innen insgesamt eher negativ und vorbelastet ist?

Und wie müssen Bürger\*innen empfinden, die ihr Unbehagen in Bezug auf den gegenwärtigen öffentlichen Umgang mit Geschichte formulieren? Fühlen sie sich womöglich in die Nähe rechtsextremistischer Positionen gerückt, wenn ihre Meinung öffentlich sanktioniert wird? Folgt man Wolfgang Nerdinger, geht es bei der AfD um geschichtsrevisionistische Forderungen der Umdeutung deutscher Geschichte, die Rechtspopulist\*innen und Rechtskonservativen in der Mitte der Gesellschaft Anschlussmöglichkeiten für rechtsextremistisches Gedankengut bieten (vgl. ebd. 2018, S. 222). Erschwerend kommt die Unsicherheit hinzu, inwieweit man rechtsextremen Positionen überhaupt öffentlich ein Forum bieten sollte. Diese Frage beschäftigen Politik, Bildung und Medien seit längerem.<sup>68</sup> In Bezug auf die AfD scheint die Frage besonders schwierig. Wissenschaftler\*innen sind sich uneinig, wie man die Fraktion begrifflich und von seiner Gesinnung her

---

<sup>68</sup> Die Bundeszentrale für politische Bildung hat ein Dossier zusammengestellt, das verschiedene Meinungen und Standpunkte zeigt: [https://m.bpb.de/politik/\\_extremismus/rechtsextremismus/231748/debattesoll-man-mit-neonazis-reden](https://m.bpb.de/politik/_extremismus/rechtsextremismus/231748/debattesoll-man-mit-neonazis-reden) (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

fassen soll, da sie viele verschiedene Strömungen in sich vereinen.<sup>69</sup> Dass von einigen Mitgliedern der Fraktion eine Gefahr ausgeht, bestätigen Mitarbeiter\*innen in Gedenkstätten. Sie beobachteten zunehmende Angriffe auf die Erinnerungskultur, die in einen Zusammenhang mit der Forderung des AfD-Politikers Björn Höcke nach einer „geschichtspolitischen Wende“ stehen. So berichtet Jens-Christian Wagner, der Leiter der KZ-Gedenkstätte Bergen-Belsen, dass Besucher\*innen vor Ort immer öfter versuchten, NS-Verbrechen kleinzureden und zu relativieren. Diese „geschichtsrevisionistische Provokationen“ gingen derzeit noch von einer Minderheit aus, „aber diese Minderheit wird lauter, größer, aggressiver!“ (Laudenbach 2020)

Die Corona-Pandemie gab diesen Stimmen offensichtlich neuen Aufwind. Laut Papendick seien die „gegenwärtig kursierenden Verschwörungserzählungen von Corona-Leugnenden [...] eine neue Herausforderung für die Erinnerungs- und Gedenkkultur“ (Kowark 2021). Menschen, die Verschwörungserzählungen glaubten, entlasteten eher die Bevölkerung während der NS-Zeit von Verantwortung, setzten das Leiden der NS-Opfer mit dem der Täter gleich und zweifelten an der Verfolgung der Jüdinnen und Juden. Darüber hinaus mehren sich die Anzeichen, dass es heute nicht nur um offene und direkte Varianten von Antisemitismus geht, die sich auf die Geschichte von Auschwitz beziehen lassen, sondern auch um subtile und indirekte Formen der Ausgrenzung (vgl. Küpper/Zick 2015). Wie die Langzeitstudie zur *Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit* (Heitmeyer 2012) belegt, gibt es eine deutliche Tendenz zur Abwertung von Minderheiten insgesamt, nicht nur gegen Menschen jüdischen oder muslimischen Glaubens, sondern gegen Fremde und anders Lebende allgemein, wie Homosexuelle, Obdachlose und Langzeitarbeitslose. Antisemitismus sei dabei nur ein Phänomen, das oft mit Fremdenfeindlichkeit und Sexismus einhergehe und auf die Abwertung „schwacher Gruppen“ abziele. Alle Formen diskriminierender Einstellungen basierten auf einen gemeinsamen Kern, den Wilhelm Heitmeyer als „Ideologie der Ungleichwertigkeit“ (ebd. 2012, S. 19) beschreibt. Diese breiten, kollektiv geteilten Meinungsmuster in der

---

<sup>69</sup> Die AfD wurde 2013 als „Anti-Partei“ und „Alternative für Deutschland“ als Reaktion auf die „Euro-Krise“ und auf die Flüchtlingspolitik von Angela Merkel gegründet. Anfänglich habe sie sich als Partei „mit völlig neuen Inhalten“ inszeniert. Karin Priester geht davon aus, dass die AfD sich durch „chamäleonhafte[n] Züge“ auszeichne, da sie je nach „Großwetterlage“ (ebd. 2019, S. 433) öffentlich agiere. Laut Alexander Häusler ist die AfD „ein Konglomerat aus ehemaligen Parteigängern der CDU, CSU, FDP sowie ehemaligen Mitwirkenden aus Rechtsaußenparteien“ (ebd. 2018, S. 32) wie BFP, DF und REP. Sie werde oft mit „Rechtspopulismus“ in Verbindung gebracht. Diesen Begriff hält Wilhelm Heitmeyer für „verharmlosend“ (Jantschek 2018). Er schlägt „autoritärer Nationalradikalismus“ vor, um deutlich zu machen, dass die Partei sich durch sprachliche Drohgebärden auszeichne, die auf die Institutionen abzielten: „Das Nationale wird bestimmt von einem Überlegenheitsanspruch des deutschen Volkes. Das Deutschsein wird als Identitätsanker hochgehoben und mit einer Niedergangsrhetorik gleichzeitig begleitet. Und eine neue deutsche Vergangenheitsdeutung soll ja auf den Weg gebracht werden. Das Radikale besteht darin, dass man schon auch sprachlich von einem Systemwechsel spricht.“

Bevölkerung würden von rechtspopulistischen Strömungen ausgenützt: „Sie greifen Menschen bei ihrer tatsächlichen oder auch nur gefühlten Armut – bzw. auch anderen Merkmalen, die den sozialen Status anzeigen – und lenken ihre Wut oder Verzweiflung um auf erklärte Sündenböcke, indem sie das Gefühl schüren, im Vergleich zu diesen zu kurz gekommen zu sein und von diesen Gruppen bedroht zu sein.“ (Küpper/Zick 2015) Besonders deutlich zeige sich das in Bezug auf Antisemitismus, Antiziganismus, in Bezug auf Geflüchtete und auf Menschen muslimischen Glaubens.

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Entwicklungen muss die Frage nach medialer Verantwortung in Bezug auf die Vermittlung der Holocaust-Geschichte nicht nur lauten, wie Journalist\*innen soziale Ausgrenzung thematisieren können, ohne Sachverhalte zu relativieren, Ängste zu schüren oder Abwehrmechanismen zu aktivieren. Die Frage muss auch lauten: Wie können Journalist\*innen soziale Ausgrenzung thematisieren, ohne selbst Gefahr zu laufen, bestimmte Gruppen oder Akteur\*innen auszugrenzen, weil sie ungewollt Dichotomien wie das „Wir“ und das „Die“ stärken, die wiederum in Diskriminierung münden können? Wie kann Journalismus für die offensichtlichen und latenten Formen von Rassismus, Menschen- und Fremdenfeindlichkeit sensibilisieren und Hörer\*innen darin bestärken, positiv auf Einwander\*innen und anders Lebende zuzugehen?

Ich schließe mich Britta Schellenberg (2005) an: Es braucht offensichtlich eine grundlegende Strategie einer facettenreichen Medienberichterstattung, die das Thema Holocaust dauerhaft in den Medien etabliert und nicht nur „Fieberkurven gesellschaftlicher Erinnerung“ (Uhl 2009, S. 7) folgt. Meiner Ansicht nach sollte Teil dieser Strategie die Überlegung sein, welche Ereignisse aus dem Themenkomplex Rechtstextremismus, Migration und Holocaust wann wie miteinander in Verbindung gesetzt werden können und sollten, um den genannten Darstellungs- und Deutungsproblemen entgegenzuwirken. Das setzt weitere Studien voraus, die die Wirkkraft von Narrativen und Deutungsmustern in Hinblick auf verschiedene Rezipient\*innengruppen untersuchen, da Sozialisation und Vorerfahrung in die Rezeption hineinspielen. Die stärkere Berücksichtigung von Wirkungs- und Rezeptionsforschung setzt eine genaue Definition von Rassismus und Antisemitismus voraus (vgl. Messerschmidt 2013). Dazu beitragen können u.U. „Best Practices“ Beispiele, wie das Feature „Antisemitismus in Deutschland heute“ von Ingo Zander auf WDR *Neugier*. Darin werden zwei Geschwister im Alter von 14 und 23 Jahren interviewt, die aus Syrien nach Deutschland flüchten mussten. Sie berichten von Propaganda in ihrer Heimat. In Schulen und Medien werde Hitler als „Superman“ gefeiert, weil er Menschen jüdischen Glaubens getötet habe, die nicht gut für Deutschland gewesen seien. Der Beitrag definiert Antisemitismus und

spürt nach, in welchen Formen sich Judenfeindlichkeit im Alltag zeigt. Der Holocaust wird nur beiläufig erwähnt, obwohl die Verbindung zum Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus durch das Sendedatum am 26. Januar 2018 offensichtlich ist.

Dieses Beispiel verweist in eine Richtung, die Giesecke und Welzer vertreten: Die Soziolog\*innen fordern, prinzipiell mit gängigen Deutungsmustern sowie mit impliziten oder expliziten Kategorisierung zu brechen, die zwischen Gut und Böse, zwischen Antisemit\*innen und Nicht-Antisemit\*innen, Rassist\*innen und Nicht-Rassist\*innen unterscheiden. Demokratiegefährdungen gingen weniger „von dezidierten Gegnern der Demokratie“ wie Neonazis aus, als vielmehr von den „scheinbar sachlich gebotenen Normauflösungen“ (ebd. 2012, S. 40). Wenn an etwas erinnert werden sollte, dann daran, „dass die strikte Aufrechterhaltung von institutioneller Gewaltenteilung eine Lehre aus dem Nationalsozialismus war“ (ebd., S. 96). Giesecke und Welzer verweisen auf den schleichenden Wertewandel im NS-Deutschland, der sich in Form einer fortschreitenden Normalisierung radikaler Ausgrenzung zeigte. Damit ist gemeint, dass die Deutschen irgendwann die Ausgrenzung in ihrer Gesellschaft nicht mehr wahrgenommen und diese nicht als solche erlebt hätten, weil die „anderen“ schon längst nicht mehr dazu gehörten. Sie plädieren stattdessen für eine Auseinandersetzung mit neueren Erkenntnissen „zur breiten Zustimmung der Bevölkerung zur nationalsozialistischen Politik oder zur Tötungsbereitschaft ‚ganz normaler Menschen‘“ (Welzer 2010, S. 17). Diese Perspektive trage zu einem besseren Verständnis und zu einem historischen Bewusstsein bei, dass Geschichte ein Prozess ist, der von Anfang an und in seiner Gesamtheit erzählt werden müsse und nicht nur über Zeug\*innenberichte, die für das Ende des Holocaust stünden. Giesecke und Welzer schlagen darüber hinaus vor, auf die positive Gemeinschaft über Geschichten von Retter\*innen und Helfer\*innen hinzuweisen. Diese Perspektive sei in Bezug auf die Vermittlung der NS-Geschichte sehr wenig berücksichtigt worden. Sie sei jedoch gerade für junge Menschen geeignet, um eigene Handlungsspielräume für die Zukunft erkennen zu können (vgl. ebd. 2012, S. 96).

Es liegt auf der Hand, dass diese Perspektive lange Formate benötigt, die sich nicht nur an Nachrichtenfaktoren und Alltagsroutinen orientieren. Ich erwähne das an dieser Stelle, da ich in meiner Analyse auf Formen gestoßen bin, die annehmen lassen, dass der Trend in eine andere Richtung geht: Die Sendung *hr-info – Das Thema in 100 Sekunden*, die am 27. Januar 2015 von „Auschwitz – 70 Jahre nach der Befreiung“ handelte, bestand aus einer für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk überraschend reißerischen Aufmachung des Themas. Nach einem einführenden Jingle, in dem ein männlicher Sprecher mit gepresster Stimme in das Format und das Tagesthema

einleitet, sagt eine Journalistin mit einer auffällig akzentuierten Stimmlage, dass „führende Politiker zu einem entschlossenen Vorgehen gegen Rassismus und Antisemitismus aufgerufen“ haben. Ohne näher auf den Anlass und Kontext einzugehen, zitierte sie daraufhin zwei Auschwitz-Überlebende, die es als ihre „Pflicht“ empfänden, „heutige Generationen zu warnen“, damit es „nie wieder!“ geschehe. Die Begriffe „Pflicht“, „warnen“ und „nie wieder“ sind stimmlich hervorgehoben. Dann folgen die O-Töne der Überlebenden. Gabor Hirsch sagt, dass es heute in Syrien und im Irak passiere und die Menschheit nicht viel klüger geworden sei; Eva Erben empfindet Auschwitz rückblickend als Schock und etwas derart Schreckliches, das man wie unter einem Schleier erlebe. Die Sprecherin leitet zu einem letzten O-Ton über, indem sie sagt, dass die Generation der Enkel die Geschichte nur aus Erzählungen kenne. Zu hören ist daraufhin Mala Emde, die Hauptdarstellerin der HR-Eigenproduktion „Meine Tochter Anne Frank“. Die Schauspielerin besuchte während des Drehs das ehemalige Lager in Auschwitz und traf dort auf einen polnischen Museumsführer, der ein Trauerlied sang – ein für sie „ganz einprägsamer Moment“. Dieser Satz ist kaum zu verstehen, da er dem Geräusch einer tickenden Uhr untergeht, die immer lauter wird und anzeigt, dass die 100 Sekunden des Formats abgelaufen sind. Die Aussage über den Stellenwert der Erinnerung an den Holocaust tritt buchstäblich hinter der Inszenierung zurück. Geht man von Rössler et al. (2011) aus, handelt es sich bei dem Countdown um ein Format aus dem digitalen Fernsehen, das zum Ziel hat, der schrumpfenden Aufmerksamkeitsspanne der Zuhörer\*innenschaft entgegenzuwirken und das jüngere Publikum für sich zu gewinnen. Dieses Beispiel lässt annehmen, dass sich Radioredakteur\*innen eher an neuen Formaten orientieren als an inhaltlichen Fragestellungen. Ob diese Darstellung zum Thema passt und ein problematisches Deutungsmuster in ein noch engeres Korsett zwingt, scheint nicht reflektiert zu werden. Wie die Ergebnisse dieser Arbeit zeigen, sollte es anders herum sein. Radio sollte sich seiner Vermittlungsstärken bewusst sein und Impulse aus der gegenwärtigen Geschichtsvermittlung entsprechend einsetzen.

Ein letzter Punkt, der in eine Berichterstattungsstrategie einfließen sollte, ist eine akteur\*innen-zentrierte Forschung, die die persönlichen Einstellungen von Journalist\*innen in Bezug auf die Holocaust-Erinnerung in den Blick nimmt. In der deutschen wie auch amerikanischen Kommunikationswissenschaft gibt es kaum Erkenntnisse über das Selbstverständnis von Journalist\*innen als Erinnerungsgagent\*innen und „memory agents“ (Zelizer/Tenenboim-Weinblatt 2014, S. 12). Es gibt Indizien, die annehmen lassen, dass Redakteur\*innen selbst mit Abwehr auf die Auseinandersetzung mit der Judenvernichtung reagieren. Der Journalist des *Bayerischen Rundfunks* Ulrich Trebbin, von dem zwei Beiträge in dieser Arbeit untersucht wurden, bestätigt, dass der

Holocaust offensichtlich aufgrund seiner starken Ritualisierung und strikten Regeln für eine Beschwerlichkeit auch unter Medienschaffenden sorgt: „Der Rückgang der langen Sendeplätze und die Berührungsängste der RedakteurInnen haben dazu geführt, dass ich meine Bemühungen, solche Sendeplätze mit NS-Themen zu besetzen, fast ganz eingestellt habe.“ (E-Mail vom 16.10.2020) Diese Aussage unterstreicht die Dringlichkeit einer Berichterstattungsstrategie, die die Journalist\*innen über Möglichkeiten neuer Formen der Berichterstattung informiert und ihnen hilft, souverän mit dem Thema umzugehen. Eine stärkere Zusammenarbeit mit der Deutsch- oder Geschichtsdidaktik kann u.U. helfen, um neue Erzählweisen zu finden, die einen Ausweg aus dem Spannungsfeld der Chronistenpflicht und des Aufklärungsgebots aufzeigen und Begründungen zu finden, um dem Holocaust (wieder) angemessene Sendeplätze einzuräumen.

## 6.6 Ausblick

Mit der vorgeschlagenen Strategie zum Themenkomplex Rechtsextremismus, Migration und Holocaust ist nur ein Teil der Berichterstattung angesprochen, der näherer Forschung bedarf. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von Darstellungsformen, Perspektiven und Narrativen, bei denen geprüft werden sollte, ob und inwieweit sie zu den Strategien und Mitteln gehören, um den Holocaust an gegenwärtige und kommende Generationen weitertragen zu können (vgl. Erker/Kienesberger 2013, S. 9 f.).

Die Teilnehmer\*innen der Gruppendiskussion haben immer wieder die Bedeutung von Zeug\*innen als Zugang zur Geschichte betont. Wie deuten sie Formate, die ausschließlich mit biografischen Erinnerungen von Überlebenden arbeiten und in denen ausschließlich Zeug\*innen und Überlebende des Holocaust zu hören sind, ohne weitere Sprecher\*innen, Stilmittel und Einordnungen? Entfalten Sendereihen wie WDR *Erlebte Geschichten*<sup>70</sup> ein „beunruhigendes“, „subversives Potential“, das die Erinnerungskultur nach Ansicht von Jureit (ebd. 2010, S. 36) verloren hat? Oder bestätigt sich, was Giesecke und Welzer zu bedenken geben, nämlich, dass es sich bei Augenzeug\*innen-Berichten selbst um Konstrukte handelt, die „genau jene Stereotype“ reproduzieren können, „die man eigentlich auflösen sollte“ (ebd. 2012, S. 71)?

Folgt man den Diskutant\*innen weiter, besteht Bedarf, mehr von der Gegenseite zu hören. Um es mit den Worten einer Anruferin des Phone-Ins zu sagen: „Wir reden auch immer viel zu viel mit

---

<sup>70</sup> WDR (o.J.): „WDR Erlebte Geschichten“, URL: <https://www1.wdr.de/mediathek/audio/wdr5/wdr5-erlebte-geschichten/index.html> (zuletzt aufgerufen am 24.3.2021).

den Opfern, wir sollten vielleicht mal dazu kommen mit einem Täter zu reden.“ (Senel 2015, #00:29:45-5#) Der Münchener Geschichtsdidaktiker Hannes Liebrandt (2018) hat sich auf der Konferenz *Holocaust Education Revisited* dafür ausgesprochen, sich stärker mit NS-Anhänger\*innen zu befassen und die Auseinandersetzung mit ihnen als Chance zu begreifen, Perspektiven auf die Geschichte zu vermitteln, die über Opfer nicht möglich seien. Opferdarstellungen beschränkten sich vornehmlich auf Gefühle. Die Täter\*innenperspektive setze jenseits von Trauer an und wecke Neugier und Wissensdrang. Dass dieser Ansatz nicht unbedenklich ist, zeigten die Reaktionen auf den Vortrag von Liebrandt. Die Rechtfertigungsstrategien der Täter\*innen könnten Gefahr laufen, missverstanden zu werden und auf bestimmte Gruppen eine Faszination auszuüben. Trotzdem müssten die Stimmen von Täter\*innen zu Gehör gebracht werden, befindet Aleida Assmann: „Es stimmt etwas in einer Gesellschaft nicht, wenn die Erinnerung an die größte Katastrophe des 20. Jahrhundert nur von Seite der Opfer da ist. Dringlicher als die Frage, wie kann Geschichte ohne Überlebende erzählt werden, scheint die Frage zu sein: Welchen Blick auf die Geschichte verlieren wir mit den letzten Täter\*innen? Geht man von der Islamwissenschaftlerin und Publizistin Alexandra Senft aus, ist mit dieser Perspektive die Hoffnung verbunden, Denkmuster der vorherigen Generationen aufzulösen. Am Beispiel des Prozesses gegen den SS-Wachmann und „Buchhalter von Auschwitz“ Oskar Gröning<sup>71</sup> wollte sie sich eine eigene Meinung über den Mann bilden, der ihr Opa hätte sein können. Zu ihrer Enttäuschung sprach er nicht.

Wenn einer der letzten Täter bereit ist, öffentlich zu sprechen, wie gehen journalistische Medien und Rezipient\*innen damit um? Die Sendung *Panorama* (vgl. Bongen et al. 2018) sendete im Jahr 2018 ein Interview mit dem ehemaligen SS-Mann Karl M. aus Nordstemmen in Niedersachsen, der an der Ermordung von 86 Zivilisten in Frankreich 1944 beteiligt war, dafür verurteilt wurde, aber seine Strafe nicht antrat. *Panorama* dokumentierte, wie er seine Taten relativierte und dafür in der rechtsradikalen Szene gefeiert wurde. Die Kommentare unter dem Artikel im Internet zeigen ein äußerst ambivalentes Bild der Aneignung: Sie reichen von der Verurteilung des Täters aus moralischer Sicht (weil er seine Schuld nicht eingestehe), über die Inschutznahme der Person (dass ein 96-Jähriger nicht mehr reflektieren könne, was er gesagt und getan habe) bis hin zu dem Vorwurf eines tendenziellen Journalismus (der das Thema ausschlachte und den Täter an den Prager stelle), der in dem Dank mündet, dass der Beitrag wertvolle Einblicke gewähre, wie neue und alte Nazis zusammenarbeiteten.

---

<sup>71</sup> Der ehemalige SS-Unterscharführer Gröning soll die Wertgegenstände der Häftlinge verwaltet haben, die ihnen an der Rampe abnahm, bevor sie vergast wurden. 2015 beschuldigte ihn das Landgericht Lüneburg Gröning zur Beihilfe zum Mord in 300.000 Fällen.

Mittlerweile zeichnet sich eine neue Generation an Zeug\*innen ab. Es sind Nachkommen von Überlebenden, die davon berichten, was sie über ihre Eltern oder Großeltern mitbekommen haben. Welche Narrative und Deutungsmuster werden mit den sogenannten Sekundärquellen tradiert? Wie ist vor diesem Hintergrund das Projekt SWR *Stolpersteine* zu deuten, bei dem es sich um das Pendant zu den realen Stolpersteinen<sup>72</sup> in deutschen Städten handelt, die an die Opfer des NS-Regimes erinnern sollen? Bei dieser Form handelt es sich um dreiminütige Geschichten, die vornehmlich aus der Sicht von Familienmitgliedern der Opfer geschildert sind und ohne feste Sendezeit im Radioprogramm platziert werden. Welche Deutungsmuster lassen sich in Bezug auf Erinnerungen von Nachkommen der Täter finden, wie bspw. im biografischen Interview von Hilde Schramm, der Tochter von Albert Speer, dem NS-Rüstungsministers und „Hitlers Architekt“? Schramm spricht über das Leben mit ihrem Vater und wie sie seine Verurteilung empfunden hat (vgl. Plogstedt 2015). Beispielhaft ist ggf. auch der Beitrag über die Großnichte von Heinrich Himmler – Katrin Himmler –, die vor Schulklassen als Zeugin der eigenen Familiengeschichte einen Appell an die Zuhörer\*innen richtet: „Nur die biografisch-familiäre Nahsicht auf das NS-Erbe sensibilisiert für Ausgrenzung.“<sup>73</sup> Wie werden diese Beiträge von den Rezipient\*innen angenommen? Fühlen sie sich animiert, den eigenen Wurzeln in Bezug auf die Geschichte nachzuspüren? Oder stellen sie einen Anlass dar, sich dem Thema zu verschließen, weil eine persönliche Ebene von Schuld angesprochen wird? Wie Welzer, Moller und Tschugnall (2002) in der Studie „Opa war kein Nazi“ auf Basis von 40 Familiengesprächen und 142 Interviews nachweisen, sind trotz zeitlicher Distanz bestimmte Deutungsmuster immer noch nicht möglich. Innerfamiliär zeige sich das am deutlichsten in der Umdeutung von Geschichte: Die Oma, die Mitglied der NSDAP gewesen sei, werde in den Erzählungen der Eltern zum Opfer oder zur Heldin gemacht. Wie eine Studie der *Stiftung Erinnern, Vergessen, Zukunft* aus dem Jahr 2019 belegt, hat sich daran offensichtlich nicht viel geändert. In deutschen Familien werden „vor allem Geschichten von Opfern (35,9 Prozent) und Helfer\*innen (28,7 Prozent) weitergegeben“, hingegen fällt „das Wissen um Täter\*innen unter den direkten Vorfahren vergleichsweise gering (19,6 Prozent)“ aus. Vermutlich ist das der Grund, warum die Hälfte der Befragten annimmt, dass die eigenen Familienmitglieder nicht zu den Mitläufer\*innen des NS-Systems gehört haben. Zwar finden es zwei Drittel (65,9 Prozent) der Befragten „sinnvoll, sich mit der NS-Vergangenheit der eigenen Familie zu

---

<sup>72</sup> Die Idee geht zurück auf Gunter Demnig. Der Künstler verlegt seit 1999 Stolpersteine vor Häuser, aus denen Menschen deportiert wurden. Auf den Steinen eingraviert sind Name, Geburtsjahr und Datum der Vertreibung, Deportation bzw. Ermordung. Das Radioprojekt erzählt die Geschichten dieser Personen. Vgl.: „SWR2 Stolpersteine – ein Stein, ein Mensch, eine Stimme“, URL: <https://www.swr.de/swr2/leben-und-gesellschaft/swr2-stolpersteine-index-100.html> (zuletzt aufgerufen am 19.8.2021).

<sup>73</sup> Petermann, Anke (2017): „Was die Großnichte des ‚Reichsführers SS‘ Schülern erzählt“, gesendet am 27.1. auf *Deutschlandfunk Kultur Studio 9*.

befassen, doch wird in der Hälfte der deutschen Familien (50,1 Prozent) nie oder nur selten darüber gesprochen“ (Wiermer 2019). Diese Ergebnisse lassen annehmen, dass weiterhin „Erinnerungspraktiken und -inhalte der offiziellen Erinnerungs- und Gedenkkultur auf der einen und der privaten Erinnerungspraxis auf der anderen Seite erheblich auseinanderklaffen können“ (Welzer 2010, S. 18).

Ein weiterer weißer Fleck in der empirischen Untersuchung von medial verbreiteten Narrativen und Deutungsmustern ist im Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland zu finden. Der Osten hat eine vollkommen andere Erinnerungskultur entwickelt, weil er zunächst an ein totalitäres, später an ein autoritäres Regime geknüpft war. Dem Soziologen Heinrich zufolge haben sich Ostdeutsche kaum mit dem Holocaust beschäftigt, bei ihnen sei eher der kommunistische Widerstand und die Verfolgung von ehemaligen KPD-Mitglieder ein Thema gewesen. Das begründet er u.a. damit, dass die Mehrheit der ehemaligen DDR-Bevölkerung keinen Zugriff auf Medien hatte, in denen über die deutsche Vergangenheit gestritten und über den Schuldiskurs diskutiert wurde (vgl. ebd. 2002, S. 245). Peter Burke spricht von der „Macht des inoffiziellen Gedächtnisses“ (ebd. 1991, S. 300), das als eine „abweichende, nicht-systemkonforme Erinnerung“ vermutlich heute noch in familiären und kommunikativen Erinnerung gepflegt wird. Wie deuten Ostdeutsche Beiträge aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk, die ein konventionelles, westdeutsches Deutungsmuster in Bezug auf den negativen Schuldiskurs bedienen? Was machen sie daraus, wenn sie in ihrem Privatleben entweder kaum oder mit vollkommen anderen Erinnerungen konfrontiert werden? Und wie gehen Journalist\*innen damit um? Ist es ein Einzelfall, dass mir ein Journalist eines ostdeutschen Senders im Hintergrundgespräch sagte, dass das Thema Holocaust im Programm gar nicht mehr vorkomme, weil es in der Bevölkerung auf geringes Interesse stoße?

Um die benannten Probleme einer national geprägten, normierten Erinnerungskultur zu umgehen, schlägt Assmann das Modell des „dialogischen Erinnerns“ (ebd. 2013, S. 195) vor, dass sich an alle Bürger\*innen der *Europäischen Union* richte und sie animieren solle, sich über ihre Vergangenheitsgeschichten auszutauschen. Diesen Austausch versteht Assmann als „wechselseitige Anerkennung von Opfer- und Täterkonstellationen in Bezug auf eine gemeinsame Gewaltgeschichte“ (ebd., S. 197). In dieser Form gegenseitiger Annäherung sieht sie das Potential, „die monologischen Schranken der nationalen Gedächtnisse durchlässiger zu machen und durch differenziertere und komplexere Gedächtniskonstruktionen die transnationale Integration zu stärken“ (ebd., S. 202). Wie die Recherchen zu dieser Arbeit zeigen, scheint das auch auf slowakische Nationen zutreffen, wie beispielsweise auf die ehemalige Tschechoslowakei. Das Land wurde

1939 von Hitler besetzt und ins das „Protektorat Böhmen und Mähren“ überführt. Wie der Historiker Wolf Gruner (2015) belegt, sei sowohl die tschechoslowakische Regierung als auch die Bevölkerung an den Deportationen von 73.000 Jüd\*innen ins ehemalige Konzentrationslager Theresienstadt beteiligt gewesen. Dieser Teil der Geschichte sei nicht aufgearbeitet worden und wirke sich auf die Gegenwart aus. Peter Hallama sieht antisemitische Stereotype als Folge dieser Verdrängung und kommt zu dem Schluss, dass „die traditionelle Wahrnehmung, die den Holocaust aus der tschechischen Geschichte exkludiert, [...] auch in der heutigen tschechischen Gesellschaft noch präsent“ (ebd. 2015, S. 322) ist. Diesen Eindruck bestätigt ein Eichstätter Diskutant. Seine Eltern stammen aus Tschechien, über sie erfahre er, wie groß die Verweigerung immer noch sei, sich mit dem Holocaust sowie mit der nationalsozialistischen und kollaborativen Vergangenheit auseinanderzusetzen: Tschech\*innen „hassen die Sinti und die Roma wie die Pest [...], das kann man an jeder Ecke hören, [...] sie schimpfen genauso, sag‘ ich jetzt mal, wie im Jahr 44“ (München, 3. Mitschnitt, #00:00:09-1#). Wenn er vor diesem Hintergrund die AfD betrachte, die sich über den Stand der deutschen Geschichte aufrege, wirke es wie „Kinderfasching“ (ebd.), im Vergleich zu dem, was er in der Heimat seiner Eltern beobachte. In seinen Augen werde in den Medien ein Bild vermittelt, dass die Aufarbeitung von einer Mehrheit bestritten werde, was sich in der Realität anders verhalte. Der Austausch mit den anderen Diskutant\*innen zeige ihm, dass er mit seiner Einstellung nicht alleine sei. Eine Kollegin stellt die Aufarbeitung auch in Bezug auf den Stammtisch ihres deutschen Vaters in Frage. Dieses Beispiel, das beiläufig in der Pause der Gruppendiskussion zur Sprache kam, scheint die „therapeutische, läuternde und einigende Wirkung“ zu bestätigen, die Assmann dem „dialogischen Erinnern“ (ebd. 2013, S. 192) beimisst. Es zeigt auch die Relevanz, in der Analyse von Deutungs- und Aneignungsmustern und Narrativen in Holocaust-Repräsentationen den sozialen Kontext der Diskutant\*innen zu berücksichtigen. Über den Umgang von Menschen mit Migrationsbiografie mit der Vergangenheit des Holocaust gibt es kaum empirisches Material. Es ist nahezu unbekannt, in welchen Situationen sie über Vergangenheit sprechen und sich Geschichte aneignen (vgl. Garnitschnig 2013, S. 133).

In Bezug auf die Darstellung des Holocaust muss offensichtlich die Radiorezeption im Allgemeinen stärker berücksichtigt werden. Die Diskutant\*innen betonten immer wieder, dass sie in ihrem Alltag und in ihrer üblichen Radionutzung – beim Autofahren – vermutlich anders reagieren hätten. Inwiefern wirkt sich die Begleitfunktion des Radios auf die Wahrnehmung und Aneignung der Rezipient\*innen in diesem Kontext aus? Welche Informationen und Aspekte nehmen sie bei geteilter Aufmerksamkeit auf? Welche Wirkung entfalten Deutungsmuster zur Geschichte des Holocaust bei eher beiläufigem Hinhören? Katharina Pritzkow und Heiner Apel (2016) plädieren

dafür, in Studien persönliche Nutzungssituationen zu simulieren, auch wenn solche Untersuchungen mit einem höheren Forschungsaufwand verbunden sind. Ihren Beobachtungen nach zeigen realitätsnahe Testverfahren einen deutlichen Einfluss der sprachlich-sprecherischen Gestaltung der Beiträge auf die Rezeption. Dabei sollte neben der persönlichen Nutzungssituation auch der Kontext der Nutzungszeit berücksichtigt werden. Jüngste Umfragen lassen annehmen, dass vor allem „Krisenzeiten“ die Rezeption beeinflussen. Wie die ARD/ZDF-Langzeitstudie 2020 zeigt, ist Radiohören im Vergleich zu 2015 zurückgegangen, weil in der Folge des Corona bedingten Lockdowns weniger Leute zur Arbeit gefahren sind. Im Schnitt waren es acht Minuten pro Tag weniger, bei den 50- bis 69-Jährigen etwa 17 Minuten (vgl. Breunig et al. 2020). Was bedeutet diese veränderte Radionutzung für die Holocaustberichterstattung, die zu einer Ritualisierung neigt und vorzugsweise an bestimmten historischen Tage zu hören ist?

Auch wenn – oder gerade weil – noch einige Fragen unbeantwortet sind, hofft diese Arbeit einen Anstoß leisten zu können, sich stärker mit der Phonetik und Akustik im Allgemeinen und mit radiojournalistischer Holocaustberichterstattung im Speziellen zu beschäftigen. Wie die Ergebnisse der Gruppendiskussionen bestätigen, stellt die auditive Wahrnehmung einen wichtigen Bereich des Lebens dar, die – mit den Worten von Frank Schätzlein – „kaum überbewertet werden“ (ebd. 2005, S. 31) kann.

## Literaturverzeichnis

- Åberg, Carin (1999): *The sounds of radio. On radio as an auditive means of communication*. Stockholm: Stockholm University Press: Department of Journalism, Media and Communication.
- Adorno, Theodor W. (1977): „Kulturkritik und Gesellschaft“. In: Ders.: *Gesammelte Schriften Band 10/1: Kulturkritik und Gesellschaft I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11-30.
- Adorno, Theodor W. (1966): *Erziehung zur Mündigkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Alexander, Jeffery (2003): „On the Social Construction of Moral Universals. The ‚Holocaust‘ from War Crime to Trauma Drama“. In: Ders. (Hrsg.): *The Meanings of Social Life. A Cultural Sociology*. Oxford/New York: Oxford University Press, S. 27-84.
- Altmeppen, Klaus-Dieter/Arnold, Klaus (2013): *Journalistik. Grundlagen eines organisationalen Handlungsfeldes*. München: Oldenbourg.
- Ammann, Ilona (2012): „Gedenktagsjournalismus. Bedeutung und Funktion in der Erinnerungskultur“. In: Arnold, Klaus/Hömberg, Walter/Kinnebrock, Susanne: (Hrsg.): *Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung*. Berlin [u.a.]: Lit, S. 153-167.
- Amon, Ingrid (2002): *Die Macht der Stimme*. Wien/Frankfurt a. Main: Redline.
- Arendt, Hannah (1986): *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. München: Piper.
- Arendt, Hannah (1976): „Organisierte Schuld“. In: Dies.: *Die verborgene Tradition. Acht Essays*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp, S. 34-45.
- Arnheim, Rudolf (2001): *Rundfunk als Hörkunst und weitere Aufsätze zum Hörfunk*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Arnold, Bernd-Peter (1999): *ABC des Hörfunks*. Konstanz: UVK.
- Arnold, Klaus (2012): „Geschichtsjournalismus – ein Schwellenressort?“ In: Arnold, Klaus/Hömberg, Walter/Kinnebrock, Susanne (Hrsg.): *Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung*. Berlin [u.a.]: Lit, S. 87-107.
- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (1994): „Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis“. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 114-140.
- Assmann, Aleida (2013): *Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur: Eine Intervention*. München: C.H. Beck.
- Assmann, Aleida (2008): „Kollektives Gedächtnis“. In: *Dossier Geschichte und Erinnerung der Bundeszentrale für politische Bildung*. URL: <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39802/kollektives-gedaechtnis?p=all> (zuletzt aufgerufen am 3.3.2021).
- Assmann, Aleida (2007): *Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. München: C.H. Beck.
- Assmann, Aleida (2004): „Das Gedächtnis – Brücke zwischen den Wissenschaften“. In: *Humboldt Kosmos*, H. 83, S. 9-11.
- Assmann, Aleida (2003): „Persönliche Erinnerung und kollektives Gedächtnis in Deutschland nach 1945“. In: Erler, Hans (Hrsg.): *Erinnern und Verstehen. Der Völkermord an den Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen*. Frankfurt am Main/New York: Campus, S. 126-138.
- Assmann, Aleida (2002): „Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften“. In: Musner, Lutz/Wunberg, Gotthart (Hrsg.): *Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen*. Wien: WUV, S. 27-45.
- Assmann, Aleida (1999): „Ein deutsches Trauma? Die Kollektivschuldthese zwischen Erinnern und Vergessen“. In: *Merkur*, Nr. 608, 53. Jg., H. 12, S. 1141-1154.

- Assmann, Aleida/Brauer, Juliane (2011): „Bilder, Gefühle, Erwartungen. Über die emotionale Dimension von Gedenkstätten und den Umgang von Jugendlichen mit dem Holocaust“. In: *Geschichte und Gesellschaft*, H. 37, S. 72-103.
- Assmann, Aleida/Frevert, Ute (1999) (Hrsg.): *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*. Stuttgart: DVA.
- Assmann, Jan (<sup>2</sup>1997): *Das kulturelle Gedächtnis – Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck.
- Attia, Iman (2014): „Rassismus (nicht) beim Namen nennen“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 13-14, 64. Jg., S. 8-14.
- Augsburger Allgemeine Zeitung (2018): „Antisemitismus-Skandal: Der „Echo“ wird abgeschafft“, URL: <https://www.augsburger-allgemeine.de/panorama/Echo-VerleihungAntisemitismusSkandal-Der-Echo-wird-abgeschafft-id50955466.html> vom 26.4. (zuletzt aufgerufen am 21.2.2021).
- Ayaß, Ruth (2005): „Transkription“. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz: UVK.
- Bajohr, Frank/Löw, Andrea (2015): „Tendenzen und Probleme der neueren Holocaust-Forschung: Eine Einführung“. In: Ders. (Hrsg.): *Der Holocaust. Ergebnisse und neue Fragen der Forschung*. Frankfurt a. Main: Fischer, S. 9-30.
- Bajohr, Frank (2013): „Neuere Täterforschung“. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, URL: [http://docupedia.de/zg/bajohr\\_neuere\\_taeaterforschung\\_v1\\_de\\_2013](http://docupedia.de/zg/bajohr_neuere_taeaterforschung_v1_de_2013) (zuletzt aufgerufen am 25.2.2021).
- Bannasch, Bettina/Hammer, Almuth (2004): „Einleitung“. In: Dies.: *Verbot der Bilder – Gebot der Erinnerung. Mediale Repräsentationen der Shoah*. Frankfurt a. Main/New York: Campus, S. 9-24.
- Barthes, Roland (1990): *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Bartholomei, Lukas (2015): *Bilder von Schuld und Unschuld. Spielfilme über den Nationalsozialismus in Ost- und Westdeutschland*. Münster: Waxmann.
- Bartsch, Anne (2014): „Emotionales Erleben“. In: Wünsch, Carsten/Schramm, Holger/Gehrau, Volker/Bilandzic, Helena (Hrsg.): *Handbuch Medienrezeption*. Baden-Baden: Nomos, S. 207-221
- Baugut, Philip (2021): „Advocating for Minority Inclusion: How German Journalists Conceive and Enact Their Roles When Reporting on Antisemitism“. In: *Journalism Studies*, Vol. 22, No. 4, S. 535-553.
- Behmer, Markus/Bernhard, Birgit/Hallebring, Bettina (2014) (Hrsg.): *Das Gedächtnis des Rundfunks. Die Archive der öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Bedeutung für die Forschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Benz, Wolfgang (1995): „Zum Umgang mit nationalsozialistischer Vergangenheit in der Bundesrepublik“. In: Danyel, Jürgen (Hrsg.): *Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten*. Berlin: de Gruyter, S. 47-60.
- Berek, Mathias (2009): „Medien und Erinnerungskultur: Eine notwendige Beziehung“. In: Hardtwig, Wolfgang/Schug, Alexander (Hrsg.): *History sells! Angewandte Geschichte als Wissenschaft und Markt*. Stuttgart: Franz Steiner, S. 54-63.
- Berek, Mathias (2005): „Dreiecksbeziehung. Die Rolle der Medien im Erinnerungsdiskurs“. In: *D-A-S-H, Dossier #11 Erinnerungskultur und Gedächtnispolitik*. URL: [http://d-a-s-h.org/dossier/11/08\\_medien.html](http://d-a-s-h.org/dossier/11/08_medien.html) (zuletzt aufgerufen am 6.9.2019).
- Bergem, Wolfgang (2014): „Narrative Formen in Geschichtspolitik und Erinnerungskultur“. In: Hofmann, Wilhelm/Renner, Judith/Teich, Katja (Hrsg.): *Narrative Formen der Politik*. Wiesbaden: Springer VS, S. 31-48.

- Bergmann, Klaus (2009): „Gedenktage, Gedenkjahre und historische Vernunft“. In: Horn, Sabine/Sauer, Michael (Hrsg.): *Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen*. Göttingen: V&R, S. 24-31.
- Bergmann, Werner (2005): „Antisemitismus im Rechtsextremismus“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 42, S. 23-30.
- Bergmann, Werner (1997): *Antisemitismus in öffentlichen Konflikten. Kollektives Lernen in der politischen Kultur der Bundesrepublik 1949–1989*. Frankfurt a. Main: Campus, S. 42-444.
- Betram, Christiane (2020): „Live oder medial vermittelt: Was lernen Schülerinnen und Schüler mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen?“ In: Rothstein, Anne-Berenike/Pilzweiger-Steiner/Stefanie (Hrsg.): *Entgrenzte Erinnerung. Erinnerungs-kultur der Postmemory-Generation im Medialen Wandel*. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 247-266.
- Bessen, Ursula (1989): *Trümmer und Träume. Nachkriegszeit und Fünfziger Jahre auf Zelluloid. Eine Dokumentation*. Bochum: Brockmeyer.
- Birdsall, Carolyn (2018): „Radio“. In: Morat, Daniel/Ziemer, Hansjakob (Hrsg.): *Handbuch Sound. Geschichte – Begriffe – Ansätze*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 353-358.
- Böhme-Dürr, Karin (1999): „Wie vergangen ist die Vergangenheit? Holocaust-Erinnerungen in amerikanischen und deutschen Nachrichtenmagazinen“. In: Wilke, Jürgen (Hrsg.): *Massenmedien und Zeitgeschichte*. Konstanz: UVK, S. 247-259.
- Bohnsack, Ralf (1997): „Gruppendiskussionsverfahren und Milieuforschung“. In: Friebertshäuser, Barbara/Prengel, Annedore: *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim: Juventa, S. 492-502.
- Bohnsack, Ralf (1989): *Generation, Milieu und Geschlecht. Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen*. Opladen/Wiesbaden: Leske + Budrich.
- Bongen, Robert/Feldmann, Julian/Hurst, Fabienne/Reisin, Andrej (2018): Interview mit einem NS-Verbrecher: „Ich bereue nichts!“ In: *ARD Panorama*, URL: <https://daserste.ndr.de/panorama/archiv/2018/Interview-mit-NS-Verbrecher-Ich-bereue-nichts,ssmann102.html> (zuletzt aufgerufen am 19.8.2021).
- Bose, Ines (2015): „Radio, Sprache, Klang – Einführung in diesen Band“. In: *SPIEL. Neue Folge. Eine Zeitschrift zur Medienkultur*. 1. Jg., H. 1/2, S. 1-12.
- Bose, Ines/Föllmer, Golo (2015): Forschungen zur Anmutung des Radios“. In: *SPIEL. Neue Folge. Eine Zeitschrift zur Medienkultur*. 1. Jg., H. 1/2, S. 13-51.
- Bose, Ines/Schwiesau, Dietz (2012) (Hrsg.): *Nachrichten schreiben, sprechen, hören. Forschungen zur Hörverständlichkeit von Radionachrichten*. Berlin: Frank & Timme.
- Brandt, Susanne (2003): „Wenig Anschauung“? Die Ausstrahlung des Films „Holocaust“ im westdeutschen Fernsehen (1978/79). In: Cornelißen, Christoph/ Klinkhammer, Lutz/Schwentker, Wolfgang (Hrsg.): *Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945*. Frankfurt a. Main: S. Fischer, S. 257-268.
- Brauer, Juliane (2013): „Empathie und historische Alteritätserfahrungen.“ In: Dies./Lücke, Martin (Hrsg.): *Emotionen, Geschichte und historisches Lernen. Geschichtsdidaktische und geschichtskulturelle Perspektiven*. V&R unipress, S. 75-92
- Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara/Allmers, Antje (2018): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Breunig, Christian/Handel, Marlene/Kessler, Bernhard (2020): „Massenkommunikation 1964-2020: Mediennutzung im Langzeitvergleich. Ergebnisse der ARD/ZDF-Langzeitstudie“. In: *Media Perspektiven*, H. 7-8, S. 410-432.
- Breunig, Christian/van Eimeren, Birgit (2015): „50 Jahre Massenkommunikation: Trends in der Nutzung und Bewertung der Medien“. In: *Media Perspektiven*, H. 11, S. 505-525.
- Brockmann, Andrea (2006): *Erinnerungsarbeit im Fernsehen. Das Beispiel des 17. Juni 1953*. Köln [u.a.]: Böhlau.

- Brumlik, Michael (2008): „Dass Auschwitz sich nie wiederhole... Pädagogische Reaktionen auf Antisemitismus“: In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, URL: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/41277/dass-auschwitz-sich-nie-wiederhole?p=all> vom 12.12. (zuletzt aufgerufen am 21.1.2022).
- Bubis, Ignatz (1999): „Rede des Präsidenten des Zentralrates der Juden in Deutschland am 9. November 1998 in der Synagoge Rykestraße in Berlin“. In: Schirmacher, Frank (Hrsg.): *Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp, S. 106-113.
- Buchholz, Axel (<sup>1</sup>2017): „O-Ton-Bericht/Bericht mit Einblendungen“. In: von La Roche, Walther/Buchholz, Axel (Hrsg.): *Radio-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis im Hörfunk*. Wiesbaden: Springer VS, S. 133-148.
- Buchenhorst, Ralph (2009): „Negativität und globale Rezeption im Diskurs zur Shoah. Zu einer zentralen Bewegung in der Moderne“. In: *Zeitschrift für Genozidforschung* Jg. 1, H. 10, S. 93-122.
- Bullerjahn, Claudia (2013): „Der Soundtrack des Holocaust. Musik im Dienste einer Erinnerungskultur“. In: Paul, Gerhard/Schock, Ralph (Hrsg.): *Sound des Jahrhunderts. Geräusche, Töne, Stimmen 1889 bis heute*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 534-541.
- Burke, Peter (1991): „Geschichte als soziales Gedächtnis“. In: Assmann, Aleida/Harth, Dietrich (Hrsg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt a. Main, S. 289-304.
- Chion, Michel (2003): In: „Mabuse – Magie und Kräfte des acousmètre. Auszüge aus ‚Die Stimme im Kino‘“. In: Epping-Jäger, Cornelia/Linz, Erika (Hrsg.): *Medien/Stimmen*. Köln: DuMont, S. 124-159.
- Classen, Christoph (2008): „Medien und Erinnerung. Dossier Geschichte und Erinnerung“. In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, URL: <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39857/medien-und-erinnerung?p=all> (zuletzt aufgerufen am 30.11.2019).
- Claussen, Detlev (1996): „Veränderte Vergangenheit. Über das Verschwinden von Auschwitz“. In: Berg, Nicolas/Jess, Jochimsen/Stiegler, Bernd: *Shoah – Formen der Erinnerung: Geschichte, Philosophie, Literatur, Kunst*. München: Fink, S. 77-92.
- Claussen, Detlev (1988): „Nach Auschwitz. Ein Essay über die Aktualität Adornos“. In: Diner, Dan (Hrsg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Frankfurt a. Main: Fischer, S. 54-68.
- Cornelissen, Christoph (2012): „Erinnerungskulturen. Version: 2.0“. In: *docupedia-Zeitgeschichte*. URL: [https://zeitgeschichte-digital.de/doks/frontdoor/deliver/index/docId/265/file/docupedia\\_cornelissen\\_erinnerungskulturen\\_v2\\_de\\_2012.pdf](https://zeitgeschichte-digital.de/doks/frontdoor/deliver/index/docId/265/file/docupedia_cornelissen_erinnerungskulturen_v2_de_2012.pdf) (zuletzt aufgerufen am 19.5.2022).
- Crisell, Andrew (<sup>2</sup>1994): *Understanding radio*. London/New York: Routledge.
- Dammer, Ingo/Szymkowiak, Frank (1998) *Die Gruppendiskussion in der Marktforschung: Grundlagen – Moderation – Auswertung. Ein Praxisleitfaden*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Darmstädter, Tim (1995): „Die Verwandlung der Barbarei in Kultur. Zur Rekonstruktion der nationalsozialistischen Verbrechen im historischen Gedächtnis“. In: Werz, Michael (Hrsg.): *Antisemitismus und Gesellschaft. Zur Diskussion um Auschwitz, Kulturindustrie und Gewalt*. Frankfurt a. M.: Neue Kritik, S. 115-139.
- Davidson, Phillips W. (1983): „The Third-Person Effect in Communication“. In: *Public Opinion Quarterly*, Vol. 47 (1), S. 1-15.
- Deppermann, Arnulf (<sup>4</sup>2008): *Gespräche analysieren. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- DeNora, Tia (2000): *Music in everyday life*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Denzin, Norman K. (2013): „Reading Film – Filme und Videos als sozialwissenschaftliches Erfahrungsmaterial“. In: Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Frankfurt a. Main: Rowohlt, S. 416-428

- Dohle, Marco/Wirth, Werner/Vorderer, Peter (2003): „Emotionalisierte Aufklärung. Eine empirische Untersuchung zur Wirkung der Fernsehserie ‚Holocaust‘ auf antisemitisch geprägte Einstellungen“. In: *Publizistik*, H. 3, 48. Jg., S. 288-309.
- Doneson, Judith E. (1987): *The Holocaust in American Film*. Philadelphia u.a.: Jewish Publ. Society.
- Donk, André (2009): „Kommunikation über Vergangenheit. Soziales Gedächtnis in kommunikationswissenschaftlicher Perspektive“. In: Merten, Klaus (Hrsg.): *Konstruktion von Kommunikation in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 13-29.
- Donk, André/Herbers, Martin R. (2012): „Journalismus zwischen öffentlichem Erinnern und Vergessen. 9/11 in deutschen und amerikanischen Tageszeitungen“. In: Arnold, Klaus/Hömburg, Walter/Kinnebrock, Susanne (Hrsg.): *Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung*. Berlin [u.a.]: Lit, S. 195-216.
- Drobinski, Matthias (2015): „Deutsches Verhältnis zum Holocaust. Die Schlussstrich-Befürworter.“ In: Süddeutsche.de vom 26.1., URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/deutsches-verhaeltnis-zum-holocaust-die-schlussstrich-befuerworter-1.2319728> (zuletzt aufgerufen am 23.2.2022)
- Dussel, Konrad (2004): *Deutsche Rundfunkgeschichte*. Konstanz: UVK.
- Ebbrecht, Tobias (2014): *Geschichtsbilder im medialen Gedächtnis. Filmische Narrationen des Holocaust*. Bielefeld: transcript.
- Eberan, Barbro (1983): *Luther? Friedrich „der Große“? Wagner? Nietzsche? ...? ...? Wer war an Hitler schuld? Die Debatte der Schuldfrage 1945-1949*. München: Minerva.
- Edy, Jill A. (1999): „Journalistic Uses of Collective Memory“. In: *Journal of Communication*, 49 (2), S. 71-85.
- Eichmann, Ralph (2012): „Journalismus“. In: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): *Radio. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 253-267.
- Ehlers, Renate (1989): „Musik im Alltagsleben“. In: Kaase, Max/Schulz, Winfried. (Hrsg.): *Massenkommunikation: Theorien, Methoden, Befunde*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 379-391.
- Eitz, Thorsten/Stötzel, Georg (2009): *Wörterbuch der „Vergangenheitsbewältigung“*. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch. Bd. 2. Hildesheim: Olms.
- Epping-Jäger, Cornelia (2016): „Mediale Kulturen. Lautlichkeit“. In: Jäger, Ludwig/Holly, Werner/Krapp, Peter/Weber, Samuel/Heekeren, Simone: *Sprache – Kultur – Kommunikation. Ein internationales Handbuch zur Linguistik als Kulturwissenschaft*. Berlin/New York: W. de Gruyter, S. 435-447.
- Erker, Linda/Kienesberger, Klaus/Vogl, Erich (2013): „Vorwort“. In: Dies./Hausjell, Fritz (Hrsg.): *Gedächtnis-Verlust? Geschichtsvermittlung und -didaktik in der Mediengesellschaft*. Köln: Halem, S. 9-16.
- Erll, Astrid (2017): *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Erll, Astrid (2004): „Medium des kollektiven Gedächtnisses: Ein (erinnerungs-)kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff“. In: Dies./Nünning, Ansgar (Hrsg.): *Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität*. Berlin/New York: W. de Gruyter, S. 3-22.
- Fahlenbrach, Kathrin/Brück, Ingrid/Bartsch, Anne (2008): „Rituale in den Medien – Medienrituale“. In: Dies (Hrsg.): *Medienrituale. Rituelle Performanz in Film, Fernsehen und Neuen Medien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 11-34.
- Falböck, Gaby (2013): „Populäre Formen der Vermittlung von Erinnerungskultur in Praxis und Theorie“. In: Erker, Linda/Kienesberger, Klaus/Vogl, Erich/Hausjell, Fritz (Hrsg.): *Gedächtnis-Verlust? Geschichtsvermittlung und -didaktik in der Mediengesellschaft*. Köln: Halem, S. 219-233.

- Faulstich, Werner (1981): *Radiotheorie. Eine Studie zum Hörspiel ‚The war of the worlds‘ (1938) von Orson Welles*. Tübingen: Narr.
- Filser, Hubert/Thurau, Martin (2021): „Erben der Erinnerung. Wie kann man von dem Grauen erzählen? Ein Gespräch über die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und die Bedeutung der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen.“ In: *Ludwig-Maximiliansuniversität München* vom 13.9., URL: [https://www.lmu.de/de/newsroom/newsuebersicht/news/erben-der-erinnerung.html?fbclid=IwAR2UseVaZ0gKhotaRptZpzX9NahUaP8we6N5YCcOIGNE9ChxiUidFDwg\\_T0](https://www.lmu.de/de/newsroom/newsuebersicht/news/erben-der-erinnerung.html?fbclid=IwAR2UseVaZ0gKhotaRptZpzX9NahUaP8we6N5YCcOIGNE9ChxiUidFDwg_T0) (zuletzt aufgerufen am 21.9.2021).
- Finger, Juliane (2017): *Langfristige Medienwirkungen aus Rezipientenperspektive. Zur Bedeutung des Fernsehens für mentale und kollektive Repräsentationen des Holocaust*. Baden-Baden: Nomos.
- Finger, Juliane/Wagner, Hans-Ulrich (2014): „Was bleibt von Fernseh-Darstellungen des Holocaust? Ein integrativer Ansatz zur empirischen Verknüpfung von Rezipienten- und Journalistenperspektive“. In: Loosen, Wiebke/Dohle, Marco (Hrsg.): *Journalismus und (sein) Publikum. Schnittstellen zwischen Journalismusforschung und Rezeptions- und Wirkungsforschung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 335-355.
- Finke, Clara Luise (2019): *Senderidentität und Alltagsästhetik: Radiomoderationen in der Primetime*. Berlin: Frank & Timme.
- Fischer, Torben/Lorenz Matthias (<sup>3</sup>2015): *Lexikon der „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland. Debatten und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945*. Bielefeld: transcript.
- Föllmer, Golo (2018): „Jingle“. In: Morat, Daniel/Ziemer, Hansjakob (Hrsg.): *Handbuch Sound. Geschichte – Begriffe – Ansätze*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 194–198.
- Frevert, Ute/Schmidt, Anne (2001): Geschichte, Emotionen und die Macht der Bilder. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 37(1), S. 5-25.
- Früh, Werner/Wünsch, Carsten (2009): „Empathie und Medienempathie. Ein empirischer Konstrukt- und Methodenvergleich“. In: *Publizistik* 54, S. 191-215.
- Garnitschnig, Ines (2013): „Und was haben deine Großeltern gemacht?“ Vom ‚groß Reden‘, Schweigen und situierten Sprechen Jugendlicher über Nazismus, Holocaust und Zweiten Weltkrieg in der geteilten Gegenwart der postnazistischen Migrationsgesellschaft. In: Linda Erker, Linda/Kienesberger, Klaus/Vogl, Erich/Hausjell, Fritz (Hrsg.): *Gedächtnis-Verlust? Geschichtsvermittlung und -didaktik in der Mediengesellschaft*. Köln: Halem, S. 122-138.
- Gattringer, Karin/Turecek, Irina (2021): „Ergebnisse und Methodik der ma 2020 Audio II. Aktuelle Daten zur Audionutzung.“ In: *Media Perspektiven* 2, S. 82-97.
- Geißner, Hellmut (1973): *Rhetorik und politische Bildung*. Kronberg/Taunus: Scriptor.
- Georgi, Viola B. (2004): „Nationalsozialismus und Holocaust im Selbstverständnis von Jugendlichen aus Einwandererfamilien“. In: Frölich, Margrit/Feldman, Jackie (Hrsg.): *Repräsentationen des Holocaust im Gedächtnis der Generationen. Zur Gegenwartsbedeutung des Holocaust in Israel und Deutschland*. Frankfurt a. Main: Brandes & Apsel, S. 203-221.
- Gerasch, Sabine (1997): *Geschichte vom Band. Die Sendereihe „ZeitZeichen“ des Westdeutschen Rundfunks*. Berlin/New York: W. de Gruyter.
- Gerlof, Manuela (2010): *Tonspuren. Erinnerungen an den Holocaust im Hörspiel der DDR (1945-1989)*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Gessler, Philipp (2006): „Sekundärer Antisemitismus. Argumentationsmuster im rechtsextremistischen Antisemitismus“. In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, URL: <http://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/37962/sekundaerer-antisemitismus> (zuletzt aufgerufen am 25.11.2021).
- Giesecke, Dana/Welzer, Harald (2012): *Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur*. Hamburg: Edition Körber-Stiftung.

- Giesen, Bernhard (2004): „Das Tätertrauma der Deutschen. Eine Einleitung“. In: Ders./Schneider, Christoph (Hrsg.): *Tätertrauma. Nationale Erinnerungen im öffentlichen Diskurs*. Konstanz: UVK, S. 55-73. S. 11-54.
- Gilbert, Magret (2004): Kollektive Schuld aus philosophischer Sicht. In: Giesen, Bernhard/Schneider, Christoph (Hrsg.): *Tätertrauma. Nationale Erinnerungen im öffentlichen Diskurs*. Konstanz: UVK, S. 55-73.
- Giordano, Ralph (1998): *Die zweite Schuld oder Von der Last, ein Deutscher zu sein*. München: Knaur.
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (2008): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern [u.a.]: Huber.
- Goetschel, Willi (1997): „Zur Sprachlosigkeit von Bildern“. In: Köppen, Manuel/Scherpe, Klaus R. (Hrsg.): *Bilder des Holocaust. Literatur – Film – Bildende Kunst*. Köln [u.a.]: Böhlau, S. 131-144.
- Goldhagen, Daniel Jonah (1996): *Hitlers willige Vollstrecker: ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*. Berlin: Siedler.
- Goschler, Constantin (2005): *Schuld und Schulden. Die Politik der Wiedergutmachung seit 1945*. Göttingen: Wallstein.
- Grass, Günter (2002): *Im Krebsgang*. Göttingen: Steidl.
- Gross, Raphael (2010): *Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral*. Frankfurt a. Main: Fischer.
- Gruner, Wolf (2015): *Die Judenverfolgung im Protektorat Böhmen und Mähren. Lokale Initiativen, zentrale Entscheidungen, jüdische Antworten 1939-1945*. Göttingen: Wallstein.
- Haaß, Christoph (1994): *Radionachrichten – öffentlich-rechtlich versus privat. Ein Vergleich zwischen Hessischem Rundfunk und Radio FFH*. München: Fischer.
- Hagemann, Steffen/Nathanson, Roby (2015): „Deutschland und Israel heute. Verbindende Vergangenheit, trennende Gegenwart?“ Bertelsmann Stiftung, URL: [https://www.bertelsmannstiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/Studie\\_LW\\_Deutschland\\_und\\_Israel\\_heute\\_2015.pdf](https://www.bertelsmannstiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/Studie_LW_Deutschland_und_Israel_heute_2015.pdf) (zuletzt aufgerufen am 29.12.2020).
- Halbwachs, Maurice (1985): *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Halbwachs, Maurice (1967): *Das kollektive Gedächtnis*. Stuttgart: Enke.
- Hall, Stuart (1973): *Encoding and Decoding in the Television Discourse*. Birmingham: University of Birmingham.
- Hallama, Peter (2015): *Nationale Helden und jüdische Opfer. Tschechische Repräsentationen des Holocaust*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hartel, Gaby/Kaspar, Frank (2004): „Die Welt und das geschlossene Kästchen: Stimmen aus dem Radio – und über das Radio“. In: Felderer, Brigitte (Hrsg.): *Phonorama: eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium*. Berlin: Matthes & Seitz, S. 132-144.
- Hasebrink, Uwe/Müller, Norman (2012): „Nutzung“. In: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): *Radio. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 209-234.
- Häusermann, Jürg/Käppeli, Heiner (1986): *Rhetorik für Radio und Fernsehen. Regeln und Beispiele für mediengerechtes Schreiben, Sprechen, Informieren, Kommentieren, Interviewen, Moderieren*. Aarau/Frankfurt a. Main: Sauerländer.
- Häusler, Alexander (2018): „Rechtspopulismus und Neonationalismus in Deutschland und Europa“. In: Nerdinger, Winfried/NS-Dokumentationszentrum (Hrsg.): *Nie wieder. Schon wieder. Immer noch. Rechtsextremismus in Deutschland 1945*. München: Metropol, S. 31-40.
- Hein, Dörte (2009): *Erinnerungskulturen online. Angebote, Kommunikatoren und Nutzer von Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust*. Konstanz: UVK.
- Heinrich, Horst-Alfred (2002): *Kollektive Erinnerungen der Deutschen. Theoretische Konzepte und empirische Befunde zum sozialen Gedächtnis*. Weinheim/München: Juventa.

- Heinze, Carsten (2009): *Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen. Jüdische und nicht-jüdische Vergangenheitsbearbeitungen in Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: Springer VS.
- Heitmeyer, Wilhelm (2012): „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in einem entsicherten Jahrzehnt“. In: Ders. (Hrsg.): *Deutsche Zustände. Folge 10*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp, S. 15-40.
- Hemmelmann, Petra/Wegner, Susanne (2016): „Flüchtlingsdebatte im Spiegel von Medien und Parteien. Ein Überblick“. In: *Communicatio Socialis*, 49. Jg., H. 1, S. 21-38.
- Hepp, Andreas (2005): „Kommunikative Aneignung“. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz: UVK, S. 67-79.
- Herbert, Ulrich (1998): „Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des ‘Holocaust’“. In: Ders.: *Nationalsozialistische Vergangenheitspolitik 1939-1945. Neue Forschungen und Kontroversen*. Frankfurt a. Main: Fischer, S. 9-66.
- Herrmann, Friederike (2018): „Das Verschwinden von Fakten in der Berichterstattung: Überlegungen zur Analyse von Narrativen des öffentlichen Diskurses am Beispiel des Flüchtlingsthemas“. In: Blasch, Lisa/Pfurtscheller, Daniel/Schröder, Thomas (Hrsg.): *Schneller, bunter, leichter: Kommunikationsstile im medialen Wandel*. Innsbruck: Innsbruck University Press, S. 37 -53.
- Herrmann, Friederike (1999): „Theorien des Hörfunks“. In: Leonhard, Joachim-Felix/Schwarze, Dietrich/Straßner, Erich (Hrsg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. 1. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, S. 175-189.
- Herz, Thomas/Schwab-Trapp, Michael (1997): *Umkämpfte Vergangenheit. Diskurse über den Nationalsozialismus seit 1945*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heyl, Matthias (2012): „Mit Überwältigendem überwältigen? Emotionalität und Kontroversität in der der Gedenkstättenpädagogik als Teil historisch-politischer Bildung“. In: *Lernen aus der Geschichte*, URL: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/sites/default/files/attach/10658/heymit-ueberwaeltigendem-ueberwaeltigen.pdf> (zuletzt aufgerufen am 21.1.2022).
- Hickethier, Knut (2003): *Einführung in die Medienwissenschaft*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Hilberg, Raul (1992): *Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933-1945*. Frankfurt a. Main: S. Fischer.
- Hilbert, Peter M.: (1986): „Die Aussprache des Nachrichtensprechers im Rundfunk als kulturelles Vorbild“. In: Varwig, Freyr Roland (Hrsg.): *Sprechkultur im Medienzeitalter*. Frankfurt a. Main: Scriptor, S. 161-174.
- Hilgert, Christoph (2015): „Hörfunk“. In: Scholz, Stephan (Hrsg.): *Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken*. Paderborn: Schöningh, S. 212-224.
- Hobl-Friedrich, Mechthild (1991): *Die dramaturgische Funktion der Musik im Hörspiel. Grundlagen – Analysen*. Erlangen-Nürnberg: Univ.
- Hömberg, Walter (2012): „Die Aktualität der Vergangenheit. Konturen des Geschichtsjournalismus“. In: Arnold, Klaus/Hömberg, Walter/Kinnebrock, Susanne (Hrsg.): *Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung*. Berlin [u.a.]: Lit, S. 15-30.
- Höttemann, Michael (2020): „Sekundärer Antisemitismus. Antisemitismus nach Auschwitz“. In: *Bundeszentrale für politische Bildung vom 23.11.*, URL: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/antisemitismus/321575/sekundaerer-antisemitismus> (zuletzt aufgerufen am 30.11.2021).
- Howard, Luke (2007): „The Popular Reception of Samuel Barber's ‘Adagio for Strings’“. In: *American Music*, Vol. 25, No.1, S. 50-80.
- Huwiler, Elke (2005): „Sound erzählt“. In: Segeberg, Harro/Schätzlein, Frank (Hrsg.): *Sound. Zur Technologie und Ästhetik des Akustischen in den Medien*. Marburg: Schüren, S. 285-307.
- Jalušič, Vlasta (2011): „Bosnien und Ruanda: Durch Erinnerung Vergessen statt Verstehen?“ In: Roithner, Thomas (Hrsg.): *Krieg im Abseits. „Vergessene Kriege“*. *Zwischen Schatten und Licht*

- oder das Duell im Morgengrauen um Ökonomie, Medien und Politik. Berlin [u.a.]: Lit, S. 141-161.
- Janowitz, Morris (1946): „German Reactions to Nazi Atrocities“. In: *American Journal of Sociology*, Vol. 52, No. 2, S. 141-146.
- Jaspers, Karl (1979): *Die Schuldfrage. Für Völkermord gibt es keine Verjährung*. München: Piper.
- Jautz, Sabine (2009): „Zur inszenierten Höflichkeit bei der Beendigung von Radiotelefongesprächen“. In: Buss, Mareike/Habscheid, Stephan/Jautz, Sabine/Liedtke, Frank/Schneider, Jan Georg (Hrsg.): *Theatralität des sprachlichen Handelns. Eine Metaphorik zwischen Linguistik und Kulturwissenschaften*. München: Fink, S. 261-290.
- Jochheim, Gernot (2012): „27. Januar – Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus“. In: *Info aktuell*. Nr. 23. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Johnson, Richard (1985): „Was ist überhaupt Kulturanalyse?“. In: Janussek, Franz (Hrsg.): *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kulturelle Praxis*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 23-69.
- Jordan, Raul (2008): *Konfrontation mit der Vergangenheit. Das Medienereignis Holocaust und die politische Kultur der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt a. Main/New York: Lang.
- Junge, Kay (2004): „Zwischen Schweigen und Selbstbeichtigung. Zur undurchsichtigen Logik des Umgangs mit ungesühnter Schuld“. In: Giesen, Bernhard/Schneider, Christoph (Hrsg.): *Tätertrauma. Nationale Erinnerungen im öffentlichen Diskurs*. Konstanz: UVK, S. 87-129.
- Jungen, Anna (2020): „Wir brauchen die Erinnerungen der Täter“. Interview mit Aleida Assmann. In: Schweizer Radio und Fernsehen, URL: <https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/wochenende-gesellschaft/erinnerung-an-den-holocaust-wir-brauchen-die-erinnerungen-der-taeter> vom 26.1. (zuletzt aufgerufen am 15.2.2022).
- Jureit, Ulrike (2010): „Opferidentifikation und Erlösungshoffnung: Beobachtungen im erinnerungspolitischen Rampenlicht“. In: Dies./Schneider, Christian (Hrsg.): *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 17-94.
- Kämper, Heidrun (2007): *Opfer – Täter – Nichttäter. Ein Wörterbuch zum Schulddiskurs 1945-1955*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Kämper, Heidrun (2006): „Diskurs und Diskurslexikographie. Zur Konzeption eines Wörterbuchs des Nachkriegsdiskurses“. In: *Deutsche Sprache* 34. Jg., H. 4, S. 334-353.
- Kämper, Heidrun (2005): *Der Schulddiskurs in der frühen Nachkriegszeit. Ein Beitrag zur Geschichte des sprachlichen Umbruchs nach 1945*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Kappes, Hannah/Wegner, Susanne (2017): „Geschichtsvermittlung emotional und international“. In: *Communicatio Socialis*, 50. Jg., H. 3, S. 369-374.
- Keller, Reiner (2010): *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keller, Reiner (2007): „Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung“. In: *Forum Qualitative Social Research*, Vol 8, No 2. URL: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/printerFriendly/243/537> (zuletzt aufgerufen am 8.9.2019).
- Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margreth (2004): „Cultural Citizenship – ein kommunikationswissenschaftliches Konzept zur Bestimmung kultureller Teilhabe in der Mediengesellschaft.“ In: *Medien & Kommunikationswissenschaft (MuK)*, 52. Jg., H. 2, S. 193-213.
- Klaus, Elisabeth/Lünenborg, Margreth (2002): „Journalismus: Fakten, die unterhalten – Fiktionen, die Wirklichkeit erschaffen.“ In: Baum, Achim/Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): *Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten*. Konstanz: UVK. S. 152-164
- Kleinsteuber, Hans J. (2012) (Hrsg.): *Radio. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Klose, Dirk (1979): „Was müssen wir noch tun?“. In: *Materialien zur politischen Bildung* 7/Nr. 2, S. 62-66.

- Knigge, Volkhard (2010): „Zukunft der Erinnerung“. In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, URL: <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39870/zukunft-der-erinnerung> (zuletzt aufgerufen am 22.12.2021)
- Knilli, Friedrich/Zielinski, Siegfried (1983) (Hrsg.): *Betrifft „Holocaust“*. Zuschauer schreiben an den WDR. Berlin: Spieß.
- Knoch, Habbo (2020): *Geschichte in Gedenkstätten. Theorie – Praxis – Berufsfelder*. Stuttgart: UTB.
- Koch, Gertrud (1992): *Die Einstellung ist die Einstellung. Visuelle Konstruktionen des Judentums*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Köcher, Renate (2010): *Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 2003-2009: Die Berliner Republik*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Köhr, Katja (2012): *Die vielen Gesichter des Holocaust. Museale Repräsentationen zwischen Individualisierung, Universalisierung und Nationalisierung*. Göttingen: V&R.
- Kolb, Richard (1932): *Horoskop des Hörspiels*. Berlin: Hesse.
- Kolesch, Doris (2004): „Natürlich künstlich. Über die Stimme im Medienzeitalter“. In: Dies./Schrödl, Jenny (Hrsg.): *Kunst-Stimmen. Berlin: Theater der Zeit*, S. 19-39.
- Kolesch, Doris (2003): „Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik“. In: Epping-Jäger, Cornelia/Linz, Erika (Hrsg.): *Medien/Stimmen*. Köln: Du Mont, S. 267-281.
- Kolesch, Doris/Schrödl, Jenny (2004): „Einleitung“. In: Dies. (Hrsg.): *Kunst-Stimmen*. Berlin: Theater der Zeit, S. 9-11.
- Kompisch, Kathrin (2008): *Täterinnen: Frauen im Nationalsozialismus*. Köln [u.a.]: Böhlau.
- Köppen, Manuel (2007): „Holocaust im Fernsehen. Die Konkurrenz der Medien um die Erinnerung“. In: Wende, Waltraud (Hrsg.): *Der Holocaust im Film. Mediale Inszenierung und kulturelles Gedächtnis*. Heidelberg: Synchron, S. 273-289.
- Köppen, Manuel/Scherpe, Klaus R. (1997): „Zur Einführung: der Streit um die Darstellbarkeit des Holocaust“. In: Dies. (Hrsg.): *Bilder des Holocaust. Literatur – Film – Bildende Kunst*. Köln [u.a.]: Böhlau, S. 1-12.
- Kowark, Katrin (2021): „Studie zur Erinnerungskultur: Verschwörungsmuthe befeuern Geschichtsrevisionismus“, Pressemitteilung vom 5.5. In: *Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft (evz)* URL: <https://www.stiftung-evz.de/presse/pressemitteilung/studie-zur-erinnerungskultur-verschwörungsmuthe-befeuern-geschichtsrevisionismus> (zuletzt aufgerufen am 19.8.2021)
- Kracht, Klaus Große (2009): „Kontroverse Zeitgeschichte“. In: Horn, Sabine/Sauer, Michael (Hrsg.): *Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen*. Göttingen: V&R, S. 15-23.
- Krämer, Sybille (2010): „Die ‘Rehabilitierung’ der Stimme. Über die Oralität hinaus“. In: Dies./Kolesch, Doris (Hrsg.): *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 269-295.
- Kramp, Leif (2015): „Zur Situation der Rundfunkarchivierung in Deutschland“. In: *Rundfunk und Geschichte*, 41. Jg., H. 3-4, S. 11-24.
- Kramp, Leif (2011): *Gedächtnismaschine Fernsehen. Band 1: Das Fernsehen als Faktor der gesellschaftlichen Erinnerung*. Berlin: Akademie.
- Krankenhagen, Stefan (2001): *Auschwitz darstellen. Ästhetische Positionen zwischen Adorno, Spielberg und Walser*. Köln [u.a.]: Böhlau.
- Krieg, Martin (2012): „‘Collective-Memory-Setting’ durch Gedenktagsjournalismus? Eine Untersuchung langfristiger Agenda-Setting-Effekte am Beispiel der Berichterstattung über den Widerstand des 20. Juli 1944 (1954-2004)“. In: Arnold, Klaus/Hömborg, Walter/Kinnebrock, Susanne (Hrsg.): *Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung*. Berlin [u.a.]: Lit, S. 169-191.

- Krieg, Martin/Magin, Melanie (2016): „Verräter, Held, Familienmensch – mediale Wertevermittlung am Beispiel der Gedenktagsberichterstattung über das Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944. Eine Langzeitanalyse (1954-2014)“. In: Werner, Petra/Rinsdorf, Lars/Pleil, Thomas/Altmepfen, Klaus-Dieter (Hrsg.): *Verantwortung – Gerechtigkeit – Öffentlichkeit. Normativität in den Medien und in der Kommunikationswissenschaft*. Konstanz: UVK, S. 137–155.
- Krotz, Friedrich (2005): *Neue Theorien entwickeln. Eine Einführung in die Grounded Theory, die Heuristische Sozialforschung und die Ethnographie anhand von Beispielen aus der Kommunikationsforschung*. Köln: Halem.
- Krug, Hans-Jürgen (2019): *Grundwissen Radio. Eine Chronik des Massenmediums*. München: UVK Verlag.
- Kuckartz, Udo (2007): *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kuckei, Uwe (1979): „Notizen zu einem Presse-Seminar des WDR“. In: *TV-Courier-Verlag*, Band 19, H. 1/2, S. 1-7.
- Küpper, Beate/Zick, Andreas (2015): „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“. In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, URL: <https://www.bpb.de/politik/extremismus/rechtsextremismus/214192/gruppenbezogene-menschenfeindlichkeit> (zuletzt aufgerufen am 19.8.2021)
- Lamnek, Siegfried (2005) (Hrsg.): *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Lampert, Claudia (2005): „Grounded Theory“. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz: UVK, S. 516-526.
- Langenbruch, Anna (2018) (Hrsg.): *Klang als Geschichtsmedium: Perspektiven für eine auditive Geschichtsschreibung*. Bielefeld: transcript.
- Lagrene, Reinhold/Mengersen, Oliver von (2014): „Sinti und Roma in der Schule – eine Bestandsaufnahme“. In: Bahr, Matthias/Poth, Peter (Hrsg.): *Hugo Höllenreiner. Das Zeugnis eines überlebenden Sinto und seine Perspektiven für eine bildungssensible Erinnerungskultur*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 213-226.
- Lanzmann, Claude (1994): „Ihr sollt nicht weinen. Einspruch gegen ‚Schindlers Liste‘“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 54 vom 5.3., S. 27.
- Laudenbach, Peter (2020): „Diese Minderheit wird lauter, größer und aggressiver!“ Interview mit Jens-Christian Wagner. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 13.2., URL: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/interview-am-morgen-rechtsextremismus-kz-gedenkstaette-1.4790429> (zuletzt aufgerufen am 6.10.2021).
- Legewie, Heiner/Schervier-Legewie, Barbara (1995): „Im Gespräch: Anselm Strauss“. In: *Journal für Psychologie*, 3 (1), S. 64-75.
- Legewie, Heiner (1994): „Qualitative Forschung und der Ansatz der Grounded Theory. Vorlesungsmanuskript“. In: *Technische Universität Berlin*, URL: [http://www.ztg.tu-berlin.de/download/legewie/Dokumente/Vorlesung\\_11.pdf](http://www.ztg.tu-berlin.de/download/legewie/Dokumente/Vorlesung_11.pdf) (zuletzt aufgerufen am 6.9.2019).
- Leifert, Stefan (2007): *Bildethik. Theorie und Moral im Bildjournalismus der Massenmedien*. München: Fink.
- Lersch, Edgar/Schanze, Helmut (2004) (Hrsg.): *Die Idee des Radios. Von den Anfängen in Europa und den USA bis 1933*. Konstanz: UVK.
- Levy, Daniel/Sznaider, Natan (2001): *Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp.
- Liebrandt, Hannes (2018): „Orte des Gedenkens = Orte des Erinnerns? Geschichtsvermittlung und historisches Lernen im Spannungsfeld zwischen emotionaler Nähe und wissenschaftlicher Distanz“. Vortrag auf der internationalen und interdisziplinären Konferenz *Nähe und Distanz. Holocaust Education Revisited*, an der Ludwig-Maximiliansuniversität München, 23.2.

- LifePR (2011): „Zwei Mal täglich auf Sendung: SWR2 Tandem“, Pressemitteilung vom 27.12., URL: <https://www.lifepr.de/inaktiv/suedwestrundfunk-stuttgart/Zwei-Mal-taeglich-auf-SendungSWR2Tandemboxid/277488> (zuletzt aufgerufen am 6.5.2021).
- Lindner-Braun, Christa (1998): „Radio ist lebendig, präzise und persönlich – Ansatz zu einer Radiotheorie“. In: Dies. (Hrsg.): *Radioforschung – Konzepte, Instrumente und Ergebnisse aus der Praxis*. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 25-76.
- Longerich, Peter (2001): *Der ungeschriebene Befehl. Hitler und der Weg zur 'Endlösung'*. München: Piper.
- Lübbe, Hermann (1983): „Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein“. In: *Historische Zeitschrift*, Band 236, S. 579-599.
- Lünenborg, Margreth/Bach, Annika/Fritsche, Katharina (2012): *Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung.
- Lünenborg, Margreth (2005): *Journalismus als kultureller Prozess. Zur Bedeutung von Journalismus in der Mediengesellschaft: ein Entwurf*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lüthje, Corinna (2016): „Die Gruppendiskussion in der Kommunikationswissenschaft“. In: Averbek-Lietz, Stefanie/Meyen, Michael (Hrsg.): *Handbuch nichtstandardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 157-173.
- Lüthje, Corinna (2012): „Programm“. In: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): *Radio. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 183-208.
- Mai, Lothar/Mainzer, Nils/Reichow, Dennis (2021): „Radio- und Audionutzung 2021. Ergebnisse aus den ARD/ZDF-Massenkommunikation Trends und der ARD/ZDF-Onlinestudie“. In: *Media Perspektiven*, H. 10, S. 504-517.
- Maletzke, Gerhard (1963): *Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik*. Hamburg: Hans Bredow-Institut.
- Mangold, Werner (1967): „Gruppendiskussionen“. In: König, René (Hrsg.): *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 1. Stuttgart: Enke, S. 209-225.
- Mangold, Werner (1960): *Gegenstand und Methode des Gruppendiskussionsverfahrens. Aus der Arbeit des Instituts für Sozialforschung*. Frankfurt a. Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Marks, Stephan (2011): „Zur Bedeutung des akustischen Mediums für die Sozialwissenschaft“. In: Maier, Robert/Assmann, Aleida (Hrsg.): *Akustisches Gedächtnis und Zweiter Weltkrieg*. Göttingen: V&R unipress, S. 21-30.
- Marszolek, Inge (2012): „Die Stimme des Zeitzeugen – und das Hören der Überlebenden des Holocaust“. Vortrag auf der *Tagung des 49. Deutschen Historikertags: Ressourcen – Konflikte* am 28. September, Mainz: Johannes Gutenberg Universität.
- Mayring, Philipp (2016): *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Medienkorrespondenz (2019): „Mehr Spielraum für ARD und ZDF bei Online-Abrufen“, URL: <https://www.medienkorrespondenz.de/politik/artikel/mehr-spielraum-fuer-ard-und-zdf-bei-online-abrufen.html> (zuletzt aufgerufen am 13.11.2020).
- Mengersen, Oliver von (2015) (Hrsg.): *Sinti und Roma. Eine deutsche Minderheit zwischen Diskriminierung und Emanzipation*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Merten, Jörg (2003): *Einführung in die Emotionspsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Meseth, Wolfgang (2005): *Aus der Geschichte lernen. Über die Rolle der Erziehung in der bundesdeutschen Erinnerungskultur*. Frankfurt a. Main: Goethe-Universität.
- Meseth, Wolfgang/Proske, Matthias/Radtke, Frank-Olaf (2004) (Hrsg.): *Schule und Nationalsozialismus. Anspruch und Grenzen des Geschichtsunterrichts*. Frankfurt a. Main: Campus.
- Messerschmidt, Astrid (2013): „Historisch-politische Bildungsarbeit in der postnationalsozialistischen Migrationsgesellschaft. Erinnerung im Kontext von Rassismus und Antisemitismus“. In: *Zeitschrift für Genozidforschung* (1-2), S. 20-39.

- Messerschmidt, Astrid (2008): „Postkoloniale Erinnerungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft – vom Umgang mit Rassismus und Antisemitismus“. In: *Peripherie*, Nr. 109/110, S. 42-60.
- Messerschmidt, Astrid (2007): „Repräsentationsverhältnisse in der postnationalsozialistischen Gesellschaft“. In: Broden, Anne/Mecheril, Paul (Hrsg.): *Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft*. Düsseldorf: IDA-NRW, S. 47-68.
- Mey, Günter/Mruck, Katja (2011): „Grounded-Theory-Methodologie: Entwicklung, Stand, Perspektiven“. In: Dies. (Hrsg.): *Grounded Theory Reader*. Wiesbaden: Springer VS, S. 11-48.
- Meyer-Kalkus, Reinhart (2011): „Akusmatische Extensionen im sonoren Kino. Überlegungen zu Michel Chions Theorie der Audiovision“. In: Butte, Maren/Brandt, Sabina (Hrsg.): *Bild und Stimme*. Paderborn: Fink, S. 67-100.
- Mitscherlich, Alexander und Margarete (1967): *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München: Piper.
- Mixner, Manfred (1991): „Hörspiel – Politik“. In: Hickethier, Knut/Zielinski, Siegfried (Hrsg.): *Medien/Kultur. Schnittstellen zwischen Medienwissenschaft, Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation. Knilli zum Sechzigsten*. Berlin: Spiess, S. 181-187.
- Moller, Sabine (2010a): „Erinnerung und Gedächtnis“. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, URL: [https://docupedia.de/zg/Erinnerung\\_und\\_Gedächtnis](https://docupedia.de/zg/Erinnerung_und_Gedächtnis) (zuletzt aufgerufen am 3.10.2019).
- Moller, Sabine (2010b): „Kollektives Gedächtnis“. In: Eichenberg, Ariane/Gudehus, Christian/Welzer, Harald (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 85-92.
- Möller, Frank (2011): „Arbeit am akustischen Gedächtnis. Das Tondokument von Himmlers Posen-Rede im Geschichtsunterricht“. In: Maier, Robert/Assmann, Aleida (Hrsg.): *Akustisches Gedächtnis und Zweiter Weltkrieg*. Göttingen: V&R unipress, S. 195-214.
- Mommsen, Wolfgang J., (1990): „Wir sind wieder wer.‘ Wandlungen im politischen Selbstverständnis der Deutschen“. In: Habermas, Jürgen (Hrsg.): *Stichworte „Zur geistigen Situation der Zeit“, Band 1 Nation und Republik*, Frankfurt a. Main: Suhrkamp, S. 185-209
- Münch, Daniel (2019): „Gedenkstättenbesuche als emotionales Erlebnis. Welche Rolle weisen Geschichtslehrkräfte den Emotionen ihrer Schülerinnen und Schüler zu?“ In: Ballis, Anja/Gloe, Markus (Hrsg.): *Holocaust Revisited. Wahrnehmung und Vermittlung. Fiktion und Fakten. Medialität und Digitalität*. Springer VS, S. 87-108.
- Nieke, Wolfgang (2002): „Grenzen einer Gedenkstättenpädagogik: rechte Jugendliche oder rechtsextremistisch Organisierte?“ In: Nickolai Werner/Lehmann, Henry (Hrsg.): *Grenzen der Gedenkstättenpädagogik mit rechten Jugendlichen*. Freiburg i. Breisgau: Lambertus, S. 94-99
- Nießen, Manfred (1977): *Gruppendiskussion: Interpretative Methodologie. Methodenbegründung. Anwendung*. München: Fink.
- Nolte, Ernst (1986): „Vergangenheit, die nicht vergehen will“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 6.6., Nr. 128, S. 25.
- Nuy, Sandra (2004): „Erinnerungskulturen. Über das Gedenken an die Shoah durch den Film.“ In: Baringhorst, Sigrid/Broer, Ingo (Hrsg.): *Grenzgänge(r). Beiträge zu Politik, Kultur und Religion*. Siegen: Siegener Universitätsverlag, S. 301-312.
- Oehmichen, Ekkehardt/Horn, Imme/Mosler, Sylvia (2005): „Rechtsextremismus und Fernsehen: Inhalts- und Rezeptionsanalysen der Berichterstattung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen“. In: Bertelsmann Stiftung (Hrsg.): *Strategien gegen Rechtsextremismus, Band 1. Ergebnisse der Recherche*. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 146-207.
- Pampel, Bert (2007): *Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist. Zur Wirkung von Gedenkstätten auf ihre Besucher*. Frankfurt a. Main: Campus Verlag.
- Paul, Gerhard (2010): „Holocaust – Vom Beschweigen zur Medialisierung. Über Veränderungen im Umgang mit Holocaust und Nationalsozialismus in der Mediengesellschaft.“ In:

- Ders./Schoßig, Bernhard (Hrsg.): *Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre*; [Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte Bd. 10]. Göttingen: Wallstein, S. 15-38.
- Pentzold, Christian/Bischof, Andreas/Heise, Nele (2018) (Hrsg.): *Praxis Grounded Theory. Theoriegenerierendes empirisches Forschen in medienbezogenen Lebenswelten. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Wiesbaden: Springer VS.
- Pentzold, Christian/Lohmeier, Christine/Kaun, Anne (o.J.): „Was will, was kann, was soll eine kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung? Arbeitspapier I des Netzwerks Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsforschung: Grundlagen und Arbeitsfelder“. URL: [http://memoryandmedia.net/wp-content/uploads/2018/11/Netzwerk\\_Arbeitspapier\\_I.pdf](http://memoryandmedia.net/wp-content/uploads/2018/11/Netzwerk_Arbeitspapier_I.pdf) (zuletzt aufgerufen am 24.2.2021)
- Pfaff-Rüdiger, Senta/Riesmeyer, Claudia/Meyen, Michael (2012): „Deutungsmacht des Fernsehens? Das Selbstverständnis von Geschichtsjournalisten zwischen normativen Ansprüchen und Publikumswünschen“. In: Arnold, Klaus/Hömborg, Walter/Kinnebrock, Susanne (Hrsg.): *Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung*. Berlin [u.a.]: Lit, S. 109-126.
- Piefke, Martina/Markowitsch, Hans. J. (2010): „Neuroanatomische und neurofunktionelle Grundlagen von Gedächtnis“. In Gudehus, Christian/Eichenberg, Ariane/Welzer, Harald (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 11-22.
- Pläcking, Constantin: (2020) „Eine Stunde History: Geschichte, aber immer mit Bezug zur Gegenwart“. In: *Geschichtslernen digital* vom 25.2, URL: <https://www.historischer-augeblick.de/eine-stunde-history/> (zuletzt aufgerufen am 19.8.2021).
- Plogstedt, Sibylle (2015): „Hilde Schramm, Erziehungswissenschaftlerin, Tochter des NS-Ministers Speer“, gesendet am 25.12., in: WDR, URL: <https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/erlebtegeschichte/hilde-schramm-100.html> (zuletzt aufgerufen am 24.3.2021).
- Pollock, Friedrich (1973): *Gruppenexperiment. Ein Studienbericht*. Reihe: Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Band 2. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main.
- Pöttker, Horst (2012): „Gegenwartsbezüge. Über die Qualität im Geschichtsjournalismus“. In: Arnold, Klaus/Hömborg, Walter/Kinnebrock, Susanne (Hrsg.): *Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung*. Berlin [u.a.]: Lit, S. 31-44.
- Pöttker, Horst (2013): „Verstehen durch Vergangenheit. Warum Journalismus in der Mediengesellschaft Geschichte als Themenfeld braucht“. In: Erker, Linda/Kienesberger, Klaus/Vogel, Erich/ Hausjell, Fritz (Hrsg.): *Gedächtnis-Verlust? Geschichtsvermittlung und -didaktik in der Mediengesellschaft*. Köln: Halem, S. 178-199.
- Priester, Karin (2019): „Die Alternative für Deutschland“. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, Band 67, H. 3, S. 443-453.
- Pritzkow, Katharina/Apel, Heiner (2016): „Radio hört man nebenbei. Ergebnisse realitätsnaher Behaltenstests von Radionachrichten“. In: Unger, Angela (Hrsg.): *Sprechen in unterschiedlichen Kontexten: Radio, Wirtschaft, Theater, Fremdsprachenunterricht*. Halle: Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, S. 91-106.
- Rabinovici, Doron (1994): „Das Verbot der Bilder oder Sichtweise und Anschauung“. In: *Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Wien*, 50. Jg., H. 4, S. 3-7.
- Reichel, Peter (2004): *Erfundene Erinnerung. Weltkrieg und Judenmord in Film und Theater*. München/Wien: Hanser.
- Reichel, Peter (2001): *Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur von 1945 bis heute*. München: Beck.
- Reichert, Jo (2016): „Hermeneutik in der Kommunikationswissenschaft“. In: Averbek-Lietz (Hrsg.): *Handbuch der nichtstandardisierten Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 33-47.

- Reinhardt, Jan D./Jäckel, Michael (2005): „Massenmedien als Gedächtnis- und Erinnerungsgeneratoren – Mythos und Realität einer ‚Mediengesellschaft‘“. In: Rössler, Patrick/Krotz, Friedrich (Hrsg.): *Mythen der Mediengesellschaft/The media society and its myths*. Konstanz: UVK, S. 93-112.
- Reimer, Nadine (2020): „Neue Studie zur Erinnerungskultur in Deutschland/Verzerrte Perspektiven auf die NS-Zeit trotz Sorgen um Geschichtsrevisionismus“, Pressemitteilung vom 7.5., in: *Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft (evz)*, URL: <https://www.stiftung-evz.de/presse/pressemitteilung/neue-studie-zur-erinnerungskultur-in-deutschland-verzerrte-perspektiven-auf-die-ns-zeit-trotz-sorgen-um-geschichtsrevisionismus/>
- Reinle, Dominik (2005): „Demokratie aus dem Äther“. Die Wurzeln des öffentlich-rechtlichen Rundfunks (Teil 1). *Westdeutscher Rundfunk*, URL: <https://www1.wdr.de/archiv/rundfunkgeschichte/rundfunkgeschichte116.html> (zuletzt aufgerufen am 21.12.2019).
- RP Online (2015): „Anja Reschke in den ‚Tagesthemen‘. Ein Auschwitz-Kommentar beschäftigt das Netz“, in *Rheinische Post* vom 29.1., URL: <https://rp-online.de/panorama/fernsehen/anja-reschke-ein-kz-auschwitz-kommentar-beschaeftigt-das-netz-aid-21551057> (zuletzt aufgerufen am 14.2.2022).
- Robel, Yvonne (2013): *Verhandlungssache Genozid. Zur Dynamik geschichtspolitischer Deutungskämpfe*. München: Fink.
- Rogalla, Lukas (2021): „Prozess gegen ehemalige KZ-Sekretärin: Polizei fasst 96-Jährige nach Flucht mit Taxi,“, in: *Frankfurter Rundschau online* vom 30.9., URL: <https://www.fr.de/politik/kz-konzentrationslager-holocaust-ns-zweiter-weltkrieg-stutthof-sekretaerin-anklage-irmgard-f-90194501.html> (zuletzt aufgerufen am 12.2.2022).
- Rosenfeld, Alvin H. (2015): *Das Ende des Holocaust*. Göttingen: V&R.
- Rosenthal, Gabriele (2015): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim: Juventa.
- Röser, Jutta (2000): *Fernsehgewalt im gesellschaftlichen Kontext. Eine Cultural-Studies-Analyse über Medienaneignung in Dominanzverhältnissen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rössler, Patrick/Kirchner, Juliane/Kretzschmar, Sonja (2011): „Qualitätsmedien auf dem Weg in die digitale Zukunft. Programmangebote von deutschsprachigen Informationssendern im Vergleich“. In: Blum, Roger/Bonfadelli, Heinz/Imhof, Kurt/Jarren, Otfried (Hrsg.): *Krise der Leuchttürme öffentlicher Kommunikation. Vergangenheit und Zukunft der Qualitätsmedien*. Wiesbaden: Springer VS, S. 65-80.
- Rothauge, Caroline (2014): *Zweite Republik, Spanischer Bürgerkrieg und frühe Franco-Diktatur in Film und Fernsehen: Erinnerungskulturen und Geschichtsdarstellungen in Spanien zwischen 1996 und 2011*. Göttingen: V&R unipress.
- Rundfunkstaatsvertrag (2019): „Staatsvertrags für Rundfunk und Telemedien in der Fassung des 22. Staatsvertrages zur Änderung rundfunkrechtlicher Staatsverträge in Kraft seit 1. Mai“. In: Die Medienanstalten, URL: [https://www.die-medienanstalten.de/fileadmin/user\\_upload/Rechtsgrundlagen/Gesetze\\_Staatsvertraege/RStV\\_22\\_nichtamtliche\\_Fassung\\_medienanstalten\\_final\\_web.pdf](https://www.die-medienanstalten.de/fileadmin/user_upload/Rechtsgrundlagen/Gesetze_Staatsvertraege/RStV_22_nichtamtliche_Fassung_medienanstalten_final_web.pdf) (zuletzt abgerufen am 16.2.2022).
- Rürup, Reinhard (1989): *Topographie des Terrors. Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem „Prinz-Albrecht-Gelände“: eine Dokumentation*. Berlin: Arenhövel.
- Rüsen, Jörn (2001): „Holocaust, Erinnerung, Identität. Drei Formen generationeller Praktiken des Erinnerns“. In: Welzer, Harald (Hrsg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg: Hamburg Ed., S. 243-259.
- Sabrow, Martin (2012): „Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten“. In: Ders. /Frei, Norbert (Hrsg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*. Göttingen: Wallstein, S. 13-32.
- Schäffer, Burkhard (2005): „Gruppendiskussion“. In: Mikos, Lothar/Wegener, Claudia (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*. Konstanz: UVK, S. 304-314.

- Schapira, Esther (2001): „Die Gegenwart der Vergangenheit im Dokumentarfilm“. In: Deutsches Filminstitut (Hrsg.): *Die Vergangenheit der Gegenwart. Konfrontationen mit den Folgen des Holocaust im deutschen Nachkriegsfilm*. München: Edition Text + Kritik, S. 48-53.
- Schätzlein, Frank (2012): „Theorien“. In: Kleinsteuber, Hans J. (Hrsg.): *Radio. Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS, S. 37-62.
- Schätzlein, Frank (2005): „Sound und Sounddesign in Medien und Forschung“. In: Ders./ Segeberg, Harro (Hrsg.): *Sound. Zur Technologie und Ästhetik des Akustischen in den Medien*. Marburg: Schüren, S. 24-40.
- Schefczyk, Michael (2014): „„Als Deutscher unter Deutschen‘: Karl Jaspers’ Die Schuldfrage“. In: Konitzer, Werner/Fritz Bauer Institut (Hrsg.): *Moralisierung des Rechts: Kontinuitäten und Diskontinuitäten nationalsozialistischer Normativität*. Jahrbuch 2014 zur Geschichte und Wirkung des Holocaust. Frankfurt a. Main: Campus, S. 189-214.
- Schellenberg, Britta (2005): „Rechtsextremismus und Medien. Wirkungen reflektieren, Stereotype vermeiden“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Nr. 42, S. 39-45.
- Scheu, Andreas M. (2016): „Grounded Theory in der Kommunikationswissenschaft“. In: Averbek-Lietz, Stefanie/Meyen, Michael (Hrsg.): *Handbuch nicht standardisierte Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. Wiesbaden: Springer VS, S. 81-94.
- Scheufele, Bertram (2002): „Mediale Kultivierung des Fremden. Mehrstufige Klimaeffekte der Berichterstattung – Medien, Problemgruppen, öffentliche Meinung und Gewalt am Fallbeispiel ‚Kurden‘“. In: Esser, Frank/Scheufele, Bertram/Brosius Hans-Bernd (Hrsg.): *Fremdenfeindlichkeit als Medienthema und Medienwirkung*. Opladen/ Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 143–185.
- Schiller, Dietmar (1993): „Politische Gedenktage in Deutschland. Zum Verhältnis von öffentlicher Erinnerung und politischer Kultur“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Bd. 25, S. 32-39.
- Schinkel, Etienne (2018): *Holocaust und Vernichtungskrieg. Die Darstellung der deutschen Gesellschaft und Wehrmacht in Geschichtsschulbüchern für die Sekundarstufe I und II*. Göttingen: V&R unipress.
- Schmedes, Götz (2002): *Medientext Hörspiel. Ansätze einer Hörspielsemiotik am Beispiel der Radioarbeiten von Alfred Behrens*. Münster: Waxmann.
- Schmid, Harald (2012a): „Das Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Annäherung an aktuelle Deutungsmuster“. In: Frölich, Margrit/Jureit, Ulrike/Schneider, Christian (Hrsg.): *Das Unbehagen an der Erinnerung. Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust*. Frankfurt a. Main: Brandes & Apsel, S. 161-181.
- Schmid, Harald (2012b): „Europäisierung des Auschwitzgedenkens? Zum Aufstieg des 27. Januar 1945 als Holocaustgedenktage in Europa“. In: Eckel, Jan/Moisel, Claudia (Hrsg.): *Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive*. Göttingen: Wallstein, S. 174-202.
- Schmid, Harald (2010): „Von der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ zur ‚Erinnerungskultur‘. Zum öffentlichen Umgang mit dem Nationalsozialismus seit Ende der 1970er Jahre“. In: Paul, Gerhard/Schoßig, Bernhard (Hrsg.): *Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus. Eine Bilanz der letzten dreißig Jahre*. Göttingen: Wallstein, S. 171-202.
- Schmidt, Claudia (1994): *Instrumente einer praxisorientierten Publikumsforschung: GfK-Daten und Gruppendiskussionen*. Unveröffentlichtes Vortragsmanuskript. Zitiert nach Röser 2000, S. 110.
- Scholz, Stephan/Röger, Maren/Niven, Bill (2015): „Einleitung“. In: Dies. (Hrsg.): *Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung. Ein Handbuch der Medien und Praktiken*. Paderborn: Schöningh, S. 9-14.
- Schramm, Holger/Knoll, Johannes (2012): „Wandel der Musikprogrammierung im Radio? Stand und Stellenwert der Musikforschung bei deutschen Radiosendern 2011“. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 60. Jg., H. 4, S. 561-576.

- Schreiber, Daniel (2004): „Zeuge sein. Von den ethischen Echos der Stimme“. In: Brüstle, Christa/Riethmüller, Albrecht (Hrsg.): *Klang und Bewegung. Beiträge zu einer Grundkonstellation*. Aachen: Shaker, S. 144-150.
- Schröter, Detlef (1995): „Programmanalyse – sehr gut, aber wie? Ein Werkstattbericht über die inhaltsanalytischen Grundlagen einer Analyse der privaten Hörfunkprogramme in München“. In: Bucher, Hans-Jürgen/Klingler, Walter/Aigner, Wolfgang/Schröter, Christian (Hrsg.): *Radiotrends. Formate, Konzepte und Analysen*. Baden-Baden: Nomos, S. 121-140.
- Schubert, Antje/Sendlmeier, Walter F. (2005): „Was kennzeichnet gute Nachrichtensprecher im Hörfunk? Eine perzeptive und akustische Analyse von Stimme und Sprechweise“. In: Walter F. Sendlmeier (Hrsg.): *Sprechwirkung, Sprechstile in Funk und Fernsehen*. Berlin: Logos, S. 13-70.
- Schütz, Johannes/Kollmorgen, Raj/Schäller, Steven (2021) (Hrsg.): *Die neue Mitte? Ideologie und Praxis der populistischen und extremen Rechten*. Köln: Böhlau.
- Schwan, Gesine (1997): *Politik und Schuld: Die zerstörerische Macht des Schweigens*. Frankfurt a. Main: Fischer.
- Schwenke, Anna (2020): *Nachrichten: mehr als informativ. Nachrichten-Sprechstile im Radio zwischen Formatierung und Hörverständlichkeit*. Berlin: Frank & Timme.
- Segeberg, Harro (2005): „Der Sound und die Medien. Oder: Warum sich die Medienwissenschaft für den Ton interessieren sollte“. In: Ders./Schätzlein, Frank (Hrsg.): *Sound. Zur Technologie und Ästhetik des Akustischen in den Medien*. Marburg: Schüren, S. 9-23.
- Seifert, Markus/Bräuer, Marco (2007): „Stimmung macht Musik. Eine explorative Studie zur stimmungsabhängigen Rezeption von Musik“. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 55. Jg., Sonderheft „Musik und Medien“, S. 157-173.
- Seip, Axel (2017): „Reportage“. In: La Roche, Walther von/Buchholz, Axel (Hrsg.): *Radio-Journalismus: Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis im Hörfunk*. Wiesbaden: Springer VS, S. 215-227.
- Sendlmeier, Walter F. (2005): „Mündlichkeit – Sprechstile in den Medien“. In: Ders. (Hrsg.): *Sprechwirkung, Sprechstile in Funk und Fernsehen*. Berlin: Logos, S. 1-12.
- Sendlmeier, Walter F. (Hrsg.) (2005): *Sprechwirkung, Sprechstile in Funk und Fernsehen*. Berlin: Logos.
- Sendlmeier, Walter F./Siegmond, Jan (2005): „DeutschlandRadio Berlin vs. Radio NRJ Berlin – ein Vergleich der Sprechstile“. In: Walter F. Sendlmeier (Hrsg.): *Sprechwirkung, Sprechstile in Funk und Fernsehen*. Berlin: Logos, S. 151-192.
- Sommer, Andreas (2018): „Holocaust und Identität: Biografische Menschenrechtsbildung am Beispiel von ‚Lauf Junge lauf‘“. In: Ballis, Anja/Gloe, Markus (Hrsg.): *Holocaust Revisited. Wahrnehmung und Vermittlung. Fiktion und Fakten. Medialität und Digitalität*. Springer VS, S. 223-240.
- Sontag, Susan (2006): *Über Fotografie*. Frankfurt a. Main: S. Fischer.
- Spang, Wolfgang (2006): *Qualität im Radio. Determinanten der Qualitätsdiskussion im öffentlich-rechtlichen Hörfunk in Deutschland*. St. Ingbert: Röhrig.
- Speer, Albert (1975): *Spandauer Tagebücher*. Frankfurt am Main: Ullstein.
- Statista (2021): „Entwicklung der Anzahl der öffentlich-rechtlichen und privaten Radiosender\* in Deutschland in den Jahren von 1987 bis 2021“. URL: <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/36329/umfrage/radiosender-anzahl-oeffentlich-rechtliche-und-private-seit-1987> (zuletzt aufgerufen am 20.9.2021).
- Steinbach, Peter (2015): *Nach Auschwitz. Die Konfrontation der Deutschen mit der Judenvernichtung*. Bonn: Dietz, J H.
- Steinbach, Peter (1981): *Nationalsozialistische Gewaltverbrechen. Die Diskussion in der deutschen Öffentlichkeit nach 1945*. Berlin: Colloquium.

- Stephan, Karsten (2006): *Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg. Zum Zusammenhang von kollektiver Identität und kollektiver Erinnerung*. Baden-Baden: Nomos.
- Stiftung Erinnerung Vergangenheit Zukunft (2018): „Trügerische Erinnerungen – Wie sich Deutschland an die NS-Zeit erinnert. Studie der Stiftung EVZ und der Universität Bielefeld untersucht Status quo der deutschen Erinnerungskultur.“ Pressemitteilung vom 13.2., URL: <https://www.stiftung-evz.de/presse/pressemitteilungen.html> (zuletzt aufgerufen am 19.8.2021).
- Stratmann, Gerd (1987): „Classlessness“ – Die kurze Karriere eines Klischees (1955-1965). In: Blaicher, Günther (Hrsg.): *Erstarrtes Denken. Studien zu Klischees, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur*. Tübingen: Narr, S. 363-372.
- Strauss, Anselm/Corbin, Juliet (1996): *Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Strübing, Jörg (2018): „Grounded Theory: Methodische und methodologische Grundlagen“. In: Pentzold, Christian/Bischof, Andreas/Heise, Nele (Hrsg.): *Praxis Grounded Theory. Theoriegenerierendes empirisches Forschen in medienbezogenen Lebenswelten. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Wiesbaden: Springer VS, S. 27-52.
- Strübing, Jörg (2014): *Grounded theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Thamer, Hans-Ulrich (2007): „Der Holocaust in der deutschen Erinnerungskultur vor und nach 1989“. In: Birkmeyer, Jens/Blasberg, Cornelia (Hrsg.): *Erinnern des Holocaust? Eine neue Generation sucht Antworten*. Bielefeld: Aisthesis, S. 81-93.
- Thiele, Martina (2016): *Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes*. Bielefeld: transcript.
- Thiele, Martina (2009): „Geschichtsvermittlung in Zeitungen“. In: Horn, Sabine/Sauer, Michael (Hrsg.): *Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen*. Göttingen: V&R, S. 186-193.
- Thiele, Martina (2007): *Publizistische Kontroversen über den Holocaust im Film*. Berlin [u.a.]: Lit.
- Toelle, Jutta (2018): „Applaus“. In: Morat, Daniel/Ziemer, Hansjakob (Hrsg.): *Handbuch Sound. Geschichte – Begriffe – Ansätze*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 178-193.
- Tolson, Andrew (2006): *Media talk. Spoken discourse on TV and radio*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Uhl, Heidemarie (2010): „Warum Gesellschaften sich erinnern“. In: *Informationen zur Politischen Bildung*, Nr. 32, S. 5-14.
- Uhl, Heidemarie (2009): 1938 – 1988 – 2008. Gedenkjahre und die Logik medialer Aufmerksamkeit. In: *Medien & Zeit* 24 (1), S. 4–7.
- Uhl, Heidemarie (2005a): „Deutsche Schuld, deutsches Leid. Eine österreichische Perspektive auf neue Tendenzen der deutschen Erinnerungskultur“. In: *Antisemitismus, Antizionismus, Israelkritik*, S. 160-180.
- Uhl, Heidemarie (2005b): „Von ‚Endlösung‘ zu ‚Holocaust‘: die TV-Ausstrahlung von ‚Holocaust‘ und die Transformationen des österreichischen Gedächtnisses“. In: *Historical Social Research*, Vol. 30, No.4, S. 29-52.
- VAUNET – Verband Privater Medien (2008): „VPRT legt Vorschlag zur Umsetzung des ‚Drei-Stufen-Tests‘ für gebührenfinanzierte Angebote vor“. Pressemitteilung vom 19.3. auf [Presseportal.de](http://presseportal.de). URL: <https://www.presseportal.de/pm/6895/1157457> (zuletzt aufgerufen am 24.9.2020).
- Völter, Bettina (2002): *Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen*. Opladen: Leske + Budrich.

- von Glasenapp, Gabriele (2006): „Von der ‚Endlösung der Judenfrage‘ zum Holocaust. Über den sprachlichen Umgang mit der deutschen Vergangenheit“. In: Felder, Ekkehard (Hrsg.): *Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 127-156.
- Walser, Martin (1998): „Die Banalität des Guten. Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede aus Anlaß der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 236, S. 15 vom 12.10.
- Weigel, Sigrid (2002): „Die Stimme der Toten. Schnittpunkte zwischen Mythos, Literatur und Kulturwissenschaft.“ In: Kittler, Friedrich A./Mach, Thomas/Dies. (Hrsg.): *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kulturgeschichte der Stimme*. Berlin: Akademie Verlag, S. 73-92.
- Weischenberg, Siegfried/Kleinsteuber Hans J./Pörksen, Bernhard (2005): *Handbuch Journalismus und Medien*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Welzer, Harald (2010): „Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis“. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, H. 25-26, S. 16-23.
- Welzer, Harald (2002): *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München: C.H. Beck.
- Welzer, Harald/Moller, Sabine/Tschuggnall, Karoline (2002): „Opa war kein Nazi“. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*. Frankfurt a. Main: S. Fischer.
- Wende, Waltraud (2002): „Medienbilder und Geschichte. Zur Medialisierung des Holocaust“. In: Dies. (Hrsg.): *Geschichte im Film. Mediale Inszenierungen des Holocaust und kulturelles Gedächtnis*. Stuttgart: Metzler, S. 8-30.
- Wette, Wolfram (2002): *Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Wetzel, Juliane (2008): „Holocaust-Erziehung“. In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, URL: <https://www.bpb.de/themen/erinnerung/geschichte-und-erinnerung/39843/holocaust-erziehung/> (zuletzt aufgerufen am 17.2.2012).
- Wickert, Erwin (1954): „Die innere Bühne“. In: *Akzente*, 1. Jg., S. 505-514
- Wiegel, Gerd (2003): „Globalisierte Erinnerung? Die Universalisierung der NS-Erinnerung und ihre geschichtspolitische Funktion“. In: Klundt, Michael/Salzborn, Samuel/Schwietring, Marc/Wiegel, Gerd (Hrsg.): *Erinnern, verdrängen, vergessen. Geschichtspolitische Wege ins 21. Jahrhundert*. Giessen: NBKK, S. 109-136.
- Wiermer, Kathrin (2019): „Umfrage zur Erinnerungskultur: Deutsche möchten erinnern, verlieren aber zunehmend den Bezug zu ihrer Geschichte/Studie ‚MEMO Deutschland‘ zeigt Parallelen zwischen NS-Zeit und heute auf“. Pressemitteilung vom 11.4. in: *Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft (evz)*, URL: <https://www.stiftung-evz.de/presse/pressemitteilung/umfrage-zur-erinnerungskultur-deutsche-moechten-erinnern-verlieren-aber-zunehmend-den-bezug-zu-ihrer-geschichte-studie-memo-deutschland-zeigt-parallelen-zwischen-ns-zeitund-heute-auf> (zuletzt aufgerufen am 19.1.2022).
- Wilke, Jürgen (1999): „Massenmedien und Zeitgeschichte aus Sicht der Publizistikwissenschaft“. In: Ders. (Hrsg.): *Massenmedien und Zeitgeschichte*. Konstanz: UVK, S. 19-31.
- Willems, Herbert (1996): „Goffmans qualitative Sozialforschung. Ein Vergleich mit Konversationsanalyse und Strukturaler Hermeneutik“. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 25. Jg., H. 6, S. 438-455.
- Wirth, Werner (2014): „Emotion“. In: Wünsch, Carsten/Schramm, Holger/Gehrau, Volker/Bilandzic, Helena (Hrsg.): *Handbuch Medienrezeption*. Baden-Baden: Nomos, S. 29-44.
- Wiseman, Richard (1996): „Towards a psychology of deception“. In: *The Psychologist*, No. 9, S. 61-64.
- Wolling, Jens/Füting, Angelika (2007): „Musik im Radio zwischen Mainstream und Profil“. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 55. Jg., Sonderheft „Musik und Medien“, S. 62-77

- Wünsch, Carsten (2014): „Empathie und Identifikation“. In: Ders./Schramm, Holger/Gehrau, Volker/Bilandzic, Helena (Hrsg.): *Handbuch Medienrezeption*. Baden-Baden: Nomos, S. 223-241.
- Young, James E. (1992): *Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation*. Frankfurt a. Main: Jüdischer Verlag.
- ZDF (2014): „Die Wahrheit über den Holocaust“, URL: <https://www.zdf.de/dokumentation/zdfinfo-doku/die-wahrheit-ueber-den-holocaust-100.html> (zuletzt aufgerufen am 18.5.2021).
- ZDF Presse und Information (2019): „ARD/ZDF-Massenkommunikation Trends 2019: Sieben Stunden Mediennutzung täglich – Mediatheken und Streamingdienste werden immer wichtiger“. Pressemitteilung zu den Ergebnissen aus der „Studienreihe Medien und ihr Publikum“ (MiP) vom 5.9., URL: <https://presseportal.zdf.de/pressemitteilung/mitteilung/ardzdf-massenkommunikation-trends-2019/> (zuletzt aufgerufen am 14.2.2022).
- ZDF Pressestelle (2000): „Gegen Fälschung und Verdrängung – ZDF startet mit sechsteiliger Reihe ‚Holocaust‘“. Pressemitteilung vom 17.8., URL: <https://www.presseportal.de/pm/7840/165124> (zuletzt aufgerufen am 24.2.2021).
- Zelizer, Barbie/Tenenboim-Einblatt, Keren (2014) (Hrsg.): „Journalism’s Memory Work“. In: Dies. (Hrsg.): *Journalism and Memory*. Palgrave Macmillan, S. 1-16.
- Zelizer, Barbie/Tenenboim-Weinblatt, Keren (2014) (Hrsg.): *Journalism and Memory*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Zelizer, Barbie (2008): „Why memory’s work on journalism does not reflect journalism’s work on memory“. In: *Memory Studies*, 1 (1), S. 79–87.
- Zelizer, Barbie (1998): *Remembering to Forget: Holocaust Memory through the Camera’s Eye*. Chicago: University of Chicago Press.
- Zelizer, Barbie (1993): „Journalists as Interpretative Communities“. In: *Critical Studies in Mass Communication*. Vol. 10, S. 219-237.
- Zerpa, Martha Escalona/Drossou, Olga (2010): „Dossier Rassismus & Diskriminierung in Deutschland“. In: *Heinrich Böll Stiftung*, URL: [https://heimatkunde.boell.de/sites/default/files/dossier\\_rassismus\\_und\\_diskriminierung.pdf](https://heimatkunde.boell.de/sites/default/files/dossier_rassismus_und_diskriminierung.pdf) (zuletzt aufgerufen am 24.3.2021).
- Zick, Andreas/Hövermann, Andreas/Krause, Daniela (2011): „Die Abwertung von Ungleichwertigen. Erklärung und Prüfung eines erweiterten Syndroms der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit.“ In: Heitmeyer, Wilhelm (Hrsg.): *Deutsche Zustände. Folge 10*. Frankfurt a. Main: Suhrkamp, S. 64-86.
- Ziehe, Thomas/Stubenrauch, Herbert (1982): *Plädoyer für ungewöhnliches Lernen. Ideen zur Jugendsituation*. Hamburg: Rowohlt.
- Zierold, Martin (2010): „Printmedien und Radio“. In: Eichenberg, Ariane; Gudehus, Christian; Welzer, Harald (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 196-201.
- Zierold, Martin (2006): *Gesellschaftliche Erinnerung. Eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive*. Berlin: de Gruyter.
- Zülsdorf-Kersting, Meik (2011): „Die Ambivalenz der sozialen Erwünschtheit – oder: Historisches Lernen am Thema ‚Holocaust‘“. In: *Lernen aus der Geschichte*. URL: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/9440> (zuletzt aufgerufen am 16.8.2019).

## Abbildungsverzeichnis

ABBILDUNG 1: KARTE DER LANDESRUNDFUNKANSTALTEN DER ARD.....	88
ABBILDUNG 2: ARTIKULATORISCHE TRANSKRIPTIONSREGELN.....	91
ABBILDUNG 3: MEDIENSPEZIFISCHE TRANSKRIPTIONSREGELN.....	91
ABBILDUNG 4: MATRIX DER DISKUTANT*INNEN.....	98
ABBILDUNG 5: ZUTEILUNG DER HÖRBEITRÄGE NACH GRUPPE.....	99

## Abkürzungsverzeichnis

AfD	= Alternative für Deutschland
ARD	= Arbeitsgemeinschaft der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland
Atmo	= Atmosphäre
BBC	= British Broadcasting Corporation
BFB	= Bund Freier Bürger
BR	= Bayerischer Rundfunk
BRD	= Bundesrepublik Deutschland
CDU	= Christlich Demokratische Union
CDU	= Christlich-Soziale Union
DDR	= Deutsche demokratische Republik
DFG	= Deutsche Forschungsgemeinschaft
DLF	= Deutschlandfunk
DVU	= Deutsche Volksunion
DW	= Deutsche Welle
F.A.Z.	= Frankfurter Allgemeine Zeitung
FDP	= Freie Demokratische Partei
FM	= Frequenzmodulation
GEZ	= Gebühreneinzugszentrale der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten
GfK	= Gesellschaft für Konsumforschung
GT	= Grounded Theory
GTM	= Grounded Theory Method
G1 - G5	= Gruppen der Diskussionsrunden 1 bis 5
LMU	= Ludwig-Maximilians-Universität München
MDR	= Mitteldeutscher Rundfunk
NDR	= Norddeutscher Rundfunk
NWDR	= Nordwestdeutscher Rundfunk
NPD	= Nationaldemokratische Partei Deutschland
NS	= Nationalsozialismus
NSDAP	= Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
NRW	= Nordrhein-Westfalen

---

O-Ton	= Originalton
Pegida	= Patriotische Europäer gegen die Islamierung des Abendlandes
R/GTM	= Reflexive Grounded Theory
RB	= Radio Bremen
RBB	= Rundfunk Berlin-Brandenburg
REP	= Die Republikaner
RP	= Rheinische Post
RRG	= Reichs-Rundfunk-Gesellschaft mbH
RStV	= Rundfunkstaatsvertrag
SA	= Sturmabteilung
SR	= Saarländischer Rundfunk
SS	= Schutzstaffel
SWR	= Südwestdeutscher Rundfunk
UNHCR	= United Nations High Commissioner for Refugee
WDR	= Westdeutscher Rundfunk
UKW	= Ultrakurzwelle
WTB	= Wolffs Telegraphisches Bureau
ZDF	= Zweiter Deutscher Rundfunk

## Verzeichnis der analysierten Radiobeiträge

Avidan, Igal (2016): „Bildung gegen Rechts. Ein Überlebender der Shoah spricht mit inhaftierten Rechtsradikalen“, Südwestdeutscher Rundfunk, 30. Juni.

Engelien, Almut (2018): „Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Bundestag“, Radio Bremen, 1. Februar.

Focke, Ariane (2017): „Brauchen wir einen Neustart für die Erinnerungskultur?“, Hessischer Rundfunk, 17. November.

Geschwinde, Barbara (2015): „Die Geschichtsstunde“, Südwestdeutscher Rundfunk, 27. Januar.

Jarczyk, Henryk (2013): „Ort des Unbegreifbaren“, Bayerischer Rundfunk, 20. Dezember.

Rosenplänter, Meike (2017): „Das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau“, Deutschlandfunk, 12. Mai.

Senel, Elif (2015): „Nationalsozialismus – Auschwitz vermitteln“, Westdeutscher Rundfunk, 27. Januar.

Trebbin, Ulrich (2014): „Ein Sinto, der Auschwitz überlebt hat“, Bayerischer Rundfunk, 27. Januar.

Trebbin, Ulrich (2015): „'Ich bin froh, wenn wieder alles draußen ist.' Der Sinto Hugo Höllenreiner und seine Kindheit in Auschwitz“, Bayerischer Rundfunk, 1. November.

Wakonigg, Daniela (2015): „Die Befreiung des KZ Auschwitz (am 27. Januar 1945)“,